EAZ – Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift
Jahrgang 51, 1/2 (2010)

INHALT

Editorial 5

Schwerpunktthema

Sabine Rieckhoff, Ulrich Veit, Sabine Wolfram
Der Archäologe als Erzähler 7

Ulrich Veit
Zur Geschichte und Theorie des Erzählens in der Archäologie:
eine Problemskizze 10

Charlotte Schubert
Die Bedeutung von Narrativität für die Historie:
Ein Versuch anhand von zwei Beispielen aus der Antike 30

Mark Pluciennik
Is Narrative Necessary? 48

Reinhard Bernbeck
»La Jalousie« und Archäologie: Plädoyer für subjektloses Erzählen 64

Stefanie Samida
Populäre Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert:
Motive und Strategien archäologischer Erzähler 87

Felix Wiedemann
Völkerwellen und Kulturbringer. Herkunfts- und Wanderungsnarrative
in historisch-archäologischen Interpretationen des Vorderen Orients um 1900 105

Manfred K. H. Eggert
Carl Schuchhardt (1858–1943): Ein Rückblick auf *Alteuropa* 129

Matthias Jung
Hofberichterstattung. Zur Wirkmächtigkeit des narrativen
Ideals in der Hallstattforschung 151

Martin Porr
Art and Rock-art of the Kimberley, Northwest Australia: Narratives,
Interpretations and Imaginations 173

Beat Schweizer
›Frühes Griechenland‹. Zum ›Problem‹ des Orients in fundierenden Geschichten des Okzidents 191

Sabine Rieckhoff
Happy End oder Aufruhr? Zur Narratologie der ›keltischen Kunst‹ 215

Stefan Burmeister
Der Bauchredner und seine Puppe. Archäologische Ausstellungen als ›Erzählung‹ 239

Abhandlung

Frank Siegmund
Körpergewicht und BMI bezeugen einen hohen Lebensstandard im europäischen Mittelalter 258

Tagungsbericht

Andreas Reinecke
Crossing Borders in Southeast Asian Archaeology. 13th International Conference of the European Association of Southeast Asian Archaeologists (EurASEAA) in Berlin vom 27. September bis 1. Oktober 2010 283

Rezensionen

Antonia Davidovic, Praktiken archäologischer Wissensproduktion. Eine kulturanthropologische Wissenschaftsforschung. Altertumskunde des Vorderen Orients 13. Ugarit-Verlag Münster 2009 (M. Jung) 288

Jens Martin, Die Bronzegefäße in Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg, Berlin, Sachsen-Anhalt, Thüringen und Sachsen. Prähistorische Bronzefunde Abteilung II, Bd. 16. Franz Steiner Verlag Stuttgart 2009 (S. Hansen) 294

Marek Gedl, Die Lanzenspitzen in Polen. Prähistorische Bronzefunde Abteilung V, Bd. 3. Franz Steiner Verlag Stuttgart 2009 (S. Hansen) 298

Klaus Finneiser/Petra Linscheid/Meliné Pehlivanian, George Schweinfurth. Pionier der Textilarchäologie und Afrikaforscher. Skulpturensammlung und Museum für Byzantinische Kunst. Staatliche Museen zu Berlin – Stiftung Preußischer Kulturbesitz Berlin 2010 (U. v.d. Heyden) 300

EAZ – Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift
Jahrgang 51, 1/2 (2010)

CONTENTS

Editorial 5

Key Issue

Sabine Rieckhoff, Ulrich Veit, Sabine Wolfram
The Archaeologist as Narrator 7

Ulrich Veit
On the History and Theory of Archaeological Narration. A Critical Outline 10

Charlotte Schubert
The Importance of Narration for History: An Attempt by
Two Examples from Antiquity 30

Mark Pluciennik
Ist Erzählen notwendig? 48

Reinhard Bernbeck
»La Jalousie« and Archaeology: a Plea for a Narration without Subject 64

Stefanie Samida
Popular Historiography in the 19th Century:
Archaeological Narrators and their Strategies 87

Felix Wiedemann
»Völkerwellen und Kulturbringer«. Narratives of Origin and
Narratives of Migration in Historical and Archaeological Interpretations
of the Middle East around 1900 105

Manfred K. H. Eggert
Carl Schuchhardt (1858–1943): *Alteuropa* in Retrospect 129

Matthias Jung
Court Report. On the Power of the Narrative Ideal in Hallstatt Studies 151

Martin Porr
Kunst und Felskunst im Kimberley, Nordwest-Australien:
Erzählungen, Deutungen und Vorstellungen 173

Beat Schweizer
›Early Greece‹. About the Orient in Founding Stories of the Occident 191

Sabine Rieckhoff
Happy End or Turmoil? On Narratology of ›Celtic Art‹ 215

Stefan Burmeister
The Ventriloquist and his Puppet. Archaeological Exhibitions as ›Narratives‹ 239

Essays

Frank Siegmund
Body Mass and Body Mass Index Indicate a High Standard
of Living in Medieval Europe 258

Conference Proceedings

Andreas Reinecke (Bonn)
Crossing Borders in Southeast Asian Archaeology.
13th International Conference of the European Association of
Southeast Asian Archaeologists (EurASEAA) in Berlin vom
27. September bis 1. Oktober 2010 283

Reviews

Antonia Davidovic, Praktiken archäologischer Wissensproduktion.
Eine kulturanthropologische Wissenschaftsforschung. Altertumskunde
des Vorderen Orients 13. Ugarit-Verlag Münster 2009 (M. Jung).....288

Jens Martin, Die Bronzegefäße in Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg,
Berlin, Sachsen-Anhalt, Thüringen und Sachsen. Prähistorische Bronzefunde
Abteilung II, Bd. 16. Franz Steiner Verlag Stuttgart 2009 (S. Hansen).....294

Marek Gedl, Die Lanzenspitzen in Polen. Prähistorische Bronzefunde
Abteilung V, Bd. 3. Franz Steiner Verlag Stuttgart 2009 (S. Hansen) 298

Klaus Finneiser/Petra Linscheid/Meliné Pehlivanian, George Schweinfurth.
Pionier der Textilarchäologie und Afrikaforscher. Skulpturensammlung
und Museum für Byzantinische Kunst. Staatliche Museen zu Berlin –
Stiftung Preußischer Kulturbesitz Berlin 2010 (U. v.d. Heyden) 300

EAZ – Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift
Jahrgang 51, 1/2 (2010), S. 5–6
© Waxmann

Editorial

Als Folge der Schließung des traditionsreichen Lehrstuhls für Ur- und Frühgeschichte der Berliner Humboldt-Universität zum Sommersemester 2010 ist mit Heft 4 des 50. Jahrgangs (2009) im Oktober 2010 das letzte von Johan Callmer und Ruth Struwe verantwortete Heft der »Ethnographisch-Archäologischen Zeitschrift« (EAZ) erschienen. Damit endet eine fünfzigjährige Publikationstradition in Berlin. In dieser Zeit hatte die Humboldt-Universität durch personelle und logistische Unterstützung ein Überleben der Zeitschrift auch in schwierigen Zeiten, wie etwa nach der Wende, gesichert. Die EAZ hat sich in dieser Zeit zu einem wichtigen und lebendigen Forum des fachlichen Austauschs innerhalb der Ur- und Frühgeschichte wie auch zwischen dieser und angrenzenden Wissenschaften wie Ethnologie und Physischer Anthropologie entwickelt. Sie ist außerdem wie keine zweite archäologische Fachzeitschrift ein Spiegel der politischen und weltanschaulichen Veränderungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Es gibt also Gründe genug, den Fortbestand der EAZ zu sichern. So konnte sich der Unterzeichnende der an ihn herangetragenen Bitte, die Weichen für eine Fortführung der Zeitschrift an der Professur für Ur- und Frühgeschichte der Universität Leipzig zu stellen, nicht verschließen. Allerdings lassen die veränderten Rahmenbedingungen, wie die hier bislang noch fehlende Infrastruktur für Redaktion und Vertrieb ebenso wie die durch die digitale Revolution ausgelösten Veränderungen im Verlagswesen, auf Dauer eine einfache Fortschreibung der bisherigen Strukturen nicht zu. Vielmehr sind harte Schnitte verbunden mit einer gewissen Neuausrichtung der Zeitschrift nötig, um dauerhaft ein Weiterbestehen der EAZ zu sichern. Der Leipziger Lehrstuhl ist nicht in der Lage, diese Aufgabe alleine zu schultern. Dies kann letztlich nur dann gelingen, wenn alle Beteiligten – Autoren, Abonnenten, Leser, Redakteure (die weibliche Form sei jeweils mitgedacht) und Verlag – aktiv mit dazu beitragen. Mit der Arbeitsgemeinschaft Theorien in der Archäologie e.V. beim Präsidium der deutschen Altertumsverbände und dem Waxmann Verlag Münster konnten zwischenzeitlich aber zwei kompetente Partner gewonnen werden, die dabei mithelfen wollen, die EAZ nicht nur zu erhalten, sondern entsprechend der Bedingungen der Gegenwart weiterzuentwickeln. Die nach der Entpflichtung des alten Beirats notwendig gewordene Bestellung eines neuen wissenschaftlichen Beirats steht unmittelbar bevor. Seine Hauptaufgabe wird in der Sicherung des wissenschaftlichen Standards der vorgelegten Beiträge bestehen. Es ist vorgesehen, ein Peer-Review-Verfahren zu etablieren, dem sich alle eingereichten Forschungsbeiträge zu unterziehen haben werden. Beirat und Theorie-AG stehen aber auch bereit, um den Herausgeber im Hinblick auf die Einwerbung von Manuskripten sowie in Fragen der Weiterentwicklung des inhaltlichen Profils der EAZ zu unterstützen. Allerdings wollen wir auch am Bewährten festhalten.

Die EAZ steht in der Tradition des interdisziplinären Zusammenwirkens von Ur- und Frühgeschichte (Ur- und Frühgeschichtlicher Archäologie), Ethnologie (Kulturanthropologie) und Physischer Anthropologie mit dem Ziel, zu einem besseren Verständnis der frühen geschichtlichen Entwicklung des Menschen zu kommen. Sie fühlt sich aber ebenso jenen Traditionen innerhalb der Altertums- und Geschichtswissenschaften verbunden, die aus einer vergleichenden Perspektive heraus versuchen, begründete Einblicke in die Entwicklung früher Kulturen zu geben.

In diesem Sinne möchte sie auch in Zukunft Beiträge vorlegen, die in exemplarischer Weise Grundsatzfragen der archäologischen Fächer (insbesondere Urgeschichtliche Archäologie, Frühgeschichtliche Archäologie, Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit) aufgreifen und in einer die engeren Fächergrenzen transzendierenden Weise zu klären bemüht sind. Schwerpunkte bilden hierbei traditionell die Ethnoarchäologie sowie seit einigen Jahren auch die Historische Archäologie. Jedoch sind mögliche Beiträge keineswegs auf diese Bereiche beschränkt. Vielmehr sind innovative Ansätze jeder Art willkommen, die die Grundlagendebatte in den archäologischen Fächern insgesamt voranbringen.

Neben Fallstudien zu bestimmten Epochen und Regionen sollen – wie schon bisher – Beiträge zu den Bereichen Wissenschaftsgeschichte und Theorie / Methodologie der Archäologie einen weiteren Schwerpunkt bilden. Dies schließt auch Diskussionsbeiträge zum weiten Bereich ›Wissenschaft und Gesellschaft‹ (inklusive Denkmalpflege, Museologie und Medien) und zur Organisation des Archäologiestudiums mit ein.

Die EAZ ermutigt darüber hinaus insbesondere junge Autorinnen und Autoren zur Einreichung von Beiträgen. Die Publikationsrichtlinien können auf der Homepage der Professur für Ur- und Frühgeschichte der Universität Leipzig (http://www.uni-leipzig.de/~ufg/) nachgelesen und heruntergeladen werden (http://www.uni-leipzig.de/histsem/index.php?id=1066&S=1). Außerdem finden Sie dort neben aktuellen Informationen zur EAZ (Kontaktadresse, Profil und Satzung, wissenschaftlicher Beirat, Inhaltsverzeichnisse, Bezugsbedingungen) auch ein Gesamtregister, das noch unter Federführung der alten Herausgeber entstanden ist.

Die Beiträge dieses ersten Heftes (das aufgrund der besonderen Umstände das einzige für den Jahrgang 2010 bleiben wird) sind teilweise noch bei der alten Redaktion eingereicht worden. Da die Einwerbung von neuen Beiträgen aber im Hinblick auf das absehbare Ende der EAZ in Berlin auslief und eine unmittelbare Fortsetzung der Arbeit in Leipzig nicht möglich war, ergab sich eine gewisse Lücke. Sie wird in diesem Heft durch die Aufnahme der Beiträge einer Leipziger Fachtagung gefüllt. Ab 2012 sind dann zwei Hefte pro Jahr geplant.

Um den Lesern der EAZ auch in Zukunft ein breites Spektrum an qualitätvollen Beiträgen vorlegen zu können, bitte ich um die Einreichung von geeigneten Manuskripten bei der Redaktion. Für Rückfragen stehen wir gerne zur Verfügung (eaz@uni-leipzig.de).

Leipzig, im September 2011
Ulrich Veit

EAZ – Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift
Jahrgang 51, 1/2 (2010), S. 7–9
© Waxmann

Sabine Rieckhoff, Ulrich Veit, Sabine Wolfram

Der Archäologe als Erzähler

Unter diesem Titel fand am 29. und 30. Juni 2009 in den Räumlichkeiten der Professur für Ur- und Frühgeschichte der Universität Leipzig eine international besetzte Tagung statt. Veranstalter waren neben dem gastgebenden Leipziger Lehrstuhl (Prof. Dr. Sabine Rieckhoff, Dr. Sabine Wolfram) das Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters der Eberhard Karls Universität Tübingen (Prof. Dr. Ulrich Veit). An den beiden Tagen sprachen insgesamt elf ReferentInnen. Aufgrund äußerer Umstände (u. a. dem Ausscheiden von Sabine Rieckhoff aus dem aktiven Dienst und dem Wechsel von Ulrich Veit nach Leipzig) hat sich die Publikation leider etwas verzögert. Auch hat sich der Kreis der Mitwirkenden teilweise verändert.

Alle hier vorgelegten Tagungsbeiträge wurden gegenüber den Leipziger Referaten nochmals stark überarbeitet und erweitert. Neu hinzugekommen sind die Beiträge von Stefan Burmeister, Martin Porr und Felix Wiedemann, die das thematische Spektrum sinnvoll ergänzen. Wir hoffen mit diesem Bündel von Beiträgen eine Diskussion über dieses interessante und bisher eher vernachlässigte Themenfeld anzuregen.

Den Versuch einer Heranführung an das Tagungsthema unternimmt Ulrich Veit in seinem Beitrag, der aus einem entsprechenden Einführungsreferat hervorgegangen ist. Deshalb soll an dieser Stelle auf eine ausführliche weitere inhaltliche Einführung verzichtet werden. Es mag vielmehr ausreichen, nochmals die Überlegungen in Erinnerung rufen, mittels derer wir seinerzeit zur Mitwirkung an diesem Projekt aufgerufen haben.

Archäologen graben, dokumentieren, klassifizieren, datieren und analysieren. In den letzten Jahrzehnten waren diese Felder immer wieder Gegenstand systematischer Reflexionen. Tatsächlich aber tun Archäologen noch mehr: Sie verfassen – mehr oder weniger eng auf ihren Quellenbestand bezogene – Erzählungen, die entweder an ein akademisches oder an ein nicht-akademisches Publikum adressiert sind. Diese Erzählungen prägen unser Bild der Vergangenheit nachhaltig und können so übermächtig werden, dass sie neue Sichtweisen verhindern. Angesichts dieser ›Macht der Erzählung‹ verwundert es, dass die kritische Analyse archäologischer Erzählweisen bislang keinen Eingang in die archäologische Theorie- und Methodendiskussion gefunden hat.

Unser Ausgangspunkt ist die Untrennbarkeit von Daten und Text. Archäologisches Erzählen beginnt nicht erst dann, wenn die Quellen klare Aussagen verweigern, sondern bereits mit der Liste der Fakten, in der – allein durch die Auswahl der Fakten – eine ›Geschichte‹ steckt. Im Mittelpunkt der Diskussion sollten daher die erzählerischen Elemente stehen, die wesentlich zur archäologischen Sinnproduktion beitragen – egal,

ob wir es mit wissenschaftlichen Texten, populärwissenschaftlichen Texten oder musealen Präsentationen zu tun haben. Aufschlussreich in diesem Zusammenhang könnte der Blick auf die Geschichte des Faches, auf mögliche Traditionsbrüche im archäologischen Erzählen und auf zukunftsgewandte Erzählexperimente sein.

Letztlich geht es auch um die Frage, wodurch sich archäologisches von historischem Erzählen unterscheidet. Hier kann sich die Archäologie an der Debatte in den Geschichtswissenschaften orientieren: Schreiben wir Geschichte oder Geschichten? In welchem Umfang haben narrative Strategien Einfluss auf die historische bzw. archäologische Erkenntnisgewinnung? In welchem Verhältnis stehen Erklärung und Rhetorik in historischen bzw. archäologischen Texten?

Anhand dieser Fragen sollte es möglich sein, die Eigenheiten und Probleme archäologisch begründeter Erzählungen zu erkennen und die Praxis archäologischer Sinnproduktion transparent zu machen. Aufgrund des bislang noch ungenügenden Diskussionsstandes wurden zwei Schwerpunkte formuliert, um die sich die Tagungsbeiträge gruppieren sollten: Erstens wurde eine Herausarbeitung jenes blinden Flecks in der Forschung angeregt, der die aufgezeigte Thematik bisher weitgehend übersehen ließ; zweitens sollten die Grundbegriffe und spezifischen Probleme einer archäologischen Erzählforschung sowohl systematisch wie anhand von konkreten Fallbeispielen erörtert werden. Inwieweit dies den Autorinnen und Autoren der folgenden zwölf Beiträge gelungen ist, möge der Leser beurteilen.

Im Anschluss an eine Einführung in das Tagungsthema (»Zur Geschichte und Theorie des Erzählens in der Archäologie: eine Problemskizze«) diskutieren eine Althistorikerin sowie ein Prähistorischer und ein Vorderasiatischer Archäologe zunächst Grundsatzfragen. Charlotte Schubert (Leipzig) fragt in ihrem Beitrag in sowohl grundsätzlicher wie exemplarischer Weise nach der »Bedeutung von Narrativität für die Historie«. Während Mark Pluciennik (Leicester) aus der Perspektive des Archäologen über die grundsätzliche Rolle des Erzählens in seinem Fach und über mögliche Alternativen nachdenkt, plädiert Reinhard Bernbeck (Berlin) in seinem Beitrag unter Bezugnahme auf literaturwissenschaftliche Debatten für ein subjektloses Erzählen.

Daran schließt sich ein Block von Beiträgen an, die sich dem Tagungsthema aus wissenschafts- bzw. wissensgeschichtlicher Perspektive nähern. Stefanie Samida (Berlin) untersucht am Beispiel der Schriften von Heinrich Schliemann die populäre Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert. Gegenstand des Beitrags von Felix Wiedemann (Berlin) sind die Herkunfts- und Wanderungsnarrative in historisch-archäologischen Interpretationen des Vorderen Orients um 1900. Manfred K. H. Eggert (Tübingen) blickt in seinem Beitrag – nicht nur in wissenschaftsgeschichtlicher, sondern auch in systematischer Absicht – zurück auf ein einflussreiches Stück archäologischer Prosa aus dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts: Carl Schuchhardts mehrfach neu aufgelegtes Buch *Alteuropa*. Abschließend demonstriert Matthias Jung (Frankfurt a. M.) anhand einer subtilen Textanalyse anschaulich die Wirkmächtigkeit des narrativen Ideals in der jüngeren mitteleuropäischen Eisenzeitforschung.

Visuellen Quellen und Visualisierungsfragen widmen sich die vier abschließenden Beiträge. Martin Porr (Perth) beschäftigt sich mit der Felsbildkunst Nordwestaustraliens und den Narrationen, Interpretationen und Imaginationen, die sich damit verbinden. Beat Schweizer (Tübingen) fragt aus der Perspektive des Klassischen Archäologen

nach der Rolle des Orients in fundierenden Geschichten des Okzidents und zeigt, wie u. a. griechische Dreifüße, orientalische Kessel und bildtragende Tonschilde zur Grundlage fundierender Geschichten genommen werden. Im Mittelpunkt des Beitrags von Sabine Rieckhoff (Regensburg) steht die so genannte ›keltische Kunst‹ und die Frage, wie diese »narrative Kategorie« dazu beigetragen hat, die Kelten als homogene ›Kultur‹ im archäologisch-historischen Diskurs zu etablieren. Stefan Burmeister (Kalkriese) schließlich nimmt eine im Jahre 2009 aus Anlass des 1000-jährigen Jubiläums der Varus-Schlacht am vermeintlichen Ort dieser Auseinandersetzung abgehaltene Ausstellung zum Thema »Konflikt« zum Anlass, über das Thema »Ausstellung als Erzählung« nachzudenken.

Die Leipziger Tagung wurde von der Gerda Henkel-Stiftung (Düsseldorf) gefördert, deren Repräsentanten wir dafür an dieser Stelle herzlich danken möchten. Unser Dank gilt aber auch Antje Theel und den weiteren Helfern, die den reibungslosen Ablauf der Tagung gewährleisteten sowie dem Tübinger Verein zur Förderung der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie e. V., der zu einem kritischen Zeitpunkt die Redaktionsarbeiten unterstützte und so eine weitere Verzögerung der Veröffentlichung verhindern half.

Zunächst war eine monographische Vorlage der Beiträge geplant. Der Umstand, dass die traditionsreiche »Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift« aufgrund der Schließung des Lehrstuhls für Ur- und Frühgeschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin im Jahre 2010 in ihrem Bestand gefährdet war und wir auf diese Weise einen kleinen Beitrag zu ihrem Erhalt beisteuern können, hat uns hier umdenken lassen.

Regensburg und Leipzig, im September 2011

EAZ – Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift
Jahrgang 51, 1/2 (2010), S. 10–29
© Waxmann

Ulrich Veit

Zur Geschichte und Theorie des Erzählens in der Archäologie: eine Problemskizze

Zusammenfassung:
Ziel dieses Beitrags ist es, eine problemorientierte Einführung in das Tagungsthema »Der Archäologe als Erzähler« zu geben. Dabei wird vorausgesetzt, dass (Prähistorische) Archäologen neben all den anderen Tätigkeiten, die gewöhnlich zu ihrem Metier gerechnet werden – wie dem Ausgraben, dem Sammeln, dem Katalogisieren, dem Kartieren und sogar dem Experimentieren – auch (und ganz wesentlich) erzählerisch tätig sind, wenn auch nicht im engeren Sinne eines literarischen Erzählens. Jedenfalls lassen Archäologen mit ihren Worten (ebenso wie mit Graphiken und Bildern, die sie produzieren) in den Köpfen ihrer Leser bzw. Zuhörer die Vergangenheit ein Stück weit wiedererstehen. Dazu ordnen sie ihre Funde und Beobachtungen in einen bestimmten Kontext ein and konstruieren Plots, die Veränderungen im Fundbild für den Außenstehenden verständlich machen. Aber auf welche Art und Weise erzählen Archäologen? Gibt es neben den etablierten Formen historischen und ethnographischen Erzählens spezifische Formen archäologischen Erzählens? Gibt es vielleicht sogar so etwas wie archäologische Meistererzählungen? Wie hat sich der Stil archäologischen Erzählens über die Zeit des Bestehens des Faches verändert? Und ist es überhaupt angemessen, dass Archäologen erzählen, oder sollten sie dies – wie bisweilen gefordert wird – denen überlassen, die sich damit besser auskennen: den Schriftstellern, Journalisten and Historikern? Diese grundlegenden Fragen werden im Beitrag kurz angerissen und mögliche Antworten skizziert.

Schlüsselwörter: Prähistorische Archäologie; Geschichtswissenschaft; Erzählen; Meistererzählungen; archäologisches Erzählen; Archäologiegeschichte; Theorie der Archäologie; Literatur

On the History and Theory of Archaeological Narration. A Critical Outline

Abstract:
The aim of my paper is to introduce the conference theme »The Archaeologist as Narrator« by highlighting some of the associated problems. My assumption is that (prehistoric) archaeologists besides other activities associated with their practice, like excavating, collecting, cataloging, mapping or even experimenting, also have to be regarded as narrators in a wider sense. Archaeologists by means of words (as well as by means of the graphics and pictures they produce) revive the past at least partially in the head of their readers or

listeners. Therefore they arrange finds and observations in a certain context and construct plots that make sense of the changes that become visible in the archaeological record. But in which way do archaeologists narrate? Is there a specific form of archaeological narrative besides well established historical and ethnographical modes of narrating? Do archaeological master-narratives even exist? How did the style of archaeological narratives change over times? And is it actually appropriate that archaeologists narrate? Or should they leave it to those who are familiar with it: writers, journalists and historians? These are the questions that will be dealt with briefly in this introductory paper.

Keywords: Prehistoric Archaeology; historiography; narration; master narratives; writing archaeology; history of Archaeology; theory of Archaeology; literature

Wie der aufmerksame Leser vielleicht schon bemerkt haben wird, stand die Leipziger Tagung ›Der Archäologe als Erzähler‹, deren Erträge hier vorgelegt werden, unter einem politisch nicht ganz korrekten Titel. Als Mann hatte ich in meinem Entwurf zur Einladung den Geschlechtsvorbehalt zum Titel penibel als Fußnote vermerkt. Die Mitorganisatorinnen, Sabine Rieckhoff und Sabine Wolfram, haben bei der Endredaktion dann aber großzügig darauf verzichtet. Dennoch sei angemerkt, dass die Tagung genauso unter dem Titel ›Die Archäologin als Erzählerin‹ hätte stehen können.[1] Aber dieser Punkt ist für das eigentliche Thema nicht zentral, auch wenn man sich unter dem gestellten Rahmenthema gut eine Untersuchung vorstellen könnte, die sich mit der Frage beschäftigt, ob bzw. inwiefern sich die ›Erzählungen‹ von Archäologinnen und Archäologen unterscheiden. Grundsätzlich haben wir es aber zunächst mit einer Frage zu tun, die archäologisch Forschende beiderlei Geschlechts gleichermaßen betrifft und die auf das Wissenschaftsverständnis der Archäologie insgesamt verweist.

I. Forschung und Erzählung

Dieses Thema ist in Nachbarfächern der (Prähistorischen) Archäologie, wie der Geschichtswissenschaft oder auch der Ethnologie, bereits ausführlich verhandelt worden.[2] Dies hat wissenschaftsgeschichtlich gut nachvollziehbare Gründe (z.B. Stone 1979; Völkel 2006). Warum das Interesse an dieser Frage in den archäologischen Fächern, speziell aber in der Prähistorischen Archäologie, bisher vergleichsweise gering war, erschließt sich nicht so einfach, spielt das Erzählen von Vergangenem und Fremdem doch auch in der archäologischen Praxis seit jeher eine zentrale Rolle. Allerdings wird das Selbstverständnis der Fachvertreter stark durch den Bereich ›Feldforschung‹ bzw. ›Ausgrabung‹ geprägt, was dazu geführt hat, dass andere Aspekte archäologischen Forschens in den Hintergrund treten. Dass aber auch Intentionen und Ergebnisse von Ausgrabungen letztlich sprachlich vermittelt werden, ist erst vergleichsweise spät als Forschungsproblem erkannt worden (z.B. Hodder 1989).

1 Politisch korrekt ist der Titel bei Leskovar (2005). Ich verzichte aus stilistischen Gründen in der Folge auf die jeweilige Hinzufügung der weiblichen Form, diese ist aber immer mitgedacht.

2 Für die Geschichtswissenschaft z. B.: White 1986; 1990; 1994; Nolte 2002 – für die Ethnologie: Kohl 1992; Geertz 1993; Böhnisch-Brednich 2006.

Mit dem Problem der sprachlichen Gestaltung konfrontiert sind insbesondere aber alle Versuche einer kulturgeschichtlichen Synthese. Dabei erscheint es mir keine tragfähige Alternative, dem forschenden Archäologen den die primären Forschungsergebnisse sekundär verwertenden, wissenschaftlich nicht weiter ambitionierten Erzähler gegenüberzustellen. Zwar wird es beim Einzelforscher immer unterschiedliche Schwerpunkte geben, und somit auch Archäologen, die sich mehr auf den einen oder den anderen Bereich konzentrieren. Grundsätzlich aber bleiben Forschung und Erzählung stets untrennbar verbunden.[3] In der Einführung zu einem aktuellen »archäoliterarischen Versuch« (Conard/Wertheimer 2010) wird deshalb zu recht festgestellt: »Erzählung ist – auch – Wissenschaft. Wissenschaft ist – auch – Erzählung« (ebd. 12).

Im Mittelpunkt dieses Experiments eines Archäologen und eines Literaturwissenschaftlers steht die erzählerische Verarbeitung der ältesten (bekannten) ›Kunstwerke‹ der Menschheit, die sich um die so genannte ›Venus vom Hohle Fels‹ auf der Schwäbischen Alb gruppieren lassen. Allerdings erklärt sich der an dem Projekt beteiligte Steinzeitarchäologe, Nicholas Conard, bei der Beantwortung der großen Fragen, die sich mit diesen Funden verbinden, für befangen und überlässt dem Literaten das Wort: »So sehr es ihn [den Steinzeitarchäologen] reizt, Spekulation muss er sich versagen. Er ist ein Wissenschaftler, der seine Disziplin als exakte Wissenschaft begreift. Was er nicht wirklich mit den Methoden seines Faches belegen oder mithilfe von naturwissenschaftlichen Untersuchungen beweisen kann – davon muss er schweigen, so sehr es ihn auch drängen mag. Da kommt es dem Paläolithiker gerade recht, wenn er auf einen berufsmäßigen Interpreten und Fabulierer trifft, auf einen Literaturwissenschaftler, dessen Tagesgeschäft es ist, stumme Dinge zum Sprechen zu bringen und Theorien in Geschichten zu verwandeln« (ebd. 10).

Es gehört zweifelsohne eine gewisse schriftstellerische Begabung dazu, die Menschen vor 40.000 Jahren vor dem Auge des heutigen Lesers lebendig werden zu lassen, wie dies Jürgen Wertheimer im vorliegenden Fall gelingt. Die wenigsten Prähistoriker dürften dazu in der Lage sein. Dennoch liefern Archäologen wie N. Conard dem Schriftsteller keineswegs nur die rohen ›Fakten‹, sondern – unter dem Begriff ›Theorien‹ getarnt – bereits ganze ›Plots‹, die dieser dann nur noch auszuarbeiten braucht, indem er den archäologisch genau umschriebenen Schauplatz mit Akteuren füllt, die er in Interaktion treten lässt. Insofern führt es in die Irre, wenn, wie in diesem Fall (ebd. 10), dem Archäologen das »Faktenwissen« und dem Schriftsteller die »Erfindungskraft« (besser vielleicht: historische Einbildungskraft) zugesprochen wird. Tatsächlich hat der Schriftsteller in diesem Fall lediglich die im Modus der Strukturgeschichte komponierte Geschichte der Steinzeitarchäologen in eine fiktiv bleibende Ereignisgeschichte übersetzt: die Geschichte einer jungen Neandertalerin namens Khar, die unvermittelt in eine Gruppe ›moderner Menschen‹ gerät und schließlich zur Mittlerin zwischen diesen beiden so unterschiedlichen Welten wird.

Die These des Buches, dass die Entstehung der Kunst ein Produkt der Begegnung des modernen Menschen mit den Neandertalern im eiszeitlichen Europa war, lässt sich letztlich zwar archäologisch nicht beweisen, sie ist gleichwohl eine legitime und diskutable Arbeitshypothese, für deren Generierung es noch keines Schriftstellers bedarf.

3 Schörken (1995, 11–14) behandelt dieselbe Fragestellung unter Verwendung des Begriffspaares »Rekonstruktion« und »Vergegenwärtigung«.

Problematischer erscheint mir hingegen die die Erzählung leitende Vorstellung einer mutmaßlich größeren Aggressivität, ja Verschlagenheit des Homo sapiens gegenüber dem als friedfertig beschriebenen Neandertaler. Sie entbehrt nicht nur jeder empirischen Grundlage, sondern auch jeder argumentativen Logik (v. Rauchhaupt 2010). Zugleich offenbart sie die Verwandtschaft der neuen Tübinger Eiszeitsaga zu David Friedrich Weinlands berühmten Jugendroman »Rulaman« aus dem Jahr 1876, dessen Schauplatz ebenfalls die Schwäbische Alb war. Weinland, von Beruf Zoologe (zur Biographie: Brunecker 2003), schildert darin auf der Grundlage des archäologischen Wissens der Zeit den hoffnungslosen Kampf der Aimat, eines gelb-häutigen steinzeitlichen Jägervolks gegen einen von Osten her andrängenden Volksstamm, den Kalats, der schon Metallwaffen besitzt. Allerdings ist Weinlands Held anders als derjenige Wertheimers männlich: »Rulaman, der tapfere Häuptlingssohn, ist der letzte Aimat vom Norge-Tal«. Ebenso wie Khar wird aber auch er »weiterleben im Volk der Sieger, ihnen sein Blut vererben und die Ahnen durch wackere, ruhmvolle Taten ehren« (Weinland 1950, Klappentext). Auffallend ist der für die Entstehungszeit nicht untypische stark völkische Grundton, der die Erzählung Weinlands durchzieht. Wertheimer hingegen liefert, gestützt auf ihm im Wesentlichen über Conard vermittelte Ergebnisse der modernen archäologischen Forschung, eine politisch korrekt(er)e, moderne Variante der Rulaman-Geschichte. Dies zeigt sich etwa darin, dass den Neandertalern explizit eine aktive Rolle in diesem Prozess zugestanden wird, in dem Khar zur Schöpferin der Venusstatuette wird.[4]

Dass diese Annahme (scheinbar) durch neueste paläogenetische Ergebnisse, die eine genetische Mischung von Neandertaler und modernem Menschen postulieren, bestätigt wird, nehmen die Autoren gerne auf. Wie sie aber offen bekennen (Conard/Wertheimer 2010, 13) waren diese Ergebnisse für die Komposition der Geschichte letztlich unerheblich: »wenn die Paläogenetiker (fürs Erste) andere Erkenntnisse geliefert hätten, hätte dies in unseren Augen unsere Erzählung nicht widerlegt« (ebd.). Hier kollidieren sie indes mit den selbst formulierten Grundsätzen.[5]

II. Probleme mit dem Erzählen

Ich möchte dies an dieser Stelle nicht vertiefen. Wichtig erscheint mir aber festzuhalten, dass im Sinne des Tagungstitels auch Archäologen erzählen und dass erzählerische Momente nicht nur die auf die Öffentlichkeit gerichteten, sondern eben auch die innerfachlichen Diskurse mitbestimmen, ob wir uns dies eingestehen oder nicht. Ebenso wenig geht es mit im Folgenden um das Handwerkliche beim auf ein größeres Publikum zielenden archäologischen Erzählen, auf das der durch eine Vielzahl populärer

4 Wertheimers Ausführungen profitierten übrigens – direkt wie indirekt (d. h. über die Archäologen mit denen er sprach) – zweifellos auch von vorangegangen ähnlichen Projekten, etwa dem bekannten Spielfilm »Am Anfang war das Feuer« (*La guerre du feu,* 1981. Regie: Jean-Jacques Annaud). Leider wird der Beitrag einer schon lange vor diesem Band existenten ›fiktiven Urgeschichte‹ an dem Ergebnis nicht offen gelegt. Dem Literaten wird man dies nicht zum Vorwurf machen wollen, aber dem Literaturwissenschaftler?

5 »Keine Möglichkeit darf ausgeschlossen werden, weil sie ungewöhnlich ist. Aber jede Möglichkeit, die ausgeschlossen werden kann, muss verworfen werden« (ebd. 12).

Archäologiebücher bekannt gewordene Amerikaner Brian Fagan (2006) in einem Buch mit dem Titel »Writing Archaeology. Telling Stories About the Past« abhebt, das sich als Ratgeber für Sachbuchautoren versteht (Davison 2010, 140 f.).[6] Im Mittelpunkt sollen vielmehr grundsätzlichere Fragen nach der Rolle des Erzählens in der (Prähistorischen) Archäologie stehen, einem Thema mit dem sich Archäologen bisher nur selten beschäftigt haben.[7]

Ein wesentlicher Grund dafür mag in einem Nachwirken der positivistischen Tradition, in der das Fach im späten 19. Jahrhundert entstand, vermutet werden. Dabei spielen zeitgeschichtliche Faktoren mit hinein. So ist das zähe Fortleben eines allein auf ›Fakten‹ zielenden Positivismus gerade in Deutschland schon vor längerer Zeit als eine zwar verständliche, aber letztlich eben nicht zielführende Reaktion auf den Missbrauch unseres Faches im Nationalsozialismus beschrieben worden (Narr 1990, 303). Wir wissen allerdings heute, dass ein Rückzug auf das nur vermeintlich sichere Terrain der Fakten letztlich keine Gewähr für die Bannung von politischem Missbrauch bietet. Versprechungen von Seiten der Politik höhlen solchen Vorsatz gewöhnlich schnell aus – zumal wenn sie dem Forscher zugleich auch einen individuellen Bedeutungsgewinn signalisieren. Beispiele dafür gibt es noch aus jüngster Zeit.

Statt eines naiven Glaubens an Fakten bedarf es deshalb einer ständigen Reflexion über die gesellschaftlichen Bedingungen archäologischer Erkenntnis – und über die kalkulierten wie unkalkulierten Folgen der Geschichtsbilder und -erzählungen, die wir legitimerweise produzieren. Diese gründen eben nicht nur auf der archäologisch überlieferten Vergangenheit, sondern sie sind (bewusst oder unbewusst) immer auch im Hinblick auf ein Publikum in der Gegenwart entworfen. In der Tat scheint es gerade in der deutschsprachigen Archäologie mit ihrer einseitigen Betonung der Faktentreue archäologischer Rekonstruktionen dringend notwendig daran zu erinnern, dass archäologisch gegründete Geschichtsdarstellungen – wie alle Geschichtsdarstellungen – immer auch sprachliche Konstrukte sind. Und als solche müssen sie nicht allein nach ihrer ›Faktentreue‹, sondern auch nach ihrer sprachlichen Struktur beurteilt werden. Jedenfalls

6 Das Buch war mir bei Abfassung leider nicht direkt, sondern nur über die angeführte Besprechung zugänglich. Der Rezensent formuliert das zentrale Anliegen Fagans darin folgendermaßen: »to bring more narrative archaeological writing to the world, writing that tells a story«: »Archaeologists have forgotten how to tell stories about the past; they have forgotten how to connect with the broader public through the written medium« (ebd. 140). – Zu diesem Fragenkomplex auch Schörken 1995.

7 Siehe aber Leskovar 2005; Eggert 2006, 211–219; Veit 2006a; Rieckhoff 2007 mit jeweils sehr unterschiedlichen Zugängen und Bewertungen. – Im englischsprachigen Raum wurde entsprechende Fragestellungen schon mindestens ein Jahrzehnt früher behandelt: Hodder 1989; Sherratt 1995; Rudebeck 1996; Pluciennik 1999. – Im Februar 2001 fand an der Universität Stanford eine Konferenz unter dem Titel »Narrative Pasts / Past Narratives« statt, deren Beiträge im ersten Band des Stanford Journal of Archaeology publiziert wurden (http://www.stanford.edu/dept/archaeology/journal/newdraft/editorial (Abfrage vom 08.05.2008). Aktuell (07.09.2010) sind sowohl das instruktive Editorial wie auch die Beiträge selbst nicht mehr online abrufbar. – Nicht näher eingehen werde ich auf populäre Versuche, die (Geschichte der) Archäologie selbst zu erzählen. Zu verweisen wäre hier etwa Kurt W. Mareks (alias C. W. Ceram, 1915–1972) »Roman der Archäologie« (Untertitel) mit dem Titel »Götter, Gräber und Gelehrte« aus dem Jahre 1949, in dem sehr geschickt Episoden der altertumskundlichen Wissenschaftsgeschichte und neue Erkenntnisse über verschiedene frühe Kulturen miteinander verknüpft werden. Eine interessante Analyse der diesem Bestseller zugrunde liegenden Gestaltungsprinzipien liefert Schörken (1995, 71 ff.). Zum gleichen Thema auch Oels (2005).

lassen Archäologen mit Texten – und vielleicht sogar noch mehr mit den Bildern, die sie produzieren – in den Köpfen ihres Publikums die Vergangenheit ein Stück weit wieder erstehen. Dazu ordnen sie einzelne Funde und Beobachtungen in einen größeren Kontext ein bzw. konstruieren Plots, die Veränderungen im Fundbild für den Außenstehenden nicht nur verständlich machen, sondern auch dessen Interesse wecken. Gordon Childes kühne Formulierung von der »Neolithischen Revolution« als menschheitsgeschichtlicher Schwelle zwischen aneignender und produzierender Wirtschaftsweise (s. etwa Trigger 1980; Harris 1994) gehört zu jener Gruppe von Metaphern, die bereits als verkürzte Narrationen angesehen werden können.[8]

In einem weiten Sinne ›erzählen‹ übrigens nicht nur archäologische Texte, sondern auch Kartierungen, die angefertigt werden, um gewisse Sachverhalte, wie z. B. die Ausbreitung der Germanen, zu veranschaulichen. In diesem Sinne scheint es durchaus legitim, mit Karl Schlögel (2006, 12 f.) von »kartographischen Narrativen« zu sprechen. Gustaf Kossinnas berühmte Germanen-Karte (Kossinna 1911, Klappkarte nach Seite 30), die auf methodisch fragwürdigen und nicht erst nach 1945 scharf kritisierten Vorstellungen beruht (dazu etwa Grünert 2002), ist ein Beispiel dafür. Sie hat es übrigens unbemerkt in Schulatlanten geschafft, die nach 1945 konzipiert wurden, um der Jugend ein dezidiert neues Geschichtsbild zu vermitteln (Zeissig 1950).

Generell gilt also, dass sich Archäologen der Tatsache, dass sie – neben vielem Anderen – eben auch Erzählen, häufig nicht in genügendem Umfang bewusst sind. Dies kommt auch in Formulierungen zum Ausdruck wie jener, nach der ›Funde erzählten‹ bzw. dass es die vornehmste Aufgabe des Archäologen sei, ›die Funde zum Sprechen zu bringen‹. Der Archäologe erscheint hier als Diener einer verborgenen Wahrheit, der er durch seine Arbeit letztlich nur zu ihrem Recht verhilft. Letztlich ›erzählen‹ aber eben nicht die Funde, sondern die Archäologen. Und dies gilt selbst dann, wenn man gewillt ist, den Quellen im Sinne Reinhard Kosellecks (1989, 206) ein »Vetorecht« einzuräumen.

Ich setze deshalb wie bereits angedeutet im Folgenden voraus, dass Archäologen neben all den anderen Tätigkeiten, die gewöhnlich zu ihrem Metier gerechnet werden – wie Ausgraben, Sammeln, Katalogisieren, Kartieren und sogar Experimentieren – auch erzählerisch tätig sind. Mehr noch besitzen einige dieser anderen Tätigkeiten, wie beispielsweise das Kartieren – aber auch das Sammeln (Bal 2002) und das Ausstellen (s. Burmeister, in diesem Heft[9]) – selbst narrative Qualitäten.[10]

Dass solches ›(archäologisches) Erzählen‹, ebenso wie ›historisches Erzählen‹ insgesamt, sich nicht zwangsläufig mit ›literarischem Erzählen‹ gleichsetzen lässt, sondern eigene Regeln besitzt, ist im Kontext der intensiven Rezeption des Werks von Hayden

8 Diese Form Metaphern finden sich nicht nur in den Geschichtswissenschaften, sondern selbst in den Naturwissenschaften, etwa in der Molekularbiologie (Brandt 2005). Christina Brandt stellt die These auf, dass solche Metaphern nicht nur ein Mittel der Popularisierung oder eine spezifische Art der Modellbildung darstellen, sondern vielmehr »representations that can unfold an operational force of their own« (ebd. 629).

9 Auf spezifische Differenzen zwischen historischer Narration und musealer Präsentation verweist allerdings Korff 2002, 172.

10 Aleida Assmann (2007, 150f.) unterschiedet drei Grundformen historischer Präsentation: das Erzählen, das Ausstellen und das Inszenieren, wobei die beiden zuletzt genannten Darstellungsformen dem Erzählen als basaler Ordnungsform von Ereignissen und Gedanken untergeordnet werden.

White (1986; 1990; 1994) deutlich geworden und für die folgenden Erörterungen von entscheidender Bedeutung. Whites provokative These lautete ja: Der Historiker verwandelt durch Rückgriff auf literarische Erzählmuster (»emplotment«) vergangenes Geschehen in fiktionale Erzählungen. Geschichtsschreibung übersetzt Fakten in Fiktionen.

An dieser Verallgemeinerung wurde von historischer wie von philosophischer Seite berechtigte Kritik geübt: Historiographische Werke sind nicht deshalb fiktional, weil sie vermeintlich ›literarische‹ Darstellungsmittel verwenden. Historiographische Werke bilden vergangenes Geschehen nicht mimetisch ab, sondern erzeugen gemäß wissenschaftlicher Konventionen nachprüfbare Konstrukte. Diese sind zwar bedeutungsgeladen, aber die von Historikern erzählten Geschichten sind deshalb noch lange keine ›verbalen Fiktionen‹ (Nünning 1999). Whites Gleichsetzung von ›emplotment‹ mit Literarizität und Fiktionalität ist unbegründet und nicht haltbar.

So ist es kein Widerspruch, wenn wir Archäologie bzw. Historie als eine zugleich »literarische« und »wissenschaftliche« Praktik ansehen (Völkel 2006, 22 f.). Der französische Historiker Michel de Certeau (1991) spricht in diesem Zusammenhang von der »historiographischen Operation«. Für ihn ist Geschichte immer Erzählung, allerdings eine Besondere, weil sie darauf abziele, wahre Erkenntnis zu liefern. Der historische Diskurs ist an ›Wahrheitsverfahren‹ gebunden, die weder mit denen der Literatur, noch mit denen der philologischen Vergewisserung identisch sind: »Die Historie ist ein Ort des Experimentierens, ein Verfahren zum Aufweis von Differenzen. Ein Wissen vom anderen und insofern ein Wissen von uns selbst« (ebd. 299).

Die Frage, mit der wir uns beschäftigen müssen, kann also nicht die sein, ob Archäologen erzählen, sondern lediglich was und auf welche Art und Weise sie erzählen. Gibt es neben den etablierten Formen historischen und ethnographischen Erzählens spezifische Formen archäologischen Erzählens? Gibt es vielleicht sogar so etwas wie archäologische Meistererzählungen? Hat sich der Stil archäologischen Erzählens über die Zeit des Bestehens des Faches verändert? Und ist es richtig, dass Archäologen erzählen, oder sollten sie dies, wie bisweilen zu hören ist (s. dazu auch die Beiträge von Jung und Eggert in diesem Band), besser denen überlassen, die sich damit auskennen: den Schriftstellern bzw. den Historikern? Einige dieser Fragen möchte ich hier anreißen, wobei ich von der Fachgeschichte ausgehen werde – lassen sich doch aus dieser Perspektive am besten die fortwirkenden Potentiale des historischen Erzählens aufzeigen.

III. Funktionen und Formen des Erzählens

Vorher sind aber einige Begriffsbestimmungen erforderlich, die deutlich machen mögen, worum es geht, wenn hier im Zusammenhang mit archäologischen Darstellungen von ›Erzählen‹ die Rede ist. ›Erzählen‹ ist eine universale Darstellungs-, Wahrnehmungs- oder Denkform, die sicherlich so alt ist, wie die Menschheit selbst. Seit der Mensch sprechen konnte, hat er auch erzählt.[11] Aus diesem Grunde ist es möglich, ›Kulturtheorie‹ als ›Erzähltheorie‹ zu konzipieren, wie dies etwa Wolfgang Müller-Funk (2008) tut. Seine Grundthese lautet: Erzählen ist nicht nur universal, sondern auch eine

11 Alasdair McIntyre hat den Menschen in diesem Sinne einmal als ein »geschichtenerzählendes Tier« bezeichnet (nach Ahbe 2001, 41).

transzendentale Voraussetzung für Kultur: »Kulturanthropologisch besehen stellt das literarische Erzählen eine Ausdifferenzierung, den Sonderfall einer generellen Praxis dar, die sich ubiquitär in allen Bereichen des gesellschaftlichen und kulturellen Lebens wiederfindet. Zweifelsohne sind es Erzählungen, die kollektiven, nationalen Gedächtnissen zugrunde liegen und Politiken der Identität bzw. Differenz konstituieren. Kulturen sind immer auch als Erzählgemeinschaften anzusehen, die sich gerade im Hinblick auf ihr narratives Reservoir unterschieden. Das gilt für die Mythen traditioneller Gemeinschaften ebenso wie für die modernen großen Erzählungen« (ebd. 14).[12]

Universalgeschichtlich betrachtet hat es vergleichsweise lange gedauert, bis sich aus dem alltäglichen Erzählen spezialisierte Formen, wie das literarische, das historische oder ethnographische Erzählen entwickelten, wobei es auch danach immer wieder zu einer gegenseitigen Beeinflussung dieser Formen kam. So ist bekanntermaßen die Entwicklung der Geschichtsschreibung im Historismus, trotz der oben angedeuteten Besonderheiten, eng mit der Entwicklung des bürgerlichen Romans verbunden (siehe Fulda/Tschopp 2002).

Aber was bedeutet nun ›Erzählen‹ konkret? Unter einer Erzählung versteht man gewöhnlich »eine mündliche oder schriftliche Darstellung von Geschehnissen, die sich durch drei Dinge auszeichnet: Indirektheit, Nachzeitigkeit und Sukzessivität. Indirekt ist die Erzählrede, weil vor den Geschehnissen eine Erzählinstanz steht; nachzeitig, weil die Erzählinstanz zum Zeitpunkt des Erzählens (der Erzählzeit) nicht an erzählten Geschehnissen (der erzählten Zeit) beteiligt ist; sukzessiv, weil die Darstellung im Nacheinander eines Diskurses entfaltet wird« (Süßmann 2002, 85). Alle diese Elemente finden wir auch bei archäologisch gegründeten Darstellungen vergangenen Geschehens, die in der Regel mehr sind als lediglich eine ›Chronik‹. Unter Chronik wird gemeinhin eine Aufzeichnung geschichtlicher Ereignisse in ihrer zeitlichen Abfolge verstanden. Sie bedarf einer (unabhängigen) Chronologie. »Zeitlich geordnet ergibt das erzählte Geschehen eine Chronik; durch die Wahl eines bestimmten Anfangs aber und eines bestimmten Endes, verschiedener Erzählstränge und dem Wechsel zwischen ihnen, durch Umstellung, Raffung und Dehnung wird aus der Chronik eine Fabel einsteht, ein durch das Erzählen konstituierter Gegenstand« (ebd.).

Anders ausgedrückt: »Narrationen sind zeitlich organisierte Handlungssequenzen, in denen es durch Ereignisse zu einer Situationsveränderung kommt, wobei der Text einen gewissen Überschuß von kontextabhängigen Bedeutungen in sich birgt. Narrationen sind also kaum eindeutig. Die Funktion von Narrationen ist die Produktion von

12 Und weiter: »Dabei ist entscheidend, daß diese Erzählungen überall materialisiert und präsent sind. Die Logik des common sense besteht gerade darin, daß er sich nicht explizit zu machen braucht. Die wirksamsten Erzählungen sind nicht die manifesten, sondern die latenten, die selbstverständlich geworden sind und nur gelegentlich zelebriert zu werden brauchen. Erst im Kampf um Bedeutung, wie es der Alltag moderner Gesellschaften ist, treten die narrativen Grundmuster zutage. Gesellschaften, die keine gemeinsamen Erzählungen oder antagonistische Interpretationen haben, zerfallen […]. Umgekehrt lässt sich zeigen, daß Europa ein narrativ und symbolisch schwach gestaltetes Gebilde darstellt, das schwerlich für eine bundesstaatliche Organisation taugt. Was ihm fehlt, sind gemeinsame Erzählungen, gemeinsame Medien und eine Öffentlichkeit, die imstande wäre, den kulturellen Code der Nationalstaaten gleichsam auf eine regionale Stufe herabzudrücken« (ebd.).

Sinn, von Bedeutungszuweisung, der Selektion von ›Fakten‹ in einen erklärenden Ordnungszusammenhang« (Ahbe 2001, 40).[13]

Was dies konkret bedeutet, lässt sich beispielsweise an den großen historischen Meistererzählungen wie etwa Theodor Mommsens (1817–1903) berühmter »Römischer Geschichte« (1854–56) gut nachvollziehen – auch wenn deren Verfasser ironischerweise die Aufgabe des Historikers primär darin sah, die »Archive der Vergangenheit« zu ordnen und darauf baute, dass sich die Gestalt der Geschichte mit der Zeit quasi von selbst zu erkennen gäbe. In seiner Antrittsrede vom 8. Juli 1858 vor der Preußischen Akademie der Wissenschaften heißt es dazu: »Ob jedes Stück, das er aufhebt und aufheben muss auch wirklich des Aufhebens wert sei, danach fragt der Archivar zunächst nicht. Wenn das weite Feld […] einmal zu übersehen sein wird, so wird das taube Gestein unschädlich liegen bleiben, der wirklich fruchtbare Boden aber schon von denen, die es angeht, zu Acker- und Saatboden umgebrochen werden«.[14] An dieser Devise hat man sich auch in der Ur- und Frühgeschichtsforschung lange Zeit orientiert.

Dabei ist durchaus offen, ob Mommsen selbst dieses Verfahren für die Schriftquellen entbehrende Urgeschichte für legitim erachtet hätte.[15] Mommsens berühmter Vorgänger Leopold von Ranke (1795–1886) jedenfalls stellt im ersten Band seiner »Weltgeschichte« fest, dass fernab von der bewegten Geschehenswelt der schriftführenden mittelmeerisch-abendländischen Hochkulturvölker nur mehr »die Völker eines ewigen Stillstandes« hausten und dass es absurd wäre, bei ihnen anzusetzen, »um die innere Bewegung der Weltgeschichte zu begreifen« (v. Ranke 1886, VIII). Insofern hatte das, was seinerzeit konsequenterweise als ›Vorgeschichte‹ bezeichnet wurde, keinen Platz in seinen Forschungen, wie übrigens auch in den Forschungen seiner gesamten Zunft: Wo keine Bewegung ist, gibt es auch keine Erzählung.

Solche Bedenken sind heute leicht zu entkräften und werden von modernen Historikern auch nicht mehr geteilt. Wir wissen heute, dass es auch in der Urgeschichte keinen Stillstand gab, sondern dass alle menschlichen Kulturen Veränderungen unterworfen sind. Aber selbst wenn es solche Kulturen gäbe, wären sie für sich ein attraktiver Gegenstand historischen bzw. ethnographischen Erzählens, steckte dahinter vermutlich eine besondere kulturelle Leistung.

IV. Archäologisches Erzählen in fachgeschichtlicher Perspektive

Und in der Tat ist es speziell dieses ›ethnographische‹ Interesse, das viele der frühen archäologischen Erkundungen auszeichnet, die in mehr oder minder spekulativen Erzählungen über zeitlich ferne Kulturen münden. Mehr noch als in der Ethnographie hat sich dieses Erzählen jedoch von Anfang an an ganz konkreten Objekten festgemacht, gleichgültig, ob es sich dabei um ortsfeste Bodendenkmäler oder mobile Artefakte handelte.[16]

13 Theorien erfüllen die genannten Funktionen ebenso, ihnen fehlt jedoch die zeitliche Organisation des Textes und die Interpretationsoffenheit. Sie setzen auf Eindeutigkeit (ebd.).

14 In: Reden und Aufsätze (Berlin ²1905, 38). – Hier zit. nach Ernst 2004, 246.

15 Zu Mommsen und seinem Archäologieverständnis: Rebenich 1999; 2002.

16 Das nichtliterarische Beweismaterial gewann im Rahmen historischer Erkundungen besonders seit dem späten 17. Jahrhundert besondere Autorität (Christ 1995, 127 ff.).

Ein anschauliches Beispiel für dieses antiquarische Erzählen bieten die häufig zitierten Ausführungen des Theologen und Arztes Johan Picardt (1600–1670) über die megalithischen Großsteingräber der norddeutschen Tiefebene von 1660. Für Picardt wurden diese Steindenkmäler nicht von Menschen unserer Gestalt und auch nicht von Einheimischen errichtet. Diese besaßen seiner Ansicht nach »nicht die Kraft und die Handfertigkeit, solche gewaltige Prachtbauten zu errichten, auch hatten sie keine Maschinen oder Instrumente, um solche schweren Steine von weither durch unwegsames Gelände zu transportieren und schließlich übereinander zu stapeln, da diese Steine groß und schwer waren«. Sie seien vielmehr »alle zusammen Begräbnisplätze von grausamen und barbarischen Riesen, Hünen oder Giganten, den Nachkommen von Menschen schrecklicher Gestalt, riesigen Kräften und tierischer Wildheit, die weder Gott noch die Menschen gefürchtet haben, die nur geboren waren zum Unglück des menschlichen Geschlechts«.[17] Aus dem Lande Kanaan kommend, hätten sie sich in großen Teilen Nordeuropas niedergelassen und unter Ausnutzung ihrer Größe und Stärke die körperlich unterlegenen Menschen tyrannisiert. Schließlich aber sei es den Menschen gelungen, ihre übermächtigen Unterdrücker zu vertreiben, und zwar indem man ihnen mit schweren Keulen die Beine zerschmettert habe – eine Leistung, welche durch die Picardts Werk beigegebene bildliche Darstellung der Größenverhältnisse zwischen Tyrannen und Tyrannisierten eher noch an Größe gewinnt.

Ein anderer Meister solchen objektgebundenen Erzählens ist der Engländer John Aubrey (1625–1697), der im 17. Jahrhundert als Antiquar, Archäologe und Volkskundler durch die Lande zog und ähnliche Geschichten sammelte. In archäologischen Kreisen ist er durch seine Bemühungen um die megalithische Denkmälergruppe bei dem kleinen Dorfe Avebury bekannt geworden, als deren Entdecker er gelten kann. Er hat Avebury im königlichen Auftrag 1663 vermessen, und er hat auch einen Plan vom benachbarten und weitaus bekannteren Stonehenge angefertigt. Der Vergleich dieser beiden und weiterer Monumente brachte ihn zu der Überzeugung, es handle sich zweifelsfrei um »heidnische Tempel«, die wahrscheinlich von »Druiden« als den ältesten Priestern genutzt worden sind (Dick 1988, 76). Doch gestand er auch ein, dass es ihm wegen des hohen Alters der Anlagen nicht möglich gewesen sei, diese ins Licht der Geschichte zu ziehen.

Nicht wenige Gelehrte haben Aubrey aufgrund seiner unsystematischen Sammelleidenschaft eine eigenständige Begabung abgesprochen. Sein Biograph Oliver Lawson Dick (ebd. 155) hat diese Einschätzung zurecht gerückt, indem er darauf hinwies, dass hier nicht ein Mangel an Begabung vorliegt, sondern eine falsche Einschätzung der Talente Aubreys, die sich am Idealbild des kritisch auswählenden Historikers orientierte, wie ihn erst das 19. Jahrhundert hervorgebracht habe.[18]

In dieser Tradition objektgebundenen Erzählens stand sicherlich auch noch Christian Jürgensen Thomsen (1788–1865), auch wenn sein Werk heute primär wegen seiner Bemühungen auf dem Felde der Beschreibung und Klassifikation archäologischer

17 Schirnig 1979, 1 f. mit Abb. 2; zu Picardt: Jacob-Friesen 1954.

18 Er stellt fest: »Aber wer für die kritische Geschichtsbetrachtung nichts taugt, kann dennoch ein Meister antiquarischer Gelehrsamkeit sein und an der Lebendigkeit seiner Geschichten und der Treffsicherheit seiner Zitate beweist sich das hohe Geschick, mit dem Aubrey an seine Aufgabe heranging« (ebd.). – Zur antiquarischen Forschung auf den Britischen Inseln mit weiteren Hinweisen auch Veit 1998.

Funde und Befunde erinnert wird (Hansen 2001). Hier steht er zweifellos in der Tradition der Aufklärung. Abgesehen von seinem berühmten »Leitfaden zur nordischen Altertumskunde« von 1836 (deutsch: 1837) ist Thomsen als Autor kaum in Erscheinung getreten. Das bekannte Bildnis von ihm, auf dem er Museumsbesuchern einen Gegenstand erläutert (Gräslund 1987, 13), mag aber andeuten, dass das Erzählen im weitesten Sinne auch bei ihm eine viel größere Rolle spielte, als wir heute gewöhnlich annehmen.

Für eine systematische Erweiterung des Begriffs des Historischen steht das Werk des berühmten Berliner Pathologen Rudolf Virchow (1821–1902), der sich in seinem letzten Lebensabschnitt intensiv für die Urgeschichtsforschung engagiert hat. Skeptisch gegenüber jedweder mündlicher Überlieferung und Tradition versuchte er durch kritische Begutachtung von Primärquellen zu begründeten Aussagen über die Frühgeschichte des Menschen zu gelangen. Sein Ziel war eine naturwissenschaftlich gegründete Geschichtsschreibung jenseits der Grenzen der etablierten Geschichtswissenschaft. Virchows paradigmatische Formulierung dazu lautet: »Denn die Geschichtsschreibung hat ihre bestimmte Grenze; sie ist stumm, wenn wir Fragen aufwerfen über jene Zeiten, wo es noch keine Geschichtsbücher gab, wo noch nicht einmal die Sage verzeichnet, wo überhaupt noch nicht geschrieben wurde. An diesem Punkte muß der Geschichtsschreiber seine Rechte an den Naturforscher abtreten, oder, wenn er das nicht will, so muß er selbst Naturforscher werden und aus dem Buche der Natur lesen lernen« (Virchow 1866, 6).

Die ›Buchstaben‹ und ›Wörter‹ in diesem Buch waren für Virchow nicht nur die Artefakte, also die von Menschenhand erschaffenen Gegenstände, »von den rohesten Werken der noch ganz unerfahrenen Hand bis zu den höchsten Leistungen des Handwerkers und Künstlers« (1874)[19], sondern insbesondere auch Abfallfunde aller Art wie Mahlzeitreste oder auch die sterblichen Überreste der historischen Akteure selbst.

Mündlichen und schriftlichen Überlieferungen bezüglich der Urgeschichte gegenüber blieb Virchow zeitlebens misstrauisch – ebenso übrigens wie gegenüber der ›großen Erzählung‹ der Evolutionisten. Andererseits vergrub sich Virchow nicht im stillen Kämmerlein, sondern er hat sich mit seinen Forschungen bewusst an eine weitere Öffentlichkeit gewandt, die er nicht nur aufklären, sondern die er darüber hinaus auch für die Forschung selbst gewinnen wollte. Sie sollte unter fachkundiger Anleitung dazu beitragen, die archäologische Quellenbasis zu verbreitern (siehe Veit 2006b).

Größere zusammenfassende Darstellungen zur Urgeschichte hat Virchow nicht verfasst, aber doch gemeinverständliche Texte, in denen er urgeschichtliche Kulturerscheinungen wie »Hünengräber« und »Pfahlbauten« erläuterte (Virchow 1866). Diese Texte markieren in gewisser Weise Vorläufer jüngerer archäologischer Meistererzählungen im Sinne kohärenter, mit einer eindeutigen Perspektive versehener Gesamtdarstellungen der Urgeschichte, die eine öffentliche Wirksamkeit entfalten sollten.

Eine erste Blüte erlebte dieses neue ›Wissensformat‹ im frühen 20. Jahrhundert, nachdem es dem Fach gelungen war, sich als eigenständige Wissenschaft zu etablieren. Ich möchte an dieser Stelle einmal die ›üblichen Verdächtigen‹ wie Gustaf Kossinna (1914) oder Carl Schuchhardt (1919) [dazu den Beitrag von Eggert in diesem Heft] überspringen und stattdessen eine längere Passage aus Karl Schumachers (1860–1934) »Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande von der Urzeit bis in das Mittelalter«

19 Zitiert in Schuchhardt 1921, 17.

(1921) zitieren. Dort heißt es: »Fern im wärmeren Spanien und in Frankreich, teilweise sogar in den Steppen des Ostens, liegen die Uranfänge unserer paläolithischen Menschheitsentwicklung, von wo ihre Ausstrahlungen bis über die Gestade des Rheins hinausreichen. Inmitten einer großartigen Natur bald mit heißem, bald mit kaltem Klima fristete der Mensch in Höhlen und Erdlöchern oder in leichten zeltartigen Hütten ein kümmerliches und fast verborgenes Dasein voll Gefahren und Schwierigkeiten, die er, wie ein Robinson, durch Ausnutzung der von der Natur gebotenen Hilfsmittel zu meistern versuchte. Als aber allmählich sich ein milderer Himmel über dem Rheintal wölbte, kamen in neolithischer Zeit von Ost, Nord und West verschiedenartige Völkerschwärme nach seinen fruchtbaren Talbreiten und Gebirgshängen gezogen, die […] als Garten- und Ackerbauer ihre Nahrung gewannen, in geräumigen Hütten inmitten geschlossener Dorfgemeinschaften wohnten und die menschliche Zivilisation um ein gutes Stück weiter förderten. Aber in der nun folgenden Bronze- und Eisenzeit […], sollte es trotz aller bedeutsamen Fortschritte durch Ausnutzung der Metalle und durch Beziehungen zu den klassischen Ländern des Südens auch nicht an empfindlichen Rückschlägen fehlen infolge des Eindringens neuer Jäger- und Hirtenstämme im Verlaufe großer Völkerwanderungen und langer Kriege. Erst die von den Römern unmittelbar an die Ufer des Rheins verpflanzte italisch-griechische Kultur führte jene glänzende Epoche herbei, die mit ihren vorgeschrittenen Errungenschaften […] zu einer Hauptgrundlage der hervorragenden karolingischen und mittelalterlichen Kultur wurde« (Schumacher 1921, 3 f.).

Schumacher bietet also nicht weniger als eine erzählerische Vergegenwärtigung der Höhepunkte früher menschlicher Kulturentwicklung, die ihm als ein langer und kontinuierlicher, wenn auch nicht immer geradliniger Prozess erschien. Kultur beschreibt er anschaulich als ein »heiliges, immer fortglimmendes Feuer«.[20]

Wir haben hier also ein Paradebeispiel des traditionellen Erzählens im Sinne Jörn Rüsens (1982) vor uns, das an Ursprünge erinnert, die gegenwärtige Lebensverhältnisse begründen. Wie ich an anderer Stelle gezeigt habe, handelt es sich dabei um den für lange Zeit vorherrschenden Modus des Erzählens in unserem Fach (Veit 2006a).

Schumachers Buch findet ein literarisches Pendant übrigens in Weinlands schon erwähntem Jugendroman »Rulaman« von 1876, den Schumacher (Jahrgang 1860) in seiner Jugend gelesen haben dürfte. Schumachers Buch ist nun aber nur ein Beispiel für eine Kategorie von ›großen Erzählungen‹ über die Urgeschichte – mit unterschiedlich weitem geografischen Fokus – von der Provinz über die Nation, den erweiterten Mittelmeerraum bis hin zur ganzen Welt – wie in Oswald Menghins (1888–1973) »Weltgeschichte der Steinzeit« (1931).

Ein anderes Beispiel für dieses neue Genre ist Ernst Wahles (1889–1981) »Deutsche Vorzeit« (1932). Wahle unternimmt darin den Versuch die Vorgeschichte – wie er sagt – in »historischer Art« darzustellen, d. h. »die einzelnen Tatbestände ursächlich miteinander zu verbinden, und auch die Kräfte zu ermitteln, die in der Abfolge von Zivilisationen und Völkern zum Ausdruck kommen« (ebd. 104). Im Mittelpunkt seiner

20 Genau schreibt Schumacher (1921, 227): »ein heiliges, immer fortglimmendes Feuer der Menschheit, das nicht nur von einzelnen hervorragenden Personen geschürt und weitergegeben wurde, sondern das vom ganzen Volk oder seinen übriggebliebenen Trümmern getragen oder, wenn im Erlöschen begriffen, von den Nachbarn wieder angefacht wurde, oft zu hellerem Brande, als es vielleicht vorher geleuchtet hatte«.

Darlegungen stehen entsprechend Fragen der Wirtschaft, auch werden von ihm soziologische und völkerkundliche Parallelen herangezogen.

Diese neue Form der Darstellung ist von der zeitgenössischen Fachforschung indes nicht nur begrüßt worden. Ernst Sprockhoff (1892–1967) beispielsweise bemängelt in einer Besprechung von Wahles Buch (Sprockhoff 1932), dieser habe »die Sachgüter als Hilfsmittel ungenügend herangezogen und damit die Vorgeschichtswissenschaft in ihrem ureigensten Gebiet vom Thron gestoßen und zum Aschenbrödel erniedrigt«. Und weiter führt er aus: »Man erhält bei Wahle keine Anschauung von der Buntscheckigkeit des deutschen Neolithikums, das fast so verworren ist wie eine mittelalterliche Staatenkarte. Er verzichtet darauf, ein Bild von der Strenge und Reinheit des nordischen Kreises zur Bronzezeit zu geben, ebenso wie auf eine Darstellung des lebenssprühenden Hallstattkreises« (ebd. 318).

Wir finden also bereits hier ein Beispiel für den Gegensatz zwischen einer stärker ›antiquarischen‹ und einer stärker ›strukturgeschichtlichen‹ Perspektive. Rückblickend noch erstaunlicher mutet aber die extreme Stilisierung der einzelnen Epochen zu individuellen Gebilden und die sich daraus ergebende Ästhetisierung der Vorgeschichte bei Sprockhoff an.

Wahle hat übrigens auf diese Anfechtungen reagiert. In seiner »Geschichte der prähistorischen Forschung« (erschienen 1950/51, aber bereits vor dem Krieg verfasst) denkt er offen über »Die Form der Darstellung« der Urgeschichte nach. Er meint, sie dürfe »die Form eines Kunstwerkes annehmen […], in der die schöpferische Phantasie des Verfassers zum Ausdruck kommt, und die eine ganz persönliche, einmalige Note zur Schau trägt« (Wahle 1950/51, 103). Gleichzeitig rechtfertigt er seine eigenen Versuche auf diesem Gebiet als Überwindung der leeren Formenkunde und Fokussierung auf den frühgeschichtlichen Menschen selbst. Als äußeres Zeichen dafür könne die bisher für unentbehrlich gehaltene Abbildung des Fundstoffes wegfallen: »Dort wo die Typentafel den alleinigen Maßstab abgegeben hätte, sei die Urgeschichtsdarstellung in ein nationalistisches Fahrwasser gekommen« (ebd. 105).[21]

Diese Formulierung dürfte nicht zuletzt auf seinen Kritiker Sprockhoff zielen, der die Vorgeschichte ganz wesentlich auf den Prozess der Volkwerdung der Germanen reduziert. In seinem Buch »Die nordische Megalithkultur« von 1938 schreibt er: »Die anfangs kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Streitaxtleuten und den Erbauern der Riesensteingräber und die später mehr friedliche Durchdringung beider Völker bildet für die deutsche Geschichte einen Vorgang von einzigartiger Bedeutung. Aus der Verschmelzung beider Völker entsteht das Volk der Germanen, und aus der gegenseitigen Durchdringung von jütischer Streitaxtkultur und dem Rumpfkreise der Megalithkultur erhebt sich der neue nordische Kreis der Bronzezeit, der sich dann organisch weiterentwickelt und allmählich vergrößert, bis er ohne weiteren inneren Bruch in die uns bekannte germanische Kultur der frühgeschichtlichen Zeit einmündet« (Sprockhoff 1938, 153).

21 Wahles »Auffassung der Frühzeit« baut dabei auf den »natürlichen Grundlagen des Daseins auf; indem sie die Gesamtheit der Kräfte zu berücksichtigen trachtet, welche in einem bestimmten Raum zur Geltung kommen und an der Heranbildung eines Volks- oder Stammeskörpers der geschichtlichen Zeit beteiligt sind, ist sie vor einseitigen Bewertungen relativ gesichert« (ebd.).

Werfen wir noch kurz einen Blick über den deutschsprachigen Raum hinaus. In Großbritannien stehen am Beginn die berühmten Pocket-Books Gordon Childes (1892–1957) aus den 1930/40ern. In ihnen verbindet sich ein entwicklungstheoretischer Ansatz im Sinne des bekannten Mottos »Man Makes Himself« (Childe 1936) mit dem Versuch, die Spezifik der europäischen Kulturentwicklung herauszustellen (dazu ausführlich Trigger 1980). Demgegenüber finden wir eine Generation später bei Stuart Piggott (1910–1996) in seinem Buch »Ancient Europe« (1965) eine deutliche Kritik am Fortschrittsdenken und eine Rückbesinnung auf Positionen des Historismus. Piggott schreibt dazu: »Für mich hat die Beschäftigung mit den schriftlosen Gesellschaften des Altertums ihren Wert nicht nur in der Achtung vor ihrem Beitrag für die Kulturen der Vergangenheit und Gegenwart, sondern darin, daß wir ihr Erbteil ebenso in uns tragen wie das geachteterer Völker« (Piggott 1974, 50). Deshalb müsse der Historiker »bemüht sein, eine Zivilisation oder eine barbarische Gemeinschaft nur nach ihren eigenen Ausdrucksformen zu beurteilen. Jede ist eine Form des Lebens, die ihre eigenen Probleme hat und die nur nach dem Erfolg beurteilt werden kann, den sie bei der Lösung dieser Probleme, und keiner anderen, hat« (ebd. 47).

Das mit dem Aufkommen der *New Archaeology* in den 1960ern und 1970ern verbundene Wiederaufleben evolutionistischer Positionen und die diese begleitenden, die *longue dureé* betonenden ›Grand Narratives‹ sind bekannt, ebenso wie ihre Infragestellung durch die so genannte Postprozessuale Archäologie in den 1980ern. Auf dem Höhepunkt dieser Welle hat sich Ian Hodder (geb. 1948) zum ›Dichter des europäischen Neolithikums‹ (»poet of the Neolithic of Europe«: Hodder 1990, 279) stilisiert, dessen Absicht es sein müsse, die heutige Welt zu verändern: Jedes Buch, jede Erzählung, jede Geschichte, jede Interpretation sei ein politischer Akt in der Form, dass ihre Wörter und ihr Aufbau einen Ausgangspunkt für Handlungen in der Welt schafften. Argumentiert Hodder in seinem Buch »Domestication of Europe« (1990) noch auf der Ebene der ›Grand Narratives‹, so plädiert er knapp ein Jahrzehnt später (1999, 129 ff.) für ein Nebeneinander von »grand and small narratives«, d. h. für einen ›multiskalaren Ansatz‹. Die Archäologie könne aufgrund der Quellensituation in den meisten Fällen nur einen generalisierten Überblick über die menschliche Kulturentwicklung geben. Mitunter öffneten sich ihr aber ›Fenster‹ in die Vergangenheit, die wenigstens punktuell differenzierte Wahrnehmungen erlaubten, wie beispielsweise im Fall des ›Ötzi‹, der bekannten Gletschermumie aus den Alpen. Solche Befunde würden zu einer narrativen Verarbeitung einladen und eröffneten so einen Einblick in die konkrete Arbeitsweise der großen Systeme. Wichtig sei, dass es unterschiedliche Formen von Erzählungen auf unterschiedlichen Maßstabsebenen gebe.

Parallel dazu hat Andrew Sherratt (1946–2006) die Rückkehr zum übergreifenden Erklärungsmodell im Sinne der ›Grand Narratives‹ eingefordert (Sherratt 1995), sich zugleich aber gegen reduktionistische Konzeptionen langfristigen Wandels ausgesprochen. Seine Vorstellungen hat er durch zahlreiche Fallstudien im Hinblick auf das Zusammenspiel unterschiedlich organisierter prähistorischer Gemeinschaften im weiten eurasiatischen Raum veranschaulicht. Am Horizont entsteht so ein differenziertes Bild der frühen kulturgeschichtlichen Entwicklung dieses Raumes, das die Geschichtserzählungen Childes und anderer zugleich revidiert und fortschreibt (Sherratt 1997).

V. Ein vorläufiges Fazit

Kritisch steht solchen »großartigen Erzählungen« über die Vergangenheit Manfred K. H. Eggert (2006, 211 ff.) gegenüber. Seiner Ansicht nach sind sie nämlich »mit einem Übermaß an ›fiktionaler‹ Energie geschrieben worden« und entbehrten »häufig der notwendigen empirischen Basis« – »Sie leben vom Glanz historischer Fiktion, der bisweilen unter der Bezeichnung ›Intuition‹ sogar ein methodologischer Status zugebilligt wurde« (ebd. 218). Eggert zufolge hat der Archäologe allein »die Aufgabe, empirische Genauigkeit mit solider Reflexion der theoretischen Implikationen archäologischer Deutung zu kombinieren und auf dieser Grundlage ein archäologisch-historiographisches Panorama einstiger Wirklichkeit zu entwerfen« (ebd.). Dieses Panorama werde sich von den erörternden Erzählweisen der Historie aufgrund der unterschiedlichen Quellenbasis weitgehend unterscheiden, auch wenn die Verbindungen zu dieser nicht vollständig gekappt würden.

Dieser Einschätzung stimme ich zunächst insoweit zu, als empirische Genauigkeit und kritische Reflexion der Aussagemöglichkeiten der verfügbaren Quellen zweifellos unverzichtbare Voraussetzungen nicht nur für archäologisch gegründete Darstellungen der Vergangenheit sind. Sie allein führen uns meines Erachtens aber nicht zurück in die ›einstige Wirklichkeit‹. Diese wird vielmehr erst in einem Prozess des ›emplotment‹ vom erzählenden Forscher bzw. vom forschenden Erzähler konstruiert.

Und es gibt – auf der epistemologischen Ebene – auch nicht den von Eggert und anderen immer wieder unterstellten Gegensatz zwischen einer traditionellen Ereignisgeschichte und einer archäologisch gegründeten Strukturgeschichte, die eine erzählend, die andere analytisch. Wie der Geschichtsphilosoph Paul Ricœur gezeigt hat, ist jegliche historiographische Darstellungsform narrativ – selbst die so genannte ›Strukturgeschichte‹. Hier wächst Gesellschaften oder Klassen eine Quasipersonalität zu, was letztlich dazu führt, dass die entstehenden Darstellungen nach der Art von Heldengeschichten strukturiert sind (Piltz 2008, 30, siehe auch Ricœur 2002).

Dass dies in gleicher Weise auch für die geläufiger Ansicht zufolge ebenfalls mehr zur Struktur als zum Ereignis tendierende Archäologie gilt, mag abschließend ein kurzer Blick auf Georg Kossacks (1923–2004) Abhandlung über kaiserzeitliche »Dörfer im Nördlichen Germanien« (1997) verdeutlichen. Grundlage dieser Studie bildet zweifellos die von Eggert geforderte kritische Sichtung der Quellen und eine begleitende Reflexion der grundsätzlichen Erkenntnismöglichkeiten. Allerdings bleibt Kossack dabei nicht stehen. Er setzt das kritisch evaluierte Wissen vielmehr narrativ um, indem er den leidenden Menschen ins Zentrum seiner Betrachtungen rückt.

Geschildert wird die pragmatische Anpassung an die Umwelt und die (unverstandene) Zerstörung der eigenen wirtschaftlichen Grundlagen, etwa bei Rodungen (ebd. 7 f.; 72). Betont werden die Selbstgenügsamkeit der Menschen, die dürftigen landwirtschaftlichen Erträge, die Hungerrationen bei Missernten, die Notwendigkeit der nachgeborenen Söhne, ihre Dörfer zu verlassen und sich als Söldner oder Seefahrer zu verdingen (ebd. 68). Diese verschiedenen Faktoren hätten eine Mentalität hervorgebracht, die durch Begriffe wie »Ahnenstolz« und »Rangdenken« (ebd. 67) charakterisiert wird. Aber auch »Religiosität« hätte eine wichtige Rolle gespielt. In der dörflichen »Glau-

bensgemeinschaft« gründe die »erstaunliche Widerstandsfähigkeit« der beschriebenen Dörfer in Krisensituationen (ebd.).

Ich möchte diese Aussagen hier im Einzelnen nicht bewerten. Ich stelle nur fest, dass Kossack nichts anderes macht als das, was Eggert fordert. Er zeichnet ein archäologisch-historiographisches Panorama einstiger Wirklichkeit. Dadurch aber, dass Kossack dabei in unterschiedlichen Facetten die Resignation der Menschen gegenüber unveränderlichen Bedingungen, unter denen sie ihr Dasein fristeten, aufzeigt, erhält sein Text zugleich eine literarische Qualität. Mehr noch, Kossacks Text verkörpert in gewisser Weise die Merkmale einer Tragödie, die sich nach Hayden White dadurch auszeichnet, dass sich im Erzählverlauf bestehende Differenzen letztlich als unüberwindbar erweisen. Die Akteure handeln, wie sie handeln müssen, ohne ›happy end‹.

Man könnte in gleicher Weise auch Beispiele für die anderen drei Grundformen narrativer Strukturierung, die White in seiner »Metahistory« benannt hat, beibringen: für die Romanze, die Komödie oder sogar für die Satire. Aber darum geht es mir hier nicht in erster Linie. Denn auch wenn sich Geschichtsdarstellungen an solchen literarischen Vorbildern orientieren, so ist der epistemologische Bruch, der die Geschichte als Wissenschaft von der traditionellen Erzählung trennt, doch nicht zu leugnen. Von professionellen Historikern wird auf vielfältige Weise eine Distanz zwischen der naiv-erzählerischen Ebene der erzählten Geschichten und der kritischen Ebene der verstehenden Erklärung hergestellt.

Trotzdem – so meine ich – ist es archäologischen Darstellungen bis heute nicht vollständig gelungen, sich von ihren literarischen Ursprüngen zu emanzipieren. Aber wieso sollten sie auch? Geschichtsschreibung ist immer noch ebenso eine literarische wie eine wissenschaftliche Praxis. Und dies gilt letztlich gleichgültig, um welchen Teil der Geschichte es geht und aus welchem ›Stoff‹ die Geschichten gestrickt sind.

Literatur

Ahbe 2001: Th. Ahbe, Narrativität. Zu narrativen Konstruktionen von Zeit und Raum. Kulturwissenschaftliche Regionenforschung. Jahrb. SFB 417, 2001, 38–46.

Assmann 2007: A. Assmann, Geschichte im Gedächtnis. Von der individuellen Erfahrung zur öffentlichen Inszenierung. München: Beck 2007.

Bal 2002: M. Bal, Vielsagende Objekte. Das Sammeln aus narrativer Perspektive. In: Dies., Kulturanalyse. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2002, 117–145.

Böhnisch-Brednich 2006: B. Böhnisch-Brednich, Überlegungen zur Kunstform des ethnographischen Erzählens. Die Faszination des Dorfes Átany. Zeitschr. Volkskde. 102 (1), 2006, 1–15.

Brandt 2005: Ch. Brandt, Genetic Code, Text, and Scripture: Metaphors and Narration in German Molecular Biology. Science in Context 18 (4), 2005, 629–648.

Brunecker 2003: F. Brunecker (Hrsg.), Rulaman, der Steinzeitheld. Sonderausstellung des Biberacher Braith-Mali-Museums. Tübingen u. a.: Wasmuth 2003.

Childe 1936: V. G. Childe, Man Makes Himself. London: Watts 1936.

Christ 1995: K. Christ, Der Apologet der Geschichte. Arnaldo Momigliano und die Geschichte der Historiographie. Eine Einführung. In: Arnaldo Momigliano, Wege in die Alte Welt. Frankfurt a. M.: Fischer 1995, 7–23.

Conard/Wertheimer 2010: N. J. Conard/J. Wertheimer, Die Venus aus dem Eis. Wie vor 40000 Jahren die Kultur entstand. München: Knaus 2010.

Davison 2010: D. Davison, Besprechung von Fagan 2006. European Journal Arch. 13 (1), 2010, 140–141.

de Certeau 1991: M. de Certeau, Das Schreiben der Geschichte. Hist. Stud. 4. Frankfurt a. M.: Campus/Paris: Ed. de la Maison des Sciences de l'Homme 1991 [Orig.: L' écriture de l'historie (für die dt. Ausgabe gekürzt)].

Dick 1988: O. L. Dick, Das Leben: Ein Versuch. John Aubrey und sein Jahrhundert. Berlin: Wagenbach 1988.

Eggert 2006: M. K. H. Eggert, Archäologie: Grundzüge einer Historischen Kulturwissenschaft. Tübingen: Francke 2006.

Ernst 2004: W. Ernst, Datenkrieg: Troja zwischen Medien und Archäologie. In: K. Ebeling / St. Altekamp (Hrsg.), Die Aktualität des Archäologischen. Frankfurt a. M.: Fischer 2004, 233–251.

Fagan 2006: B. Fagan, Writing Archaeology. Telling Stories About the Past. Walnut Creek/CA: Left Coast Press 2006.

Fulda/Tschopp 2002: D. Fulda/S. S. Tschopp (Hrsg.), Literatur und Geschichte. Ein Kompendium zu ihrem Verhältnis von der Aufklärung bis zur Gegenwart. Berlin: de Gruyter 2002.

Geertz 1993: C. Geertz, Die künstlichen Wilden. Der Anthropologe als Schriftsteller. Frankfurt a. M.: Fischer 1993 [Orig.: Works and Lives. The Anthropologist as Author (1988)].

Gräslund 1987: B. Gräslund, The Birth of Prehistoric Chronology. Dating methods and dating systems in nineteenth-century Scandinavian archaeology. New Stud. Arch. Cambridge: University Press 1987.

Grünert 2002: H. Grünert, Gustaf Kossinna (1858–1931). Vom Germanisten zum Prähistoriker. Ein Wissenschaftler im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Vorgesch. Forsch. 22. Rahden/Westf.: Leidorf 2002.

Hansen 2001: S. Hansen, Von den Anfängen der prähistorischen Archäologie: Christian Jürgensen Thomsen und das Dreiperiodensystem. Prähist. Zeitschr. 76, 2001, 10–23.

Harris 1994: D. R. Harris (Hrsg.), The Archaeology of V. Gordon Childe. Contemporary Perspectives. London: University College London 1994.

Hodder 1989: I. Hodder, Writing archaeology: site reports in context. Antiquity 63, 1989, 268–274.

Hodder 1990: Ders., The Domestication of Europe. Structure and Contingency in Neolithic Societies. London: Blackwell 1990.

Hodder 1999: Ders., The Archaeological Process. An Introduction. London: Blackwell 1999.

Jacob-Friesen 1954: K.-H. Jacob-Friesen, Johan Picardt, der erste Urgeschichtsforscher Niedersachsens. Nachr. Niedersachsen Urgesch. 23, 1954, 3–13.

Kohl 1992: K.-H. Kohl, Geordnete Erfahrung. Wissenschaftliche Darstellungsformen und literarischer Diskurs in der Ethnologie. In: J. Matthes (Hrsg.), Zwischen den Kulturen? Die Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleichs. Soziale Welt, Sonderbd. 8. Göttingen: Schwartz 1992, 363–374.

Korff 2002: G. Korff, Speicher und/oder Generator. Zum Verhältnis von Deponieren und Exponieren im Museum (2000). In: Museumsdinge. deponieren – exponieren (hrsg. von M. Eberspächer/G. M. König/B. Tschofen). Köln: Böhlau 2002, 167–178.

Koselleck 1989: R. Koselleck, Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1989.

Kossack 1997: G. Kossack, Dörfer im Nördlichen Germanien vornehmlich aus der römischen Kaiserzeit. Lage, Ortsplan, Betriebsgefüge und Gemeinschaftsform. Bayer. Akad. Wiss., Phil.-Hist. Kl. Abhandl. NF 112. München: Bayer. Akad. Wiss. 1997.

Kossinna 1911: G. Kossinna, Die Herkunft der Germanen. Zur Methode der Siedlungsarchäologie. Mannus-Bibl. 6. Würzburg: Kabitzsch 1911.

Kossinna 1914: Ders., Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft. Mannus-Bibl. 9. Würzburg: Kabitzsch 1912; 2. Aufl. 1914.

Leskovar 2005: J. Leskovar, ArchäologInnengarn. Vom Nutzen erzählender und mehrfacher Deutung prähistorischer Evidenz. In: R. Karl/J. Leskovar (Hrsg.), Interpretierte

Eisenzeiten. Fallstudien, Methoden, Theorie. Tagungsbeiträge der 1. Linzer Gespräche zur interpretativen Eisenzeitarchäologie. Stud. Kulturgesch. Oberösterreich 18, 2005, 131–145.

Marek 1949: K. W. Marek (alias C. W. Ceram), Götter, Gräber und Gelehrte. Roman der Archäologie. Reinbek: Rowohlt 1949.

Menghin 1931: O. Menghin, Weltgeschichte der Steinzeit. Wien: Schroll 1931.

Müller-Funk 2008: W. Müller-Funk, Die Kultur und ihre Narrative. Eine Einführung. Wien: Springer 2002, 2. überarb. u. erw. Aufl. 2008.

Narr 1990: K. J. Narr, Nach der nationalen Vorgeschichte. In: W. Prinz/P. Weingart (Hrsg.), Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1990, 279–305.

Nolte 2002: P. Nolte, Darstellungsweisen deutscher Geschichte. Erzählstrukturen und »master narratives« bei Nipperdey und Wehler. In: Ch. Conrad/S. Conrad (Hrsg.), Die Nation schreiben. Geschichtswissenschaft im internationalen Vergleich. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2002, 236–268.

Nünning 1999: A. Nünning, »Verbal Fictions?« Kritische Überlegungen und narratologische Alternativen zu H. Whites Einebnung des Gegensatzes zwischen Historiographie und Literatur. Literaturwiss. Jahrb. 40, 1999, 351–380.

Oels 2005: D. Oels, Ceram – Keller – Pörtner. Die archäologischen Bestseller der fünfziger Jahre als historischer Projektionsraum. In: W. Hardtwig/E. Schütz, Geschichte für Leser. Populäre Geschichtsschreibung in Deutschland im 20. Jahrhundert. Stuttgart: Steiner 2005, 347–370.

Piggott 1965: S. Piggott, Ancient Europe from the Beginnings of Agriculture to Classical Antiquity. Edinburgh: University Press 1965 [Zitate nach der deutschen Ausgabe: Vorgeschichte Europas. Vom Nomadentum zur Hochkultur. Kindlers Kulturgeschichte des Abendlandes (hrsg. v. Friedrich Heer). München: Kindler 1974].

Piltz 2008: E. Piltz, »Trägheit des Raums«. Fernand Braudel und die Spatial Stories der Geschichtswissenschaft. In: J. Döring/T. Thielmann (Hrsg.), Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Bielefeld: transcript 2008, 75–102.

Pluciennik 1999: M. Pluciennik, Archaeological Narratives and Other Ways of Telling. Current Anthr. 40 (5), 1999, 653–678.

Ranke 1886: L. von Ranke, Weltgeschichte, Bd. I.1. Leipzig: Duncker & Humblot 1881; 4. Aufl. 1886.

Rauchhaupt 2010: U. von Ranke, Ein Mädchen aus dem Neandertal. Besprechung von Conard/Wertheimer 2010. *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 2.10.2010.

Rebenich 1999: St. Rebenich, Theodor Mommsen und die Archäologie: Zwei Anmerkungen. Arch.. Inf. 22 (1), 1999, 28–29.

Rebenich 2002: Ders., Theodor Mommsen. Eine Biographie. München: Beck 2002.

Rieckhoff 2007: S. Rieckhoff, Keltische Vergangenheit: Erzählung, Metapher, Stereotyp. Überlegungen zu einer Methodologie der archäologischen Historiographie. In: St. Burmeister/H. Derks/J. von Richthofen (Hrsg.), ZWEIUNDVIERZIG. Festschrift für Michael Gebühr zum 65. Geburtstag. Internat. Arch., Stud. honoraria 25. Rahden/Westf.: Leidorf 2007, 15–34.

Ricœur 2002: P. Ricœur, Geschichtsschreibung und Repräsentation der Vergangenheit. Konferenzen des Centre Marc Bloch (Berlin) 1. Münster: Lit 2002.

Rudebeck 1996: E. Rudebeck, Heroes and tragic figures in the transition to the Neolithic. Exploring images of the human being in archaeological texts. Journal European Arch. 4, 1996, 55–86.

Rüsen 1982: J. Rüsen, Die vier Typen des historischen Erzählens. In: R. Koselleck/H. Lutz/J. Rüsen (Hrsg.), Formen der Geschichtsschreibung. Beitr. Historik 4. München: Deutscher Taschenbuchverlag 1982, 514–605.

Schirnig 1979: H. Schirnig, Einführung. In: Ders. (Hrsg.), Großsteingräber in Niedersachsen. Veröff. Urgesch. Slg. Landesmus. Hannover 24. Hildesheim: Lax 1979, 1–26.

Schlögel 2006: K. Schlögel, Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuchverlag 2006.

Schörken 1995: R. Schörken, Begegnungen mit Geschichte. Vom außerwissenschaftlichen Umgang mit der Historie in Literatur und Medien. Stuttgart: Klett-Cotta 1995.

Schuchhardt 1919: C. Schuchhardt, Alteuropa. Eine Vorgeschichte unseres Erdteils. Berlin u. a.: de Gruyter 1919 [2. Aufl. 1926; 3. Auflage 1935 mit geändertem Untertitel: Kulturen – Rassen – Völker, 4. Auflage 1941: Untertitel: Die Entwicklung seiner Kulturen und Völker; unverändert 5. Aufl. 1944].

Schuchhardt 1921: Ders., Rudolf Virchow als Prähistoriker. In: Festsitzung zum Gedächtnis des hundertjährigen Geburtstages Rudolf Virchows am 15. Oktober 1921. Berlin: Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1921, 14–23.

Schumacher 1921: K. Schumacher, Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande von der Urzeit bis in das Mittelalter. Handbücher des römisch-germanischen Central-Museums Nr. 1. I. Band. Die vorrömische Zeit. Mainz: Wilkens 1921.

Sherratt 1995: A. G. Sherratt, Reviving the Grand Narrative: Archaeology and Long-Term Change. The Second David L. Clarke Memorial Lecture in the University of Cambridge 1995. Journal European Arch. 3 (1), 1995, 1–32.

Sherratt 1997: Ders., Economy and Society in Prehistoric Europe: Changing Perspectives. Edinburgh: University Press 1997.

Sprockhoff 1932: E. Sprockhoff, Besprechung von E. Wahle, Deutsche Vorzeit (1932). Germania 16, 1932, 317–320.

Sprockhoff 1938: Ders., Die nordische Megalithkultur. Handbuch der Urgeschichte Deutschlands. Berlin: de Gruyter 1938.

Stone 1979: L. Stone, The Revival of Narrative. Reflections on an Old New History. Past and Present 85, 1979, 3–24 [gekürzt auch in: U. Raulff (Hrsg.), Vom Umschreiben der Geschichte. Berlin: Wagenbach 1986, 88–102].

Süßmann 2002: J. Süßmann, Stichwort »Erzählung«. In: S. Jordan (Hrsg.), Lexikon Geschichtswissenschaft. Hundert Grundbegriffe. Stuttgart 2002: Reclam, 85–88.

Thomsen 1837: Ch. J. Thomsen, Leitfaden zur Nordischen Altertumskunde (hrsg. v. d. Königl. Ges. Nord. Altertumskde.). Kopenhagen 1837.

Trigger 1980: B. G. Trigger, Gordon Childe. Revolutions in Archaeology. London: Thames & Hudson 1980.

Veit 1998: U. Veit, Zwischen Tradition und Revolution: Theoretische Ansätze in der britischen Archäologie. In: M. K. H. Eggert/U. Veit (Hrsg.), Theorie in der Archäologie: Zur englischsprachigen Diskussion. Tübinger Arch. Taschenbücher 1. Münster: Waxmann 1998, 15–65.

Veit 2006a: Ders., Der Archäologe als Erzähler. In: H.-P. Wotzka (Hrsg.), Grundlegungen. Studien zur europäischen und afrikanischen Archäologie für M. K. H. Eggert. Tübingen: Francke 2006, 201–213.

Veit 2006b: Ders., Gründerjahre: Die mitteleuropäische Ur- und Frühgeschichtsforschung um 1900. In: J. Callmer/M. Meyer/R. Struwe/C. Theune (Hrsg.), Die Anfänge der ur- und frühgeschichtlichen Archäologie als akademisches Fach im europäischen Vergleich (1890–1930) – The beginnings of academic pre- and protohistoric archaeology in a European perspective (1890–1930). Berliner Arch. Forsch. 2 (Rahden/Westf.: Leidorf 2006) 43–62.

Virchow 1866: R. Virchow, Hünengräber und Pfahlbauten. Sammlung gemeinverständlicher Vorträge (hrsg. v. R. Virchow & Fr. v. Holtzendorff). Heft 1. Berlin: Lüderitz 1866.

Völkel 2006: M. Völkel, Geschichtsschreibung. Eine Einführung in globaler Perspektive. Köln: Böhlau 2006.

Wahle 1932: E. Wahle, Deutsche Vorzeit. Leipzig: Kabitzsch 1932.

Wahle 1950/51: Ders., Geschichte der prähistorischen Forschung. Anthropos 45, 1950, 487–538 und 46, 1951, 49–112.

Weinland 1950: D. F. Weinland, Rulaman. Erzählung aus der Zeit des Höhlenmenschen und des Höhlenbären. Tübingen: Wunderlich 1950 [Originalausg. 1876].

White 1986: H. White, Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses. Sprache u. Gesch. 10. Stuttgart: Klett-Cotta 1986.

White 1990: Ders., Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung. Frankfurt a. M.: Fischer 1990.
White 1994: Ders., Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa. Frankfurt a. M.: Fischer 1994 [Orig.: The historical imagination in nineteenth-century Europe. Baltimore u. a.: John Hopkins University Press 1975].
Zeissig 1950: H. Zeissig (Hrsg.), Neuer Geschichts- und Kulturatlas von der Urzeit. Harms einheitliches Unterrichtswerk. Frankfurt: Atlantik-Verlag 1950.

Ulrich Veit
Professur für Ur- und Frühgeschichte am Historischen Seminar der Universität Leipzig,
Ritterstrasse 14, D-04109 Leipzig
ulrich.veit@uni-leipzig.de

EAZ – Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift
Jahrgang 51, 1/2 (2010), S. 30–47
© Waxmann

Charlotte Schubert

Die Bedeutung von Narrativität für die Historie: Ein Versuch anhand von zwei Beispielen aus der Antike*

Zusammenfassung:
Am Beispiel der Atthidographen als einer vorgeblich annalistisch-chronistischen »Lokalhistorie« und der antiken Chroniken lässt sich zeigen, welche Bedeutung der Narrativität heute in der Einschätzung und Bewertung der griechischen Historiographie zukommt. Die derzeit zu beobachtende Neubewertung im Verhältnis von Historie und Narrativität lässt sich in eine generelle Tendenz einordnen, die Formen der historiographischen Darstellungsweise anders und weniger hierarchisch zu klassifizieren (so etwa in dem von H.-J. Gehrke vorgeschlagenen Begriff der intentionalen Geschichte). Insbesondere die von Hayden White betonten Zusammenhänge von Form und Inhalt im Hinblick auf die Bewertung von Organisation des Materials und inhaltlicher Kohärenz haben zu beachteten Vorschlägen geführt, die die herkömmliche Gegenüberstellung von Annalen und Chroniken zu der Historie in ein neues Verhältnis zu setzen erlauben. So sind Annalen und Chroniken, obwohl ihnen die bisher als entscheidend für die Sinnherstellung einer historischen Kohärenz bewertete Narrativität in der Darstellung fehlt, dennoch als eigenständige Alternativen zum vollständig entwickelten Diskurs zu sehen. Am Beispiel der Darstellung, die die attische Urgeschichte bei den Atthidographen erhält, sowie dem Chronicon Romanum soll gezeigt werden, welche Arten von Sinnbildung einer annalistisch-chronistischen Darstellungsweise historische Kohärenz verleihen.

Schlüsselwörter: Historiographie; Atthidographen; Chroniken; Philochoros; Chronicon Romanum; Hayden White

The Importance of Narration for History: An Attempt by Two Examples from Antiquity

Abstract:
The examples of the Atthidographers (exemplified here by Philochoros) as a supposedly annalistic-chronistic ›local history‹ and the ancient chronicles (exemplified here by the Chronicon Romanum) show the importance of the aspect of narrativity in the assessment and evaluation of Greek historiography. The current re-evaluation of the relationship between history and narrativity is part of a general tendency, which classifies the forms of

* Für die anregende Diskussion zu diesem Thema, die sehr viel zur Schärfung der Argumente beigetragen hat, möchte ich an dieser Stelle R. Pates (Leipzig) danken, für die Hilfe bei den Korrekturen B. Fietz (Leipzig).

historiographical representation in a different and less hierarchical way (as has been suggested by H.-J. Gehrke in the concept of intentional story). In particular, Hayden White has suggested a new relationship between form and content regarding the organization of material and content in historiography: his definition of narrative coherence allows to overcome the traditional opposition of annals and chronicles vs. history. Therefore, also annals and chronicles can be shown as independent alternatives to discursive representations of history. The examples of the Atthidographers and the Chronicon Romanum shall show which ways of generation of meaning give historical coherence to an annalistic-chronistic presentation.

Keywords: Historiography; Atthidographers; Chronicles; Philochoros; Chronicon Romanum; Hayden White

Die Historiographie und ihre Methoden stehen seit einigen Jahren mitten in einer heftigen Diskussion, die an die Substanz dessen reichen, was Historie im Kern ausmacht. Folgte man Hayden White mit seinen Narrativen, die er als *plots* der Tragödie, Komödie, Romanze und Satire beschreibt, dann geht es so weit, dass man die Formen, in denen sich historiographische Werke entwickelt haben, ganz von dem Erklärungszusammenhang löst.[1] Trotzdem muss man auch heute nicht mehr dabei stehen bleiben, dass man wie etwa Hans-Ulrich Wehler einen Gegensatz konstituiert zwischen einer »narrativ-kulturgeschichtlichen Strömung mit ihren konkurrierenden, diffusen epistemologischen Vorstellungen« und einer ›analytischen Geschichtswissenschaft‹, die »klare, explizierte erkenntnisleitende Interessen« besitzt, »die sie Lesern oder Hörern erläutert, damit aber auch diskussionsfähig macht« (Wehler 2007, 46–47). Im Gegenteil, die Auseinandersetzung um Hayden White hat viele neue Perspektiven eröffnet und im Folgenden soll – mit einer eher experimentellen Absicht – nach einer kurzen Revue des gegenwärtigen Diskussionsstandes zur Narrativität anhand von zwei Beispielen gezeigt werden, welchen Wert diese Diskussion für die antike Historiographie hat. Die Perspektive soll dabei weiter aufgespannt werden, indem vor allem die von Paul Ricœur analysierte Verbindung von Erzählmustern und Wahrheitsstrategien für die Historie miteinbezogen werden, sodass auch die über die antike Historiographie hinausgehenden Möglichkeiten verdeutlicht werden.

Die Diskussion über Narrativität in der Geschichtswissenschaft ist heute im Hinblick auf historisches Erzählen von dieser seit Jahrzehnten etablierten Frontstellung geprägt, die keine Einigkeit darüber ermöglicht, was eine historische Erzählung sei, wie ihr Verhältnis zur Wirklichkeit zu verstehen sei und generell, in welcher Form sie sich in Diskurse einordne und wie mit dem Verhältnis von Fakten und Fiktion umzugehen sei. So wird beispielsweise auch der griechische Historiker Herodot (5. Jh. v. Chr.) einerseits als ›Vater der Geschichtsschreibung‹ angesehen (vgl. so schon Cic. Leg. I 5)[2],

1 So bei Jauß 1982, 415 ff., Stierle 1979, 95 und White 1990; vgl. auch die distanzierte Stellungnahme von Paul Ricœur 2002, 24, der sich dagegen verwahrt hat, sich der Gefahr auszusetzen, die narrative Kohärenz mit dem Erklärungszusammenhang zu verwechseln. Ricœur wertet in diesem Vortrag – anders als White – ganz deutlich die Wahrheitsabsicht gegenüber der Narrativität auf, insbesondere in seinen Ausführungen zu Interpretation und Annäherung.

2 Alle Abkürzungen nach H. Cancik (Hrsg.), Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike [DNP]. Stuttgart: Metzler 1996–2007.

von anderen hingegen als Vater einer ›Lügenschule‹ bezeichnet – die Ursache für diese widersprüchliche Bewertung liegt in seiner historiographischen Methode, deren Sinngebungsabsicht durch die Verwendung von Mythen, Erzählungen und Orakeln gekennzeichnet ist, die teilweise als ›Dichtung‹ (so in den Arbeiten von D. Fehling), teilweise als ›eigene Wahrheit‹ angesehen wird.[3] Wie eingangs betont, so betrifft die hier erkennbare Konfrontation die Geschichtswissenschaft als Ganze, wenngleich die antike Historiographie meines Erachtens aufgrund ihrer spezifischen Anfangssituation besonders geeignete Fälle zur Verfügung stellt, um die epistemische Autorität der Erzählung als legitime Form der Geschichtswissenschaft zu rekonstruieren. Daher verstehen sich auch die folgenden Ausführungen als allgemeiner Beitrag zur Historiographieforschung, der zum einen darlegen soll, mit welcher Sinngebungsabsicht antike Autoren das Verhältnis von Fakten und Fiktionen verarbeitet haben und zum anderen auch einige Gedanken zu der grundsätzlichen Frage beisteuern soll, wie die Bedingungen von Erfahrung als Erzählmuster und Wahrheitsstrategien in narrativen Codes repräsentiert werden.

Das hier herauszuarbeitende Ergebnis im Hinblick auf die Bedeutung der narrativen Kohärenz in ihrem Verhältnis zu Fakten und Fiktionen lässt sich gut einordnen in die eingangs referierte aktuelle Diskussion in der Geschichtswissenschaft. Die unterschiedlichen Positionen lassen im Kern immer wieder erkennen, dass die epistemische Autorität der Erzählung als legitime Form der Geschichtswissenschaft nach wie vor umstritten ist, wenn es um die Beziehung zwischen narrativem Diskurs und ›wirklicher Welt‹ geht. Für White – hier *pars pro toto* als der bekannteste Vertreter der Narrarivitätstheorie – unterscheiden sich reales und imaginäres Geschehen nicht im Hinblick auf ihre formalen Merkmale, und gerade dies führte ihn zu dem Anspruch, »die Tiefenstruktur der historiographischen Imagination« zu erfassen, indem er eine innere Verknüpfung (emplotment) zwischen dieser Tiefenstruktur (Romanze, Tragödie, Komödie, Satire) und Formen der narrativen Argumentation (Metapher, Synekdoche, Metonymie und Ironie) annimmt (White 2008).

Die Narrativitätstheorie, die u. a. auch von Frank Ankersmit weiterentwickelt wurde (Ankersmit et al. 2009) ist, obwohl immer wieder diskutiert, in der deutschen Geschichtswissenschaft bisher nur äußerst skeptisch aufgenommen worden (wie schon erwähnt, Wehler (2007, 37) nennt es ein »Duell zwischen Narrativisten und Analytikern«), insbesondere aufgrund der von ihn unterstellten Gleichsetzung von Fiktion und Faktischem sowie der daraus folgenden Negierung der Wahrheitskorrespondenz. Dem steht jedoch eine breite, meist positive Rezeption in den Kulturwissenschaften gegenüber (Nünning 1995, 61–87; Nash 1990). Von den Vertretern der Geschichtswissenschaft ist immer wieder die Wahrheitsabsicht der historischen Erzählung betont worden, die den historischen Diskurs etwa von dem Roman trenne (Rüsen 1993; Koselleck 1982; Evans 1998). Insbesondere Rüsen hat die wissenschaftskonstitutive Rationalität des historischen Denkens als dasjenige Verfahren hervorgehoben, das die Wahrheitsansprüche des historischen Erzählens begründe (Rüsen in Koselleck et. al. 1982, 69). Anders als der *New Historicism* (z. B. St. Greenblatt), obwohl sich die Richtungen in ihrem Kontextualisierungsbemühen nicht unähnlich sind, steht aber die von der Geschichtswissenschaft ausgehende Rationalitätstheorie des historischen Erzählens auf dem Standpunkt, dass sich Geschichte als Wissenschaft speziell dadurch konstituiere, dass sie eine

3 Pritchett 1993; Rösler 1980, 283–319; Hose 2004, 153–174; Erbse 1991.

Methodisierung des Erfahrungsbezuges des historischen Erzählens zugrundelege, die sich in den Verfahren der Quellenkritik und Diskursanalyse mit ihren Gegenständen der diskursiven Praktiken der Repräsentation zeige.[4] Der Bezug auf eine historische Wirklichkeit, die neben und in der Zeit vor dem narrativen Text liegt und diese in gewisser Weise repräsentieren soll, begründe die Differenz zur Fabel und auch zur Fiktion. Die damit verbundene historische Erklärung sei eben nicht nur ein Verfahren, mit dessen Hilfe bestimmte Typen und Figuren erkannt oder bestimmt würden, sondern sie gäbe den vergangenen Ereignissen einen Sinn (Chartier 1989, 31).

Inwiefern es nun aber Gemeinsamkeiten zwischen Geschichte und Roman, Repräsentation und Fiktion gebe und wie das Verhältnis zwischen realem und imaginärem Geschehen genauer zu bestimmen sei, spielt eine besondere Rolle im Werk von Paul Ricœur. Im Hinblick auf Theorien der Geschichtsschreibung kann man Ricœur sicher zu denjenigen zählen, die sich nicht nur intensiv mit der Erzählung befasst haben, sondern u. a. mit dem Werk *Temps et Récit* (dt. in den drei Bänden »Zeit und Erzählung«) eine narratologische Hermeneutik begründet haben, die eine neue Perspektive in die Diskussion um das Verhältnis von Geschichte, Narrativität und den Theorien des narrativen Diskurses eingebracht haben (White 1990, 177). Für Ricœur bietet die fiktionale Narrativität die Möglichkeit zur Darstellung einer tieferen Einsicht in die menschliche Erfahrung der Zeitlichkeit. Ricœur hat in seinen späteren Werken, auch in »Geschichte, Gedächtnis und Vergessen« (in deutscher Übersetzung 2004 erschienen) einen wesentlichen Beitrag zu einer der wichtigen Fragen der Geschichtswissenschaft gegeben, und in seinen Untersuchungen eine Epistemologie angeboten, die für manche Überlegungen, die seit längerem diskutiert werden (wie etwa das von Hans-Joachim Gehrke maßgeblich geprägte Konzept der intentionalen Geschichte; vgl. dazu Gehrke 2004, 21–36; Gehrke 2005, 29–51), einen umfassenden Rahmen bieten, aber auch in Einzelstudien schon eine empirische Anwendung gefunden haben (z. B. Epple 2003). Der neue methodische Anspruch, der auch mit einer (Wieder-)Anerkennung und Aufwertung der Hermeneutik verbunden ist und der sich aus den Arbeiten Ricœurs für die Historiographie ergibt, liegt in der Vorstellung von Zeitlichkeit, die eine Verbindung von Erzählmustern und Wahrheitsstrategien ermöglicht, sodass die Historiographieforschung zu einer Analyse der historisch variablen Möglichkeiten der Bedingung von Erfahrung führt.

Ich möchte hier nun an zwei Beispielen zeigen, welche Bedeutung der Form historiographischer Darstellungen heute in der Einschätzung und Bewertung der griechischen Historie zukommen kann, wenn man sich von den herkömmlichen Einteilungen löst. Als die alles entscheidende Grenzlinie wird auch heute in der Geschichtswissenschaft gern noch die Narrativität betrachtet. Diese Grenzen und Unterschiede sind nun nicht nur in der Antike auch vorhanden, sondern sie sind in der antiken Historiographie selbst reflektiert und bewertet worden. Herodot und Thukydides sind herkömmlicherweise nicht nur die Prototypen der narrativen Historiographie, sondern sie gelten mit ihrer spezifischen Narrativität als ›die Historiographen‹. Auch und vor allem geben sie mit ihrem Anspruch den Maßstab für die Unterscheidung von Wahrheit und Fiktion vor.

---

4 Rüsen 1992, 19 ff. u. ö.; vgl. dazu Blanke 2000, 55–84, hier 55 ff.; Chartier 1989, 33; vgl. Sarasin 2006.

Pars pro toto beziehe ich mich dabei auf den berühmten Methodensatz des Thukydides, den ich hier in der maßgeblichen Übersetzung von P. G. Landmann zitieren möchte:

> 1,22: »Was nun in Reden hüben und drüben vorgebracht wurde, während sie sich zum Kriege anschickten, und als sie schon drin waren, davon die wörtliche Genauigkeit wiederzugeben war schwierig sowohl für mich, wo ich selber zuhörte, wie auch für meine Gewährsleute von anderwärts; nur wie meiner Meinung nach ein jeder in seiner Lage etwa sprechen mußte, so stehn die Reden da, in möglichst engem Anschluß an den Gesamtsinn des in Wirklichkeit Gesagten«.

Dieser sogenannte Methodensatz wird als Ausweis für einen Standard analytischer Geschichtsschreibung in der Antike gewertet, dem andere Autoren (z. B. Herodot) und Werke (u. a. Atthiden, Chroniken) gegenübergestellt werden, die ihm nicht genügten und daher auch vordergründig nicht dem ›Rang‹ der Historiographie entsprächen. Das ist deutlich zu erkennen in der heute immer noch gebrauchten Gegenüberstellung von Annalen und Chroniken einerseits und narrativer Historie andererseits. Für das Verhältnis von sogenannter narrativer Geschichtsschreibung und der annalistischen und chronistischen Darstellungsform möchte ich daher im Folgenden exemplarisch durchspielen, was sich aus der aktuellen Diskussion zur Narrativität gewinnen lässt.

Meine beiden Beispiele sind zum einen die Atthidographen und zum anderen die griechischen Chroniken.

1. Die Atthidographen als Historiker Athens

Unter »Atthidographen« fasst man heute eine Gruppe von Autoren zusammen, die athenische »Lokalgeschichte« geschrieben haben. Diese Entwicklung soll von der Atthis des Hellanikos von Lesbos um 407/6 v. Chr. bis zu Philochoros zu Beginn des 3. Jahrhunderts v. Chr. gereicht haben. Die z. T. sehr umfangreichen Werke sind allerdings vollständig verloren gegangen und nur noch in Zitaten und Paraphrasen späterer Autoren überliefert (Jacoby 1949, 1). Die annalistische Form mit Jahresabschnitten und vorangestellten Archontennamen gilt als charakteristisch für die Werke aller Atthidographen. Felix Jacoby hatte diesen Werken aufgrund ihres chronistischen Charakters alle narrativen und konzeptionellen Elemente abgesprochen und als eine mindere, keinesfalls mit der klassischen Historiographie gleichzusetzende Form bewertet. Darin ist noch eine Zweiteilung zu erkennen, die auf der einen Seite die »local history« sieht und auf der anderen Seite die Gattung der ἱστορίαι als Universalgeschichte (κοιναὶ ἱστορίαι) und »the history of the Greek people«, wobei zu der letzten Gruppe etwa auch Herodot gerechnet wird (Jacoby 1949, 2). Auch in der neuesten Forschung werden die Atthidographen noch als Vertreter der »local history« (Harding) klassifiziert.

Bereits in der Antike hat man, wie bereits erwähnt, die Grundsatzfrage, was eine historiographische Darstellungsweise ausmacht, mit der Unterscheidung zwischen narrativer und annalistischer Darstellungsweise begründet (Dion. Hal. 1,8,3), und die daraus entwickelte Abwertung einer ganzen Gruppe von Autoren, der sogenannten

Atthidographen, hat sich lange, eigentlich bis heute, gehalten. Jedoch haben die von Hayden White betonten Zusammenhänge von Form und Inhalt im Hinblick auf die Bewertung von Organisation des Materials und inhaltlicher Kohärenz Anregungen gegeben, die die herkömmliche Gegenüberstellung von Annalen und Chroniken zu der Historie in ein neues Verhältnis zu setzen erlauben.[5] Annalen und Chroniken fehlt die Narrativität der Darstellung, damit eigentlich das entscheidende Element für die Sinnherstellung einer historischen Kohärenz. Andererseits können sie doch als eigenständige Alternativen zum vollständig entwickelten Diskurs betrachtet werden und White macht diese Neubewertung an einem Realitätsbegriff fest, in dem nicht mehr die Unterscheidung zwischen realen und imaginären Ereignissen zur Leitlinie dient, sondern die zugrundeliegende Sinngebungsabsicht an sich.[6] Die spezifische Darstellungsform Chronik erzeugt einen anderen Sinn als die diskursive Form der historiographischen Darstellung, jedoch erzeugt sie eben auch Sinn. Dieser basiert auf einer Konzeption, die Organisationsprinzipien wie etwa die zugrundeliegende Chronologie, die Ordnung des Materials und den Umfang aufweist.

Die Atthidographie hat eine chronistische Struktur, da sie – in der Regel durch die Archontennamen – eine Gliederung nach Jahren zugrundelegt und steht damit wohl eher in der Mitte zwischen einer Chronik im strengen Sinn, wie z. B. das *Marmor Parium*, und der eigentlichen Historiographie.

Diese Klassifizierung, die die Atthidographen aufgrund ihrer annalistischen Werke zu ›minderen‹, weil methodisch nicht satisfaktionsfähigen, Historikern erklärt hat, möchte ich hier am Beispiel eines Fragmentes aus Philochoros (4./3. Jh. v. Chr.) überprüfen, aber gleichzeitig auch daran zeigen, wie sich die Werke der Atthidographen zu der eigentlichen, narrativen Historiographie verhalten.[7]

Philochoros hat nach Stephanus von Byzanz in seiner Atthis geschrieben, dass die Stadt Athen ›asty‹ genannt worden sei

FGrHist 328,F.2a (= Stephanus, Ethnica p.292 Billerbeck):

> <Ἄστυ,> ἡ κοινῶς πόλις. διαφέρει δέ, ὅτι τὸ μὲν κτίσμα δηλοῖ ἡ δὲ πόλις καὶ τοὺς πολίτας. „ἐκλήθη δὲ ἄστυ“ ὡς Φιλόχορος ἐν α΄ τῆς Ἀτθίδος „διὰ τὸ πρότερον νομάδας καὶ σποράδην ζῶντας τότε συνελθεῖν καὶ στῆναι ἐκ τῆς πλάνης εἰς τὰς κοινὰς οἰκήσεις, ὅθεν οὐ μετανεστήκασιν. Ἀθηναῖοι δὲ πρῶτοι τῶν ἄλλων ἄστη καὶ πόλεις ᾤκησαν“.
>
> »Asty, im allgemeinen <identisch mit> πόλις. Ein Unterschied liegt jedoch darin, daß ἄστυ die Gründung, πόλις aber auch die Bürger bezeichnet.

5 White 1990, 16. Vgl. den Bezug von Walter 2004, 218 mit Anm. 36. Vergleichbar ist auch der Ansatz von Gärtner 2008, 27 ff. Vgl. hierzu meinen kürzlich erschienenen Aufsatz Schubert (2010), an dessen Ergebnissen sich das Folgende orientiert.

6 White 1990, 58 f. Vgl. auch Jauß 1982, 415 ff. Zu einer ganz anderen Einschätzung im Hinblick auf die Bewertung des narrativen Elementes kommt Chartier 1989, 31, der meint, so werde »die Grenze gegen die fiktive Erzählung praktisch beseitigt«, und er kritisiert dies sehr deutlich: Seiner Ansicht nach werde aus der historischen Erklärung nur noch ein Verfahren, um Diskurstypen und -figuren zu erkennen, jedoch werde keine Sinngebung vergangener Ereignisse.

7 Vgl. hierzu und für das folgende ausführlich Schubert (2010), dem dieser Abschnitt zu den Atthidographen im Wesentlichen folgt.

> »Städtische Siedlung (ἄστυ) sagte man«, wie Philochorus im ersten Buch der Atthis <erklärt>, »deshalb, weil die Menschen, die früher als Nomaden und vereinzelt lebten, sich danach zusammenschlossen und vom Umherziehen zum Verbleib in gemeinsamen Siedlungen übergingen, aus welchen sie nicht mehr auszogen. Die Athener aber haben früher als alle anderen Städte sowie Stadtstaaten gegründet und besiedelt«. (ÜS Billerbeck)

Wie sind nun die Nomaden bei Philochoros in die Geschichte Athens gekommen? Lässt man die frühen Kulturentstehungslehren Revue passieren, so fallen strukturelle Ähnlichkeiten mit der Charakterisierung von Nomaden sofort auf. Elemente aus dem Nomadendiskurs, die wie die Migration und die Mobilität als Elemente der Nicht-Sesshaftigkeit einer zivilisatorisch geprägten Sesshaftigkeit mit Stadt, Mauer und Burg in klarer Dichotomie gegenübergestellt werden, begegnen genauso in den Kulturentstehungslehren wie in der Nomadencharakteristik. Eine besonders charakteristische Nomaden-Beschreibung findet sich bei Strabo:

> Strab. 7,3,7: ἀλλὰ καὶ νῦν εἰσιν ἁμάξοικοι καὶ νομάδες καλούμενοι, ζῶντες ἀπὸ θρεμμάτων καὶ γάλακτος καὶ τυροῦ καὶ μάλιστα ἱππείου, θησαυρισμὸν δ' οὐκ εἰδότες οὐδὲ καπηλείαν πλὴν εἰ φόρτον ἀντὶ φόρτου.
>
> »Aber auch jetzt noch finden sich die Wagenbewohner und Nomaden, welche von ihren Herden, von Milch und Käse, besonders Stutenkäse leben und nichts vom Ansammeln von Besitz und Handel wissen, es sei denn Ware gegen Ware«.

Das hervorstehende Merkmal ist Mobilität, d. h. eine Lebensform, die ohne feste Wohnsitze, ohne Städte und ohne individuellen Besitz auskommt (vgl. dazu grundsätzlich Weiß 2007, 45 ff.). Welche Rolle die Atthidographen nun den Pelasgern zuwiesen und wieso hier Nomaden ins Spiel kommen, sagt Strabo auch:

> Strab. 5,2,4: καὶ οἱ τὴν Ἀτθίδα συγγράψαντες ἱστοροῦσι περὶ τῶν Πελασγῶν ὡς καὶ Ἀθήνησι γενομένων, διὰ δὲ τὸ πλανήτας εἶναι καὶ δίκην ὀρνέων ἐπιφοιτᾶν ἐφ' οὓς ἔτυχε τόπους Πελαργοὺς ὑπὸ τῶν Ἀττικῶν κληθῆναι.
>
> »Die Verfasser der Atthiden aber berichten über die Pelasger, dass sie auch in Attika gewesen seien. Weil sie aber Nomaden (Umherschweifende) waren und wie Vögel in die Länder kamen, in die sie der Zufall führte, wurden sie von den Athenern Pelargoi genannt«.

Das Auftreten der Nomaden in dem Fragment hat einiges Kopfzerbrechen verursacht: So scheint Philochorus die Athener offensichtlich als ursprünglich nomadisch lebend zu bezeichnen. Das widerspricht aber nun eindeutig dem, was man aus der attischen Selbstdarstellung als des einzigen, autochthon in Griechenland lebenden Volk, nämlich von den Athenern, kennt. Die markanteste Überlieferung dazu findet sich wohl im perikleischen Epitaphios bei Thukydides:[8] Die autochthone Entwicklung, der Ursprung

8 Thuk. 2, 36,1; vgl. Plat., Menex. 237b-238b; Isokrates, Paneg. 23-8 und ausführlich dazu unten; Loraux (1981, 1986; 2000) hat die Bedeutung dieses Autochthonie-Mythos für die attische Ideologie und Repräsentation deutlich herausgestellt.

des attischen Volkes aus dem Land Attika, als Repräsentation gleichzeitig Mutter und Vater der attischen Kultur, ist seit dem 5. Jahrhundert dem Bestandteil des attischen Bürgerverständnisses geworden.[9]

So hat man also versucht, das Fragment in seine Einzelsätze zu zerlegen, um diese jeweils auch anderen Passagen zuzuordnen und so den inhaltlich verstörenden Zusammenhang auflösen zu können.

Trotzdem ist aber klärungsbedürftig, in welchem Zusammenhang die Stelle bei Philochoros über den Urzustand der Entwicklung, in dem diese ›nomadischen Elemente‹ verwendet werden, gestanden hat und wer nun diese Nomaden in der Frühgeschichte gewesen sind, noch dazu, da uns auch bei anderen Atthidographen solche nomadischen Phasen begegnen.

Die Frage, ob bei den Atthidographen bereits ein explizites Kulturfolgenmodell angenommen werden kann, das progressiv evolutionistisch vom Nomadismus zur Sesshaftigkeit verläuft, ist bisher nicht gestellt worden – auch und wegen ihrer Klassifizierung als ›Lokalhistoriker‹.[10] Die Einteilung in Kultur- oder Zivilisationsstufen ist bei den Vorsokratikern geläufig, auch die Vorstellung von einem goldenen Urzustand bekanntlich bereits seit Hesiod (Ax 2000, 287). Der vielleicht geschlossenste Kontext findet sich in dem berühmten Mythos des Protagoras im gleichnamigen platonischen Dialog.[11] Im Urzustand wandern die Menschen umher, es gibt keine Sesshaftigkeit, die Menschen haben keine Städte,[12] und erst durch die Verleihung von *Aidos* und *Dike* werden die Menschen in einer weiteren Phase der Entwicklung *sesshaft*. Die Überwindung der verstreuten und ohne dauerhafte Gemeinschaftsbildung auskommenden Lebensform wird erst durch den Übergang zu der neuen Sesshaftigkeit möglich.[13] Die Entwicklung der menschlichen Existenz lief demnach in mehreren Phasen ab, die durch extrem unterschiedliche Lebensformen geprägt waren, und diese Evolutionstheorien waren seit dem 5. Jahrhundert so geläufig, dass sie in den unterschiedlichsten literarischen Gattungen begegnen. Im Drama, in medizinischen oder eben auch historiographischen Werken wie denjenigen Herodots und Thukydides'[14] findet sich die Vorstellung, dass der Mensch als ursprünglich mangelhaft ausgestattetes Wesen in einem anfänglichen Urzustand existierte, der dem der wilden Tiere nicht unähnlich sei (θηριώδης), ohne

9 Loraux 1986, 211. Loraux (ebd. 213 f.) betont, dass in dem Autochthonie-Anspruch der Epitaphien ein aristokratisches Element des Bürgerverständnisses zum Ausdruck kam, insbesondere auch in dem berühmten perikleischen Epitaphios (Thuk. 2,39,4), in dem die *paideia* der Autochthonie der Athener subsumiert werde, so dass die *physis* hier eine Präferenz über die *paideia* erhielte, »he [Perikles] situates himself in the purest aristocratic thinking, the one that reserves true glory to hereditary heroism and disdains acquired, and therefore necessarily imperfect, virtues«. Vgl. zu dieser Interpretation der attischen Autochthonie Loraux 1986, 245 zu Lysias, Epitaphios 17.18-19.

10 Vgl. etwa auch Philos *Legatio ad Gaium* 20, dazu Weiß 2007, Einleitung.

11 Plat., Prot. 320 c8-322 d5 = DK 80 C1.

12 Plat., Prot. 322 b1: οὕτω δὴ παρεσκευασμένοι κατ' ἀρχὰς ἄνθρωποι ᾤκουν σποράδην, πόλεις δὲ οὐκ ἦσαν·

13 Plat., Prot. 322 c1: εὺς οὖν δείσας περὶ τῷ γένει ἡμῶν μὴ ἀπόλοιτο πᾶν, Ἑρμῆν πέμπει ἄγοντα εἰς ἀνθρώπους αἰδῶ τε καὶ δίκην, ἵν' εἶεν πόλεων κόσμοι τε καὶ δεσμοὶ φιλίας συναγωγοί.

14 Besonders deutlich in *De vetere medicina* 3; 8,1; Archelaos DK 60 A4; Kritias DK 88 B 25. Isocr., Paneg. 39; Anklänge auch bei Sophokles, im berühmten 2. Stasimon der Antigone: V. 360: παντοπόρος· ἄπορος; V. 370: ὑψίπολις·ἄπολις.

städtische Zivilisation und ohne Ackerbau.[15] Eine positive, zivilisationsapologetische Richtung findet sich etwa im Mythos des Protagoras, oder auch in *De vetere medicina* und bei Diodor, die negative, zivilisationskritische Sicht dagegen bei Kritias und Prodikos.[16]

Das erste und ausformulierte Kulturstufenmodell findet sich bei Dikaiarch (4./3. Jh. v. Chr.), wiedergegeben bei Porphyrios in *De abstinentia*.[17] Dikaiarch hat demnach in seinem *Bios Hellados* drei Stufen der Entwicklung unterschieden, wobei die erste dem goldenen *genos* bei Hesiod entspricht. Damals waren die Griechen noch nahe bei den Göttern und verglichen mit dem gegenwärtigen Zustand hatten sie die beste Lebensform. Der νομαδικὸς βίος ist die zweitbeste Lebensform, in der ein einfaches Leben in freier Besitzlosigkeit und Gesundheit immer noch erstrebenswerter erscheint als das Leben in der dritten Stufe, dem γεωργικὸν εἶδος mit Besitzstreben, Kooperation und Konkurrenz (Schütrumpf 2009, 257). Die Unterschiede zu der Archäologie des Thukydides oder den sophistischen Lehren wie etwa dem Mythos des Protagoras sind deutlich zu erkennen: Bei Dikaiarch steht der Stufengedanke einer sich verändernden Lebensgrundlage und damit auch Lebensform im Mittelpunkt (Schütrumpf 2009, 263), im Mythos des Protagoras wird dagegen die Lebensgrundlage nur zum Ausgangspunkt der sozialen und gesellschaftlichen Entwicklung genommen und ist nicht selbst der Motor der Kulturentwicklung. Auch Platon und Aristoteles kennen kein Modell der Kulturabfolge, wenngleich die einzelnen Elemente, die Dikaiarch verwendet, durchaus von ihnen stammen können.[18] Platon bezieht die nomadische Phase in der menschlichen Entwicklung mit ein,[19] während Aristoteles keine ›goldene‹ oder wie auch immer zu bezeichnende ideale Ursituation kennt. Wenn bei Aristoteles überhaupt eine positive oder Idealverhältnissen entsprechende Bewertung zu erkennen ist, dann könnte sie zwar in der Beschreibung des nomadischen Lebens zu finden sein:

> Aristot. Politik 1256 a32: οἱ μὲν οὖν ἀργότατοι νομάδες εἰσίν ‘ἡ γὰρ ἀπὸ τῶν ἡμέρων τροφὴ ζῴων ἄνευ πόνου γίνεται σχολάζουσιν,
>
> »… am wenigsten müssen die Nomaden stetiger Arbeit nachgehen, denn Nahrung, die ihnen die Weidetiere bieten, erhalten sie ohne Mühe in beschaulicher Ruhe«. (ÜS Schütrumpf)

---

15 Kritias DK 88 B 25, 3-4 und *De vetere medicina* 3. Vgl. dazu Schubert 1989, 207 ff. Z. B. Anon. Iambl. DK 89, 6; vgl. Plat., Politeia 369c; Politikos 274c.

16 Vet. med. 3; Kritias DK 88 B 25; Prodikos DK 84 B5 = Sext. Emp. Adv. math. 9, 18; Isocr., Antidosis 254; vgl. Demokrit DK 68 B 5,1; zu Demokrit vgl. W. Spoerri, Späthellenistische Berichte, 6ff. Diod.1,8,1: Καὶ περὶ μὲν τῆς πρώτης τῶν ὅλων γενέσεως τοιαῦτα παρειλήφαμεν, τοὺς δὲ ἐξ ἀρχῆς γεννηθέντας τῶν ἀνθρώπων φασὶν ἐν ἀτάκτῳ καὶ θηριώδει βίῳ καθεστῶτας σποράδην ἐπὶ τὰς νομὰς ἐξιέναι.

17 Dikaiarch frg. 48 Wehrli = Porphyr., *De abstinentia* 4, 2, 1–9 = Fortenbaugh/Schütrumpf 56A; in kürzerer und wohl auch abgewandelter Form findet sich die Konzeption Dikaiarchs auch bei Varro, *De re rustica* 2, 1, 3–9 und 1,2, 15–16 sowie Censorinus, *De die natali* 4, 2-4. Vgl. dazu Wehrli 1967–69, 56; Wehrli 1968, 531 ff.; Schütrumpf 2009, 255. Vgl. Ax 2000, 279 ff.

18 Dazu ausführlich Schütrumpf 2009, 273 ff. Etwas anders in der Einschätzung: Ax 2000, 287. Ax untersucht insbesondere das Verhältnis Dikaiarchs zu Platon.

19 Plat., Nomoi 677 b; vgl. Politikos 271 d1 ff. Schütrumpf 2009, 273 versteht Platons Bemerkungen zu der nomadischen Phase als ambivalent, während Ax 2000, 287 eher die Ähnlichkeiten mit Dikaiarch betont. Bei Ocellus Lucanus, *De universi natura* c.3 ist die systematische Zweiteilung noch in der Formulierung πολλάκις γὰρ καὶ γέγονε καὶ ἔσται βάρβαρος ἡ Ἑλλάς, οὐχ ὑπ‘ ἀνθρώπων μόνον γινομένη μετανάστατος ἀλλὰ καὶ ὑπ‘ αὐτῆς τῆς φύσεως, … zu erkennen.

Doch im Gegensatz zu Dikaiarch beschreibt er eben kein Kulturfolgenmodell, sondern gibt eine Systematik menschlicher Lebensformen ohne jeden historischen Bezug.[20] Der Unterschied zu Dikaiarch wird deutlich, wenn man die im Wortlaut durchaus ähnlich klingende Beschreibung des νομαδικὸς βίος in ihren Kontext setzt:

> Porphyrios, De abstin. 4,2, 22 ff.: τὸ δ' αὐτὸ καὶ τοῦ σχολὴν ἄγειν αἴτιον ἐγίγνετο αὐτοῖς καὶ τοῦ διάγειν ἄνευ πόνων …
> … ὥστε τὸ κεφάλαιον εἶναι τοῦ βίου συνέβαινεν σχολήν, ῥᾳθυμίαν ἀπὸ τῶν ἀναγκαίων, ὑγίειαν, εἰρήνην, φιλίαν …
>
> »Das aber, in ähnlicher Weise, ist der Grund ihres Lebens in Muße und des Lebens ohne Mühen …
> … so daß das Leben hauptsächlich aus Muße, Freiheit von Zwang zusammen mit Gesundheit, Frieden und Freundschaft bestand«

Es handelt sich bei Dikaiarch um eine Lebensgeschichte Griechenlands: ταυτὶ μὲν Δικαιάρχου τὰ παλαιὰ τῶν Ἑλληνικῶν διεξιόντος μακάριόν τε τὸν βίον ἀφηγουμένου τῶν παλαιοτάτων (4,2,59), die eine historische Entwicklung mit dem Anspruch systematischer Objektivität beschreibt.

Damit ist nun auch die Brücke zu den Atthidographen geschlagen. Auch die Atthidographen haben den Anspruch, eine historische Entwicklung zu beschreiben. So wie Dikaiarch eine *Lebensgeschichte Griechenlands* geschrieben hat, findet sich dies bei ihnen für *Athen*. Um für Athen, das bekanntlich seinen Autochthonie-Mythos mehr als hoch gehalten hat, eine diesem Evolutionsmodell entsprechende Frühphase überhaupt beschreiben zu können, hat man ganz offensichtlich die mythischen Pelasger, die im Übrigen bei Herodot im Gegensatz zu den Dorern noch sesshaft waren (Hdt. 8,44), zu den neuen Nomaden gemacht. Wie die Vogelschwärme seien sie in Attika eingefallen, hätten dort eine Nomadenherrschaft errichtet und seien in der Folge aber von den autochthonen Athenern vertrieben worden, die ihrerseits dann später erst – unter Kekrops – als erste zu Stadtgründern wurden.

Hier wird ganz offenkundig, dass die Atthidographen ein Kulturfolgenmodell verwendet haben, das ihnen dazu diente, im Ursprungsmythos imaginäre und reale Phasen zu verbinden. Dass dies hier für Philochoros gezeigte kein singulärer Fall ist, erweist sich an der ganz offensichtlich diskursiven Struktur des Modells, d. h. die Atthidographen haben mit – und gegeneinander – in ihren Werken zum Ursprungsmythos Athens Stellung bezogen, wie dies Strabo am Beispiel der von ihnen beschriebenen Urgeschichte Athens belegt:

> Strabo 9,1,6 [392]: οἵ τε δὴ τὴν Ἀτθίδα συγγράψαντες πολλὰ διαφωνοῦντες τοῦτό γε ὁμολογοῦσιν οἵ γε λόγου ἄξιοι, διότι τῶν Πανδιονιδῶν τεττάρων ὄντων, Αἰγέως τε καὶ Λύκου καὶ Πάλλαντος καὶ τετάρτου Νίσου, καὶ τῆς Ἀττικῆς εἰς τέτταρα μέρη διαιρεθείσης, ὁ Νῖσος τὴν Μεγαρίδα λάχοι καὶ

20 Anders Schütrumpf 2009, 257 zu Aristot. Politik 1256 a32, vor allem mit Bezug auf Aristot., Politik 1229 b14; vgl. auch Schütrumpf, im Kommentar zu Aristot., Politik 1229 b14, wo es darum geht, dass die Oinotrer aus Nomaden zu Sesshaften gemacht worden sind. Jedoch zeigt gerade diese – im Vergleich zu 1256 a17 und 1333 a30 abweichende – Stelle den Unterschied: Hier geht es um ein historisches Exempel, dort geht es um grundsätzliche und allgemein gültige Charakteristika der Lebensformen.

> κτίσαι τὴν Νίσαιαν. Φιλόχορος μὲν οὖν ἀπὸ Ἰσθμοῦ μέχρι τοῦ Πυθίου διήκειν αὐτοῦ φησι τὴν ἀρχήν, Ἄνδρων δὲ μέχρι Ἐλευσῖνος καὶ τοῦ Θριασίου πεδίου.
>
> »Auch die Verfasser der Atthis, obwohl sie in vielem differieren, sind doch darin einer Meinung – jedenfalls die wichtigeren – daß, da Pandion vier Söhne hatte, Aigeus, Lykus, Pallas und Nisus, und Attika in vier Teile aufgeteilt war, Nisus die Megaris erhalten und Nisaia gebaut habe. Philochorus aber sagt, seine Herrschft habe vom Isthmus bis Pythium gereicht, Andron dagegen, bis Eleusis und bis zur thriasischen Ebene«.

Normative Kohärenz und die spezifische Konzeption historischer Wirklichkeit hängen zusammen. Das in den letzten Jahren entwickelte Konzept der ›intentionalen Geschichte‹ hat schon einen sehr viel weiteren Begriff von Historiographie eingeführt und vor allem die scharfe Trennung zwischen ›realen‹ und ›imaginären‹ Ereignissen stark relativiert.[21] Die Art der Sinnbildung, die der Historiographie zugrunde liegt, ist dabei geprägt von Ursprungsmythos und »Semantik der Kontinuität« (Walter 2004, 219). Auch in dem hier beschriebenen Beispiel aus der Atthidographie ist ein reflektierender Diskurs zu erkennen, der insbesondere das Kulturfolgenmodell einsetzt, um für die attische Frühgeschichte eine Verbindung zwischen den imaginären, mythischen Figuren und den ›realen‹ Phasen der attischen Geschichte herzustellen. Das gleiche Vorgehen ist bei den Vertretern der ›klassischen‹ Historiographie zu erkennen (Saïd 2008, 86. Vgl. auch Kühr 2006, 16 f.; 23 f.), die eben diesen Mythos ganz selbstverständlich in ihre geschlossenen Ereignisketten integriert haben. Daher ist es durchaus gerechtfertigt, der Atthidographie einen Stellenwert und eine entsprechende Bedeutung als eine eigenständige Form eines größeren Spektrums historiographischer Darstellungsformen zuzuerkennen.

2. Die Chroniken: Das *Chronicon Romanum*

Noch deutlicher wird dies, wenn man sich die Konstruktion der Chroniken ansieht. An ihnen kann man ein interessantes Experiment durchführen, nämlich die Anwendung von Hayden Whites Aufhebung der Unterscheidung von Realem und Imaginärem, die die Voraussetzung schafft für seine These, dass die narrativen Konfigurationen jede Art von verbalen Fiktionen abdecken und die narrativen Codes mit dem Erklärungszusammenhang gleichgesetzt werden.

Mein zweites Beispiel ist daher das sogenannte *Chronicon Romanum*, eine auf einer kleinen, frühaugusteischen Bildtafel erhaltene Inschrift in Chronikform.[22]

Antike Chronographie ist ein komplexes Feld, da die Überlieferung bruchstückhaft und widersprüchlich ist. Die Versuche, in den Einträgen der Chroniken systematische

21 Gehrke 2001, 286 ff. Auf Gehrke bezieht sich auch Harding 2007, 180 ff. ausdrücklich. Vgl. Gehrke 2004, 21 ff. Siehe auch jüngst: Gehrke 2008, 1 ff.

22 Für dieses Beispiel, das ich in einem anderen Zusammenhang gemeinsam mit Alexander Weiß behandelt habe, greife ich im Wesentlichen auf die Ergebnisse von Schubert/Weiß 2009, 231–242 zurück.

und paradigmatische Prinzipien nachzuweisen, sind zahlreich.[23] Die Unterschiede zwischen den verschiedenen Chroniken verweisen darauf, dass das jeweilige Raster, aber auch die teilweise erkennbaren Schwerpunkte einer Vorauswahl folgen. Die zugrundeliegenden Muster sind teilweise historischen Modellen verbunden, teilweise Epochenvorstellungen.

Im *Chronicon Romanum* werden in zwei Kolumnen mit großen Zeitsprüngen Ereignisse aus der griechischen und römischen Geschichte aufgelistet. Zu denen der griechischen Geschichte gesellen sich einige Daten aus der lydischen und persischen Geschichte, unter anderem das einzige antike Datum für die skythische Expedition des Dareios, welche laut *Chronicon Romanum* in das Jahr 513/12 v. Chr. fällt (vgl. Graham 2001, 279. Vgl. Balcer 1972, 99–132). Das *Chronicon Romanum* hat nicht die sonst in vielen Chroniken verwandte Olympiadenzählung als chronologisches Grundgerüst, sondern zählt, analog dem bekannteren *Marmor Parium* (FGrHist 239), die Jahre rückwärts zählt von einem bestimmten Fixdatum, so wie unsere Jahreszählung »vor Christus«. Dieses Fixdatum und damit wohl auch die Abfassungszeit des Textes ist etwa in die Jahre 15/16 n. Chr. zu setzen, da wie aus den Daten der römischen Geschichte sicher zu erschließen ist, von diesem Jahr aus die Zeitangaben zurückgerechnet wurden.

Die Einträge der Kolumne B, die die griechischen Ereignisse auflistet, die hier den Zusammenhang exemplarisch verdeutlicht, werden zur besseren Übersicht im Original des Texts nach Jacoby FGrHist 252 zitiert, die Anordnung folgt IG XIV 1297:[24]

ἀφ᾽ οὗ Σ[όλων Ἀθηναίων ἦρξεν καὶ]νόμου[ς αὐτοῖς ἔθηκεν, καὶ]
Ἀνάχαρσις ὁ Σκ[ύθης εἰς Ἀθήνας]
παρεγένετο, ἀφ᾽ [οὗ ἔτη *].
ἀφ᾽ οὗ Κροῖσος Λυδῶν ἐβα[σίλευσεν, ἔτη *].
ἀφ᾽ οὗ οἱ σοφοὶ ὠνομάσθησαν, [ἔτη *].
ἀφ᾽ οὗ Πεισίστρατος ἐτυράννευσ[εν ἐν Ἀθη-]
ναις καὶ Αἴσωπος ὑπὸ Δελφῶν [κατεκρη-]
μνίσθη, ἔτη φοθ.

Im ersten sinnvoll ergänzbaren Eintrag dieser Kolumne B wird zunächst Solon als athenischer Gesetzgeber erwähnt. Mit diesem Eintrag verbunden wird die Nennung des Skythen Anacharsis, der zu Solons Zeit nach Athen gekommen sei. Anacharsis wird nun nicht als einer der Sieben Weisen genannt, sondern zu ihnen wird wenig später ein Eintrag zwischen dem Regierungsantritt des Kroisos und der Tyrannis des Peisistratos eingefügt. Dagegen zeigt die römische Spalte A eine Konzentration auf Sulla, aus dessen Lebens- und Wirkungszeit im erhaltenen Teil sieben Jahre aufgelistet werden, während die griechische Spalte B das 6., 5. und einen Teil des 4. Jahrhunderts umfasst:

23 Ball 1979, 276–281; Bickerman 1968; Burn 1949, 70–73; Jacoby 1902; Mosshammer 1976, 291–306; Polman 1974, 169–177; Wiseman 1985, 109–111. Weiterhin zur antiken Chronographie Adler 1989; Mosshammer 1979; Burgess 2005.

24 Abbildungen bei Jahn 1873, 8–9; 54; 77 ff.; Taf. VI (Zeichnung).

Griechische Spalte:				
ΦΟΘ	vor 579 Jahren	Äsops Tod in Delphi	564/3	v. Chr.
ΦΜ	vor 540 Jahren	Kambyses in Ägypten	525/4	v. Chr.
ΦΚΗ	vor 528 Jahren	Darius' Bosporus-Überquerg.	513/2	v. Chr.
ϒϘ	vor 490 (+…) J.	Themistokles' Sieg	475 (480)	v. Chr.
ϒΑ	vor 401 Jahren	Eroberg. Roms durch die Gallier	384/3	v. Chr.
Römische Spalte:				
ΡΓ	vor 103 Jahren	Mithrid. Krieg	88/7	v. Chr.
ϘΖ	vor 97 Jahren	Sullas Diktatur	82/1	v. Chr.
Ϙ*F*	vor 96 Jahren	Ptolemaios IX Soter II †	81/0	v. Chr.

Wie viel von der römischen Geschichte und vor allem in welcher Gliederung oberhalb der Sulla-Passage in dem weggebrochenen Teil gestanden hat, ist nicht zu rekonstruieren.

Es lassen sich jedoch Besonderheiten des *Chronicon Romanum* erkennen (Eusebius: Helm 1956, 179–185; Synkellos: Mosshammer 1984, 286). Die Einträge sind im griechischen Teil weitestgehend nach Personenpaaren gegliedert (gekennzeichnet durch ausgerücktes ἀφ' οὗ und angeschlossen durch καὶ) bzw. sind manche als einzelne deutlich herausgehoben:

Paarungen und Hervorhebungen

Solon	Anacharsis, der Skythe
Kroisos	
Sieben Weise	
Peisistratos	Äsop
Kroisos	Kyros
Kambyses	Pythagoras
Harmodios/ Aristogeiton	Dareios
Xerxes	Themistokles

Danach folgt noch eine Philosophengruppe. Als deren wichtigster führt Sokrates die Nennungen an, es ist also keine chronologische Reihung. Ganz offensichtlich geht es um einen Übergang von *sophia* zu *philosophia*, für den in der antiken Tradition eben Sokrates stand. Es folgen dann der Peloponnesische Krieg sowie die Eroberung Roms durch die Gallier (Galater), wobei hier ein anderes Schema zu beginnen scheint.

Diese Gliederung nach Paaren und vor allem die Synchronisierungen, die sich daraus ergeben, sind ansonsten in der antiken Chronographie nicht selten und stellen ein in der Antike geläufiges Schema dar, um Zeit zu objektivieren.

In allgemeinerer Hinsicht ergibt sich aber nun auch folgende, weitergehende Überlegung: Hier liegt eine Gliederung der Geschichte vor, die nicht einfach nur ein chronologisches Gerüst über Parallelisierungen und Synchronisierungen aufstellt. Es handelt sich hier nicht um eine simple Liste und Aneinanderreihung von Daten und Ereignissen, sondern um eine Strukturierung der Geschichte nach einem kohärenten Bild.[25] Denn im *Chronicon Romanum* ist speziell eine Version erhalten, die offenbar Sulla eine herausgehobene Stellung einräumt, aber den Ablauf der Geschichte insgesamt auf die eigene Zeit zulaufen lässt. Berücksichtigt man die Abfassungszeit, etwa 15/16 n. Chr., also kurz nach dem Tod des Augustus, so kann dies nur bedeuten, dass hier ein Geschichtsbild vermittelt wird, das auf die augusteische Epoche als Höhepunkt zuläuft, in welcher die Oikoumene unter dem römischen Regiment vereinigt wird. Diese Geschichtsteleologie fügt sich sehr gut zur von Augustus selbst propagierten Prinzipatsideologie, die beispielsweise in der Ausrufung des *saeculum aureum* 17 v. Chr. oder in dem monumentalen Bildprogramm des Augustusforums ihren Ausdruck fand.[26] Vor allem aber ist hier eine Vorstellung von Periodisierung zu erkennen, welche die Sieben Weisen und auch den mit Sokrates verbundenen Übergang von Weisheit zu Wissenschaft, d. h. zur *philosophia*, in ein Geschichtsbild integriert hat. Dieser Übergang, der zum Teil sogar als Wende empfunden wird, ist eine speziell seit Platon viel diskutierte und wohlbekannte Frage gewesen.[27] Im *Chronicon Romanum* wird dazu eine integrative Sicht vollkommen selbstverständlich präsentiert, subjektiv vom Standpunkt desjenigen aus, der sich in den Mittelpunkt dieses Geschichtsbildes stellt, historisierend vom Standpunkt des Betrachters aus.

So sind Annalen und Chroniken, obwohl ihnen die bisher als entscheidend für die Sinnherstellung einer historischen Kohärenz bewertete Narrativität in der Darstellung fehlt, dennoch als eigenständige Alternativen zum vollständig entwickelten Diskurs zu sehen. Diese Neubewertung orientiert sich an White, der dies an einem Realitätsbegriff festmacht, in dem nicht mehr die Unterscheidung zwischen realen und imaginären Ereignissen zur Leitlinie dient, sondern die zugrundeliegende Sinngebungsabsicht an sich (White 1990, 58 f.). Die Chronik erzeugt in ihrer spezifischen Darstellungsform zwar einen anderen Sinn als die diskursive Form der historiographischen Darstellung, jedoch erzeugt sie eben auch Sinn und ist in einer Konzeption begründet, die

---

25 Vgl. dazu auch Burgess 2005, Anm. 1 und U. Walter, DNP, Art. Periodisierung.

26 Zur Ausrufung des *saeculum aureum* vgl. Zanker 2003, 171 ff., zum Bildprogramm des Augustusforums ebd. 198 ff. sowie Zanker 1968.

27 Heraklit B 40; [Hippokrates], de vetere medicina 20; Plat. Gorg. 500 c1ff.; vgl. Cic. Acad. lib. 1,15: *Socrates mihi videtur primus a rebus occultis et ab ipsa natura involutis, in quibus omnes ante eum philosophi occupati fuerunt, avocavisse philosophiam et ad vitam communem adduxisse, ut de virtutibus et de vitiis omninoque de bonis rebus et malis quaereret, caelestia autem vel procul esse a nostra cognitione censeret vel, si maxime cognita essent, nihil tamen ad bene vivendum*; Cic. Tusc. 5,10-11: *Ab antiqua philosophia usque ad Socratem numeri motusque tractabantur et unde omnia orerentur quove reciderent, studioseque ab iis siderum magnitudines, intervalla, cursus anquirebantur et cuncta caelestia. Socrates autem primus philosophiam devocavit e caelo et in urbibus collocavit et in domus etiam introduxit et coegit de vita et moribus rebusque bonis et malis quaerere.*

Organisationsprinzipien wie etwa die zugrundeliegende Chronologie, die Ordnung des Materials und den Umfang aufweist.

Natürlich ist hier nicht narrative Kohärenz mit dem Erklärungszusammenhang zu verwechseln – diesen Vorwurf hat schon Ricœur an die Adresse von White gerichtet –, denn ein narrativer Code ersetzt nicht die Erklärung und so ist die Aufhebung der Unterscheidung zwischen Wahrheit und Fiktion nach dem White'schen Modell zwar ein wichtiges, heuristisches Verfahren, aber es blendet einen entscheidenden Aspekt aus. Am Beispiel des *Chronicon Romanum* lässt sich zeigen, wie eine Chronik dem Leser und Betrachter als Repräsentation eines Geschichtsbildes entgegentritt, welche jene der narrativen Kohärenz der Historiographie eines Herodot, Thukydides, Polybios und Livius inhärenten Elemente voraussetzt und auf einer neuen Ebene verdichtet: d. h. die Referenz auf einen historischen Diskurs, der seinerseits wiederum intentionale Zielsetzungen beinhaltet.[28] Diese intentionalen Zielsetzungen sind historisiert und in einen anderen Diskurs eingebunden. Damit weist das *Chronicon Romanum* historiographiegeschichtlich auf einen ganz entscheidenden Punkt hin: Die Erfahrung der Zeitlichkeit spielt sich auf unterschiedlichen historiographischen Ebenen ab. Auf genau dieses Phänomen hat Ricœur immer wieder hingewiesen: Der Historiker, dessen »Absicht es ist, auf das abzuzielen, was der Fall war«, geht von der Intentionalität aus, auf Ereignisse abzuzielen. Um diese nachvollziehen zu können, muss er »von der schriftstellerischen Phase der historischen Erkenntnis auf die vorangegangenen Phasen zurückgreifen«, das heißt, den Kontext der ursprünglichen Diskussion nachvollziehen (Ricœur 2002, 43). Ricœurs Begriff von Zeitlichkeit führt darauf, dass die spezielle Leistung der Erzählung darin liege, den Hiat zwischen objektiver und subjektiver Zeit zu überbrücken. Erweitert um diesen Aspekt der Zeitlichkeit zeigt sich auch die Anwendung des White'schen Modells als durchaus sinnvoll für die hier verfolgte Absicht, das Narrative der antiken Historiographie am Beispiel des Zusammenhangs von Form und Inhalt und auch der darin liegenden Sinngebungsabsicht zu untersuchen. Verbunden mit der Erweiterung der Quellengruppen, denen eine historische Repräsentationsfunktion mit Sinngebungsabsicht so zugebilligt werden kann – wie eben einer Chronik am Beispiel des *Chronicon Romanum* oder auch den Werken der Atthidographen – erschließt sich hier ein vielversprechender Weg, den Stellenwert der epistemischen Autorität antiker Historiographie im Rahmen der gesamten Historie zu erweitern.

Literatur

Adler 1989: W. Adler, Time immemorial. Archaic History and its sources in Christian chronography from Julius Africanus to George Syncellus. Dumbarton Oaks Stud. 26. Washington, D. C: Dumbarton Oaks Research Library and Collection 1989.

Ankersmit et al. 2009: F. R. Ankersmit/E. Domańska/H. Kellner (Hrsg.), Re-figuring Hayden White. Stanford/CA: Stanford University Press 2009.

Ax 2000: W. Ax, Dikaiarchs Bios Hellados und Varros De Vita populi Romani. Rheinisches Mus. 143, 2000, 337–369.

28 Ricœur 2004, 363, vgl. 568; 580. Vgl. Ricœur 1988 ff.; Ricœur 2004; in der deutschen Geschichtswissenschaft vgl. dazu Epple 2007.

Balcer 1972: J. M. Balcer, The Date of Herodotus IV.1 Darius' Scythian Expedition. Harvard Stud. Class. Philol. 76, 1972, 99–132.
Ball 1979: R. Ball, Generation Dating in Herodotos. Class. Quart. 29, 1979, 276–281.
Bickerman 1968: E. J. Bickerman, Chronology of the Ancient World. London: Thames and Hudson 1968.
Blanke 2000: H. W. Blanke, Zum Verhältnis von Historiographiegeschichte und Historik. Tel Aviver Jahrb. Gesch. 19, 2000, 55–84.
Burgess 2005: R. W. Burgess, pologetic and chronography. The antecedents of Julius Africanus. In: M. Wallraff (Hrsg.), Julius Africanus und die christliche Weltchronistik. Texte u. Untersuchungen Gesch. Altchristliche Lit. 157. Berlin u. a.: de Gruyter 2005.
Burn 1949: A. R. Burn, Early Greek Chronology. Journal Hellenic Stud. 69, 1949, 70–73.
Chartier 1989: R. Chartier, Die unvollendete Vergangenheit. Geschichte und die Macht der Weltauslegung [Essays]. Berlin: Wagenbach 1989.
Epple 2003: A. Epple, Empfindsame Geschichtsschreibung. Eine Geschlechtergeschichte der Historiographie zwischen Aufklärung und Historismus. Köln u. a.: Böhlau 2003.
Epple 2006: Dies., Natura Magistra Historiae? Reinhart Kosellecks transzendentale Historik. Gesch. u. Ges. 32 (2), 2006, 201–213.
Evans 1998: R. J. Evans, Fakten und Fiktionen. Über die Grundlagen historischer Erkenntnis. Frankfurt a. M. u. a.: Campus 1998.
Erbse 1991: H. Erbse, Fiktion und Wahrheit im Werke Herodots. Nachr. Akad. Wiss. Göttingen, Phil.-Hist. Kl. 4. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1991.
Gärtner 2008: J. F. Gärtner, Livy's Camillus and the Political Discourse of the Late Republic. Journal Roman Stud. 98, 2008, 27–52
Gehrke 2001: H.-J. Gehrke, Myth, History and Collective Identity. Uses of the Past in Ancient Greece and Beyond. In: N. Luraghi (Hrsg.), The Historian's Craft in the Age of Herodotus. Oxford u. a.: Oxford University Press, 286–313.
Gehrke 2004: Ders., Was heißt und zu welchem Ende studiert man intentionale Geschichte? Marathon und Troja als fundierende Mythen. In: G. Melville/K.-S. Rehberg (Hrsg.), Gründungsmythen. Genealogien. Memorialzeichen. Köln: Böhlau 2004, 21–36.
Gehrke 2005: Ders., Die Bedeutung der [antiken] Historiographie für die Entwicklung des Geschichtsbewußtseins. In: E.-M. Becker (Hrsg.), Die antike Historiographie und die Anfänge der christlichen Geschichtsschreibung. Berlin: de Gruyter 2005, 29–51.
Gehrke 2008: Ders., Vergangenheitsrepräsentation bei den Griechen. Internat. Jahrb. Hermeneutik 7, 2008, 1–22.
Graham 2001: A. J. Graham, Abdera and Teos. In: Ders., Collected papers on Greek colonization. Mnemosyne Suppl. 214. Leiden u. a.: Brill 2001, 269–314.
Harding 2007: Ph. Harding, Local History and Atthidography. A Companion to Greek and Roman History 14. Malden/MA: Verlag 2007.
Helm 1956: R. Helm (Hrsg.), Eusebius. Werke, 7. Die Chronik des Hieronymus. Die Griechischen Christlichen Schriftsteller 47. Berlin: Akademie-Verlag 1956.
Hose 2004: M. Hose, Am Anfang war die Lüge? Herodot, der ›Vater der Geschichtsschreibung‹. In: Ders. (Hrsg.), Große Texte alter Kulturen. Literarische Reise von Gizeh nach Rom. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2004, 153–174.
Jacoby 1902: F. Jacoby, Apollodors Chronik. Leipzig: Weidmannsche Buchhandlung 1902.
Jacoby 1949: Ders., Atthis, the local chronicles of ancient Athens. Oxford: Clarendon Press 1949 [Reprint: Ayer Publishing 1973].
Jacoby 1993: Ders., Die Fragmente der griechischen Historiker. Leiden u. a.: E. J. Brill 1993.
Jäger/Rüsen 1992: F. Jäger/J. Rüsen (Hrsg.) Geschichte des Historismus. Eine Einführung. München: Beck 1992.
Jahn 1873: O. Jahn, Griechische Bilderchroniken. Bonn: Marcus 1873 [Aus dem Nachlasse des Verf., hrsg. und beendigt von Adolf Michaelis].

Jauß 1982: H. R. Jauß, Der Gebrauch der Fiktion in der Anschauung und Darstellung von Geschichte. In: R. Koselleck et al. (Hrsg.), Theorie der Geschichte. Beitr. Historik 3. München: Deutscher Taschenbuchverlag 1982, 415–451.

Koselleck et al. 1982: R. Koselleck/H. Lutz/J. Rüsen, Formen der Geschichtsschreibung. München: Deutscher Taschenbuchverlag 1982.

Kreiswirth 1995: M. Kreiswirth, Tell me a story: The Narrative Turn in the Human Sciences. In: Ders./Th. Carmichael (Hrsg.), Constructive Criticism. Toronto: University of Toronto Press 1995.

Kühr 2006: A. Kühr, Als Kadmos nach Boiotien kam. Polis und Ethnos im Spiegel thebanischer Gründungsmythen. Wiesbaden: Steiner 2006.

Loraux 1981: N. Loraux, L'inventions d'Athènes. Paris: Mouton 1981.

Loraux 1986: Dies., The invention of Athens. The funeral oration in the classical city. Cambridge/MA: Harvard University Press 1986.

Loraux 2000: Dies., Born of the Earth: Myth and Politics in Athens. Ithaca/NY u. a.: Cornell University Press.

Mosshammer 1976: A. A. Mosshammer, Geometrical Proportion and the Chronological Method of Apollodorus. Transactions and Proc. American Philol. Ass. 106, 1976, 291–306.

Mosshammer 1979: Ders., The Chronicle of Eusebius and Greek chronographic tradition. Lewisburg: Bucknell University Press 1979.

Mosshammer 1984: Ders. (Hrsg.), Georgius Syncellus. Ecloga chronographica. Leipzig: Teubner 1984.

Nash 1990: Ch. Nash, Narrative in culture. The uses of storytelling in the sciences, philosophy, and literature. London u. a.: Routledge 1990.

Nünning 2002: V. Nünning, Erzähltheorie transgenerisch, intermedial, interdisziplinär. Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier 2002.

Polman 1974: G. H. Polman, Chronological Biography and Akme in Plutarch. Class. Philol. 69, 1974, 169–177.

Pritchett 1993: W. K. Pritchett, The Liar School of Herodotus. Amsterdam: J. C. Gieben 1993.

Ricœur 1988–91: P. Ricœur, Zeit und Erzählung: Band 1. Zeit und historische Erzählung; Band 2. Zeit und literarische Erzählung; Band 3. Die erzählte Zeit. München: Wilhelm Fink 1988–91.

Ricœur 2002: Ders., Geschichtsschreibung und Repräsentation der Vergangenheit. Münster u. a.: Lit-Verlag 2002.

Ricœur 2004: Ders., Gedächtnis, Geschichte, Vergessen. Übergänge 50. Paderborn: Wilhelm Fink 2004.

Rösler 1980: W. Rösler, Die Entdeckung der Fiktionalität in der Antike. Poetica 12, 1980, 283–319.

Rüsen 1993: J. Rüsen, Grundlagen und Methoden der Historiographiegeschichte. In: W. Küttler/J. Rüsen/E. Schulin (Hrsg.), Geschichtsdiskurs in 4 Bänden. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuchverlag 1993–99.

Saïd 2008: S. Saïd, Myth and Historiography. In: J. Marincola (Hrsg.), A companion to greek and roman historiography 6. Malden/MA: Blackwell 2008.

Sarasin 2006: Ph. Sarasin, Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse. Suhrkamp: Frankfurt a. M. 2006 [Nachdr. 1. Aufl. 2003].

Schubert/Weiß 2009: Ch. Schubert/A. Weiß, Weltbild und Geschichte. Das Beispiel des Skythen Anacharsis. In: S. Grunwald/J. K. Koch/D. Mölders/U. Sommer/S. Wolfram (Hrsg.), ARTeFACT. Festschrift für Sabine Rieckhoff zum 65. Geburtstag. Univforsch. Prähist. Arch. 172. Bonn: Rudolf Habelt 2009.

Schubert 1989: Ch. Schubert, Evolution und politische Anthropologie im 5. Jh. v. Chr. Bemerkungen zu der hippokratischen Schrift de vetere medicina. Medizinhist. Journal 24, 1989, 203–213.

Schubert 2010: Dies., Formen der griechischen Historiographie: Die Atthidographen als Historiker Athens. Hermes 2010, 259–275.

Schütrumpf 2009: E. Schütrumpf, Dikaiarchs Bios Hellodos und die Philosophie des vierten Jahrhunderts. In: Ders., Praxis und Lexis. Ausgewählte Schriften zur Philosophie von Handeln und Reden in der klassischen Antike. Stuttgart: Steiner 2009.

Spoerri 1959: W. Spoerri, Späthellenistische Berichte über Welt, Kultur und Götter. Schweizer. Beitr. Altertumswiss. 9. Basel: F. Reinhardt 1959).

Stierle 1979: K. Stierle, Erfahrung und narrative Form. Bemerkungen zu ihrem Zusammenhang in Fiktion und Historiographie. In: J. Kocka/Th. Nipperdey (Hrsg.), Theorie und Erzählung in der Geschichte. Beitr. Historik 3. München: Deutscher Taschenbuchverlag 1979, 85–118.

Walter 2004: U. Walter, Memoria und res publica. Zur Geschichtskultur im republikanischen Rom. Stud. Alte Gesch. 1. Frankfurt a. M.: Verlag Antike 2004.

Wehler 2007: H.-U. Wehler, Literarische Erzählung oder kritische Analyse? Ein Duell in der gegenwärtigen Geschichtswissenschaft. Wien: Picus 2007 [Vortrag im Wiener Rathaus am 18. Oktober 2006].

Wehrli 1967–69: F. Wehrli (Hrsg.), Die Schule des Aristoteles. Texte und Kommentare. 10 Hefte und 2 Supplemente. Basel: Schwabe ^{2}1967–69 [1. Aufl. 1944–59].

Wehrli 1968: Ders., Stichwort ›Dikaiarch‹. RE Suppl. 11, 1968, 526–534.

Weiß 2008: A. Weiß, Die Erfindung eines Mythos. In: Ders. (Hrsg.), Der imaginierte Nomade. Wiesbaden: L. Reichert 2008.

White 1990: H. White, Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung. Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch-Verlag 1990.

White 2008: Ders., Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa. Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch-Verlag 2008.

Wiseman 1985: T. P. Wiseman, The Idea of History in Antiquity. Class. Rev. 35, 1985, 109–111.

Zanker 1968: P. Zanker, Forum Augustum. Das Bildprogramm. Tübingen: Wasmuth 1968.

Zanker 2003: Ders., Augustus und die Macht der Bilder. München: C. H. Beck ^{4}2003 [1. Aufl. Leipzig: Koehler und Amelang 1987].

Charlotte Schubert
Historisches Seminar, Lehrstuhl Alte Geschichte, Beethovenstraße 15, D-04107 Leipzig
c-wschubert@gmx.de

EAZ – Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift
Jahrgang 51, 1/2 (2010), S. 48–63
© Waxmann

Mark Pluciennik

Is Narrative Necessary?

Abstract:
How important is traditional narrative structure (stories with an explicit beginning, middle and end) for archaeologists? To answer this question fully would demand attention to human and historical ontologies and archaeological epistemologies, as well as analysis of the kinds of pasts archaeologists prefer to present. In their favour it is here argued that historical narratives are generally complex (for example, in comparison with those preferred by practitioners of the hard sciences, who typically find reductionism the most powerful methodological tool). Narratives may even in some way map onto natural and common structures of human experience. But they also perhaps have a particular affinity to archaeological practices, with the chronological sequence of narrative reflecting in reverse order the process of actual or metaphorical excavation, and hence mimicking the reconstruction of a past told as cause and effect. Narratives can also offer a sense of coherence, resolution and closure, which may encourage a kind of intellectual conservatism. So too may socio-political pressures to conform with existing dominant narratives within the profession. However, despite the potential pitfalls of too strong an adherence to narrative form, and the values of alternative modes of presentation such as non-narrative evocation, it is suggested that narrative should remain an important style of archaeological explanation, albeit with a commitment to open-endedness and an awareness of the possibilities of life beyond narrative.

Keywords: archaeology; narration; phenomenology; explanation; representation; narrative functions; socio-politics

Ist Erzählen notwendig?

Zusammenfassung:
Welche Rolle spielen Erzählungen – also Texte mit einem expliziten Anfang, Mittelteil und Ende – für Archäologen? Diese Frage umfassend zu beantworten würde voraussetzen, die Aufmerksamkeit einerseits auf menschliche und historische Seinslehren und andererseits auf archäologische Erkenntnistheorien zu richten. Archäologisches und historisches Erzählen hat im Gegensatz zur Praxis der Naturwissenschaften in der Regel eine komplexe Struktur. Es mag sogar auf bestimmte Weise auf natürlichen und allgemeinen Strukturen menschlicher Erfahrung gründen. Darüber hinaus weist es eine besondere Affinität zur archäologischen Praxis auf, und zwar insofern als die zeitliche Abfolge innerhalb der Erzählung in umgekehrter Reihenfolge dem Prozess der Ausgrabung (im realen wie im übertragenen Sinne) entspricht. Narrative können den Eindruck von Kohärenz und

Geschlossenheit vermitteln, was wiederum eine Art von intellektuellem Konservatismus befördern könnte. So kann sich soziopolitischer Druck den vorherrschenden Narrativen innerhalb des Faches anpassen. Doch trotz dieser Gefahren einer zu starken Hinwendung zur narrativen Form ist das Erzählen weiterhin ein wichtiger Aspekt archäologischer Deutung, allerdings mit einer Verpflichtung zu einem offenen Ende und einem Bewusstsein der Möglichkeiten des Lebens jenseits des Narrativen.

Schlüsselwörter: Archäologie; Erzählen; Phänomenologie; Deutung; Darstellung; Erzählfunktionen; Gesellschaftspolitik

Introduction

This paper examines the nature and roles of narratives within archaeology and more broadly the historical disciplines. What kinds of opportunities and limitations does the narrative form present, what kinds of roles might it play, and how does it work? By contrast, the paper also briefly examines the question posed by philosopher David Carr towards the end of his book on the phenomenology of narrative structures, *Time, Narrative and History*. But while he asks whether narratives are a necessary part of the human condition and tentatively suggests not, here I rather concentrate on whether and how non-narrative forms might work in archaeology. Do we need history in a narrative sense to provide a temporal perspective? And if not, what are the implications for our discipline and our writing practices?

Starting from here …

The importance of language and its relations to the experienced and the physical world has received renewed attention in archaeology, as well as in other subjects, over recent decades. In some ways this can be seen as a reflection of a new loss of innocence. Even in empirically-based disciplines and those with a strong reliance on scientific methods, it is realised, rhetoric – the way that discourses are structured, presented and understood in various media – makes a difference to the nature, persuasiveness and acceptability of arguments and facts. For the historical disciplines, in addition to what might be considered a particularly modernist emphasis on content (Ankersmit 1989), style, structure and format are now considered to matter and to merit serious disciplinary attention. There is a further complication: in a more literate, technologically-diverse, educated and often more historically interested age, there are many more kinds of possible stories, media, genres, discourses and dialogues, including those on the internet, for example (Joyce 2002). There are also many possible audiences for archaeological compositions. These typically now go well beyond the academic peers and students who might once have been considered the primary target of disciplinary publications, and include professional archaeologists, research sponsors, various sectors of the public, policy makers, sections of the media and so forth. In response to this proliferation of material and messages archaeologists and others have increasingly turned

to analysis of the kinds of discourses and rhetorics used in and about the discipline, and in the field of ›heritage‹ more generally. More specifically, the idea of ›narrative‹ has also itself become a reflexive term, as archaeologists increasingly consider from the outset what their findings might mean for existing explanations (or stories), and what kinds of narrative frameworks their work might fit into.[1] There is also literature in the fields of museum studies and heritage, for example, which overlaps with these concerns (e. g. Alkon 2004; Brett 1990; Buciek et al. 2006; Roberts 1997) and which discusses the kinds of historical narratives presented in exhibitions, or official literature.

However, to my mind, despite all this attention, broader questions about narrative form and archaeology in particular remain. So the kinds of questions I have found myself asking include: Is ›narrative‹ a meaningful category? What exactly does narrative do? What does narrative imply? And for whom? What are the alternatives? What do *they* imply? And hence, to paraphrase Carr's question, do we need narrative at all?

Defining narrative

Because sometimes in English, at least, ›narrative‹ is used loosely to mean ›any written description‹, I want to be clear about what I am discussing here. I shall be using the word ›narrative‹ to mean a form of story which has an explicit beginning, middle and end, and is thus almost always sequentially and chronologically ordered. Although this narrative form can occur in different media, here I shall generally mean written narratives, rather than film or other images, or the spoken word. In line with many other theorists of narrative, I shall also assume that narratives involve characters or subjects, which may change, to which things happen or who cause things to happen. While in fiction or some history these may typically be individuals, in archaeology (and history) these may be groups or collectivities, materials or things (as in object biographies), or even abstractions: medieval women, LBK households, the environment, assemblages, landscapes, northern Germany. Or these may sometimes be considered as the ›object‹ of the narrative – the complex historical referent which is described, constructed and perhaps explained by the narrative as a whole; what the philosopher Fred Ankersmit (1983) calls the ›narrative substance‹. Narratives thus encompass individual, or a series of events or occurrences (say, the Thirty Years War, or the adoption of farming), and also processes (say, changes in class relations, or climatic shifts). But these elements of narrative are inter-related and sometimes inter-changeable. For example, depending on what temporal scale one is using, ›colonization‹ may be an event or a process. Thus an event can be a process, and a narrative may include several characters; a character or characters may be the ›object‹ of a narrative; often and typically narratives can be broken down into sub-narratives; and they may imply other narratives, processes or characters and so on. Narratives can thus, intentionally or not, be extremely complex entities. They can also incorporate reversals, flashbacks, asides, diversions, supplementary narratives and so forth, and refer of course to other entities, including narratives, outside themselves, whether through inter-textuality or otherwise. The final term that is

1 e. g. Ballard 2003; Bender et al. 2007; Bowler 1991; Haslam 2006; Joyce 2002; Landau 1991; Moser 1998; Smiles/Moser 2005; Pluciennik 1999; Praetzellis/Praetzellis 1998; Terrell 1990.

also commonly used is that of ›plot‹ or ›emplotment‹. That is, there is something that purports to unify a narrative so that it is not ›just‹ a sequential description of events (›This … then this … then this …‹), but has coherence. Unity can though be given or implied through focus on a character or subject, or other processes of selection from the universe of possible referents.

Typically, for archaeological and historical (and generally for non-fictional) narratives, thematic unity will be given by an explicit or strongly-implied authorial focus, intent or explanation: ›This is what I think was happening to this entity, how and why‹, but plots can also be ›brought‹ to narratives from outside – by the reader, for example. This is part of what Hayden White (1987, 43) means when he says that readers recognise the form of the narrative such as the idea of the hero overcoming adversity – it falls into a pattern, a configuration, that they are familiar with; and what David Carr refers to as ›prethematic history‹, by which he means that we are used to understanding (and indeed ›being in‹) stories. There are cultural and social expectations: just as we ›know‹ how a piece of eighteenth century music ought to resolve itself harmonically at the end, so there are expectations about how an archaeological or historical narrative might finish (for example, recapitulation; a summary and conclusion; or lessons for the future; or indeed be left open-ended: ›only time will tell what changes await cities in the future …‹ or ›If only we had more data …‹).

However, I have also argued previously that even highly formal logical notations can be considered as if they were highly-condensed narratives. One example I gave was the chemical equation:

$$Na + Cl = NaCl$$

We can note that we ›know‹ how to read it in various ways, including from left to right, and that left to right also represents the direction of time, that this is a process, that ›Na‹ and ›Cl‹ is shorthand for atoms, which act as narrative characters, that the ›plot‹ is given by the ›+‹ [when combined with] and ›=‹ [produces], that the lack of a space between the second ›Na‹ and ›Cl‹ refers to a resolution in the form of a new substance. Of course, this example is characterised by great simplification, but that is also its strength. There is an entire lack of explicit ›context‹, though much cultural and intellectual context is brought to it by proficient readers; but it is also an extremely accurate and precise form of narrative description of a plot or process. One could of course unpack such a narrative to reveal many different layers of ›understanding‹ or assumption e. g. about elements, atomic weights, the periodic table, the nature and direction of chemical reactions, and conditions (›Under normal conditions‹ or ›All things being equal, then …‹). This kind of narrative explanation is not in fact rare in archaeology, and much archaeological science is of this kind, although it may be typically hedged around with more uncertainty, recognizing the difficulties of sampling and the dangers of extrapolation – consider pollen diagrams, or geomorphological sections, or petrographic analyses, which present the informed reader with a story and a sequential and/or spatial narrative in mixtures of text, pictures, graphs and numbers.

But obviously, typical archaeological and historical narratives are much more complex than the simple equation given above, and this is where the arguments about

narrative as explanation typically surfaced within history some decades ago: the ›characters‹ (agents, characters, entities, subjects, groups) are usually much more woolly, their boundaries vague, and also dynamic, subject to transformation, and historical, as are the plots (causes, processes, events, relationships between the entities), and above all ›situated‹ – they not only appear and are understood differently, but *are* different depending on where they are ›viewed‹ from, and when and how – whether by participants, onlookers, rememberers, outsiders, narrators, historians or archaeologists.

Is there then anything in common? Is there any use in considering narratives as a meaningful category at all if they can be so various in form, content and in what they represent and how they are understood?

Narrative and Carr's continuity theory

One of the books that first interested me in the issue of narrative was the Canadian philosopher David Carr's book *Time, Narrative and History* (1986). He is a proponent of the so-called continuity theory of narrative, that is, that narrative form (something with beginning, middle and end) is inherent to human experience.

He draws very much on phenomenology: in the first part of the book exploring how Husserl dealt with ideas such as experiencing and understanding a tune or melody, or a physical action such as throwing a ball. These experiences and actions, he argues, necessarily include projecting into the future and predicting (what would constitute melodic resolution and complete a tune, or finish or complete a physical action or project): what is called ›protention‹. Experience also encompasses present perception and sensations. But it also typically requires awareness of preceding events or actions (past notes, prior actions which form the conditions for present and future ones), or ›retention‹. So in our lives we often ›hold‹ all three moments – past, present and prospective future – in mind when experiencing something or intending or performing something, and of course we can also reflect on matters and describe or explain people, happenings or projects in narrative form. Thus Carr suggests that narrative, and the form and idea of narrative and of storytelling is a natural and normal part of human experience. He then argues that this kind of temporal structure of both experience and thought is also replicated in communities and groups and *their* understandings and group histories. That is, people collectively as well as individually understand and experience their roles, projects and identities within and as part of narrative structures. The final part of his argument is that for written histories too the narrative form is typically reflective of these underlying structures. Written history (or archaeology) therefore bears a close relationship to ›real‹ pasts, however mistaken or partial specific examples may be.

This continuity theory has been criticised. There are those philosophers of history such as Fred Ankersmit or historians such as Hayden White, for example, who suggest that narrative form is rather something imposed on, or constructed out of elements of the natural state of chaos, or at least that we can never know any ›real‹ state of things. The argument is that we can only ever ›know‹ the world under particular descriptions; these descriptions are culturally derived and influenced; and thus the narrative form in which much history and archaeology is produced is rather the selection and shaping of

perceived events, fashioned from what may well be random underlying chaos or at least merely contingent occurrences. At the extreme, written history is ›merely‹ another language game with no necessary connection to what is in fact an incomprehensible ›reality‹ or ›truth‹, though this clearly has major and worrying political and moral implications. Thus we construct narratives as we do rather because they are familiar and fulfil required roles (see below). This view of narrative form as wholly constructed is sometimes called the discontinuity thesis – that there is no necessary correlation between the ›real‹ world and what actually happens or happened, and representations of that world, such as those found in texts in history and archaeology. Although clearly important, for this paper I don't think we need necessarily worry about which is the better approach, but we might like to note one criticism by the ›constructivists‹. That is, even if Carr is right, and the narrative form frequently occurs in and is a structure of human experience, that doesn't necessarily mean that archaeologists and historians should be trying to align their texts with, or mimic or reproduce such narrative structures. For one thing, archaeologists and historians might be writing about something other than individuals or groups: the topic or ›subject‹ of their stories might be something which does not or might not participate directly in ›narrative experience‹, even if Carr is generally correct. So, as Carroll (1988) wrote in a review of Carr's book:

> »even if Carr can argue that narrative is a real element in the experience [of historical agents – individuals or groups] he will not have shown that the narratives historians tell about these agents are not artificial impositions … Insofar as historians are not committed to retelling the ›real‹ narratives of historical agents, Carr has left unanswered the question of what reality the historian's narrative represents«.
>
> (Carroll 1988, 305)

This criticism hints that narrative might not be a necessary form. But Carr also explicitly considers the possibility that narrative might NOT be part of the natural human condition. As Carr puts it:

> »Does narrative belong to the nature of social existence as such?«
>
> (Carr 1986, 179)

Carr is concerned with two issues here. The first is the claim *via* ethnography as well as history that other societies and other cultures may have different concepts of time: most frequently cited are those societies with apparently cyclical rather than linear concepts of history (these are often in fact related rather to ideas concerning cosmology, though frequently reported as a concept of cyclical ›time‹). In this view the linear, time-dependent narrative form of history becomes part of the modern, western, Enlightenment, colonial and industrial project along with ›progress‹ and social evolution for example (e. g. Fabian 1983; MacFarlane 2010) or even the broader Judaeo-Christian historical and theological framework (Eliade 1991; Pagden 1986, 119–145). Carr is concerned about this and the solution of separating ›life-experiences‹ felt and understood in narrative form, from apparently contradictory cyclical ›interpretations‹ of that experience.

> »It suggests too sharp a contrast between the structure of experience and the structure of thought. Are we to suppose that these non-Western conceptions are totally without effect on the way people view themselves and their everyday actions and experiences? Or … that they are not expressions of a way of experiencing the world and acting in it?«
>
> (Carr 1986, 180)

In fact, we might note that he makes too much of the apparent opposition: as many have pointed out we all experience both natural and humanly-produced linear time (stories, projects, individual life histories, birth and death) and repetitive or cyclical rhythms (those associated with routine, and daily, seasonal, annual and generational cycles). We are happy enough to use, mimic, manage, relate or transform both ›types‹ of time as appropriate.

This issue was considered at length by the anthropologist Alfred Gell in his book *The Anthropology of Time*. He also noted that there are many ways of producing histories, which may apparently invoke different concepts of time. However, he argues that the experiential and phenomenological aspects of time (the linearity of ›before and after‹, events in sequence, awareness of something changing) as well as what he prefers to call periodicity (repetition of similar events) rather than ›cyclicity‹, are common to humankind. While there is certainly cultural variation, in relation to time and history it occurs rather in collective and societal »representations of what characteristically goes on in the temporal world« (Gell 1992, 36). For example, discussing one particular group, the Kédang, who have been characterized in the ethnographic literature as possessing a distinctly cyclical notion of time, he suggests that

> »The relevant distinction does not lie between different ›concepts of time‹, but different conceptions of the world and its workings. The Kédang do not believe that the world changes much or in very important ways, by contrast to ourselves, who are perhaps inclined to believe that the world changes constantly and in ways that matter a great deal«.
>
> (Gell 1992, 36)

That is, they emphasise the periodic aspects of experience rather than the novel and original. For Gell, it is these characteristic ways of representing the way things are – the way the world ›works‹ – which enable us to speak of different types and philosophies of history. Following Gell then, we do not have to insist upon contradictory or incommensurate concepts of time, but rather a range of representations of temporalities, processes and past, present and future events. Many of these representations can co-exist, depending on context, interest and experience, within the same individual, as well as the communities of which they are part, let alone across time, space and different cultures. Judgements about what exactly comprises meaningful repetition, periodicity, sequence, duration, tempo and scale may be applied variably and selectively to different categories of historical entities, forming a complex matrix of possibilities. It seems possible then that an indigenous version of, say, Kédang history might well not be cast in narrative form or depend upon the twists and turns of plot leading to a resolution – an answer of kinds – which is typical of our histories and archaeologies. So to come

back to the question posed in the title, this would in fact suggest that at least as a presentational form, narratives are certainly *not* necessary for everyone, at every time and for every purpose. There is a much stronger argument, though, that the narrative form is somehow at least partly constitutive of human experience, and necessary to human agency as the structure of action and intention (see also Fell 1992, 375–377; Carroll 1988, 306; Kearney 2006, 478–480).

Of course, no-one, not even Carr, has suggested that narratives are the *only* form of historical representation, even if they may be a dominant one, and perhaps especially for archaeology: chronology and especially sequential chronology seems to be an obvious and logical way of organising much of our subject matter. Time, age and date matter crucially to most archaeologists, because it is one of the major ways (along with categories of material, and space) that we commonly order our often dispersed, fragmented and partial materials. We usually want to say something about process, change, sequence and cause and effect, and of course that kind of viewpoint and explanation also often works most logically and effectively when described step-by-step or phase-by-phase. Thus narrative form is particularly important for archaeologists, among other reasons because of our typical concerns with long time spans; sequential recovery; and because chronology mirrors many of our methods and techniques and is a ›natural‹ (that is, practical) as well as conceptual way of organising our materials. At the same time methodologically and in the field we are interested in difference and change and (for example) recognising stratigraphic boundaries; or in more synthetic works in spatial or typological boundaries. We thus have an immediate interest in ›cause and effect‹ as a way of distinguishing and relating many different kinds and categories of traces, at a variety of scales and across classes of evidence; and the structure of ›cause and effect‹ reasoning has an affinity with the narrative form. Note though that the artificiality or constructedness of the narrative form is neatly displayed here in that we, as archaeologists, typically reverse the order of encounter to tell the story. That is, in history we generally do not and cannot (in contrast to some experimental science, say) try to isolate causal agents and attempt to produce or predict effects; rather we describe and delineate effects and try to suggest or ›retrodict‹ plausible antecedents and conditions – potential causes of the current state of affairs. We finish our tales in the past or present.

What narratives do

Archaeological and historical narratives can be considered as performing various functions. They selectively (re)describe the past, using contemporary traces from that past as evidence – as elements in the (re)construction of a supposedly or possibly real portion of the past. That is, they attempt to be plausible descriptions or representations of parts of the past. ›Parts‹ of the past because no-one can offer a total, all-encompassing view of all possible circumstances and viewpoints, even past participants. We might also ask: plausible to whom? Narratives considered as stories have intended audiences. This might vary from oneself (e. g. as a form of psychotherapy or simply reaffirming self-identity), to specific groups, or necessarily unknown ›future readers‹. Narratives also have narrators, of course, and being known as the author may be personally and

professionally important. Composing or telling a narrative is an action, a project which thus has intended consequences but which may also have unintended results. Narratives also undergo use or re-use by other people in different contexts. They may instruct, but also provoke, stimulate, entertain or bore. As material or virtual objects they also participate in various economies from the financial to the moral, by conferring status, for example. Narratives which produce strongly shared senses of identities – which are popular and resonate with a broad section of the public, or are widely distributed or told by others – may also become instrumental in excluding others: we are all aware of archaeology's role in this regard. Equally, archaeologists can also be quite good at telling deliberately inclusive stories about places, people, communities or humankind more generally, and this has become seen as an important part of community or public archaeologies (e. g. Marshall 2002; Merriman 2004). But because narratives (like any representation) are always selections from actual and possible pasts, they always necessarily include omissions from those pasts. No narratives can therefore possibly satisfactorily and inclusively represent pasts: politically and ethically archaeological and historical representation is highly problematic (Tarlow 2001). This is also why narratives, like any other interpretations, go out of fashion: circumstances, preferred styles and viewpoints change, the nature of hindsight changes, the elements (traces) from which narratives are constructed change, and the situations and perspectives of the narrators and the audiences change. The authors of narratives do though try to offer a reasonably integrated view (even if we know it is always partial), in which various of the elements come together to make some kind of sense or satisfaction. Often this will be in the explicit form of an explanation (when these elements, under these circumstances, came together, it produced these effects, and this is why we discover now the traces that we do). Narratives may allow people to apprehend, to make sense of disparate elements that they previously could not – even if not offering a complete ›picture‹ or resolution – and bring into focus or introduce new elements or new combinations of elements. There may be an aesthetic sense of comprehending a whole, or of resolution, or there may be the comfort of repetition and familiarity, as when we relax into a narrative genre, trope or even cliche. These various functions (especially those of explanation *versus* aesthetic recognition) have been widely argued about in relation to the philosophy of history. Archaeologists have perhaps been less explicitly concerned with the function of ›their‹ narratives in relation to their narrators and their intended and actual audiences.

Clearly there is a wide variety of archaeological narratives, from site reports, object biographies, regional, period and material culture syntheses, museum exhibitions and other ›cultural histories‹, as well as those related to methods and theories, and for audiences including other academics, students, people within the discipline more broadly, the interested public, or mixtures of all of these.

Not all archaeological texts are cast in strictly narrative form, of course, though many, perhaps most are. One suspects that this is sometimes because of laziness or familiarity – it is easier to organise material chronologically, or chronologically within themes. But of course there is also the feeling that this surely mirrors our sense of how the world works and worked: from cause to effect, from before to after, working with the grain of history: after all, people in the past also had to work with what was given as a result of prior histories. This, presumably, and apart from convention, is why we

typically write up site reports from earliest to latest, and not the other way round, even though the latter would normally be the order of discovery. It is surely a compelling reason. But is there anything else about the narrative form that makes it so attractive?

Narrative dangers and the role of coherence

Surely what narratives offer is, above all else, a form of coherence. This is why, of course, narratives may be used as a device in, say, psychotherapy and other forms of psychiatric rehabilitation: helping individuals to produce (self-)narratives or life-narratives is often seen as a useful way of (re)integrating people whose sense of self is fractured, dispersed, insecure and uncertain. For good or bad, narratives can also have this effect on the larger scale for communities, groups or nations. Learning, understanding, believing or experiencing oneself as part of the same and indeed continuing story is a powerful way of producing a shared identity – this is the way in which nationalist, ethnic and other group or community histories work, for example. Although one can conceive of other shared projects or actions which produce a sense of common identity (the experience of being in a crowd, for example), feeling part of a shared narrative-group with a past, present and future reality is perhaps the most usual way in which collective identities are produced (Carr notes that political rhetoric often starts the story in the middle of the narrative: ›we‹ are here, now, in this moment of danger; but we have this common past; if we take this action ›we‹ will continue successfully into the future!).

The sense of narrative coherence comes from a feeling of completion – that all the bits ›fit‹. Clearly there is a danger here that narratives then become aestheticized – surely we have all been sometimes tempted to look for, find and construct symmetry in our arguments and explanations: we force the elements, the traces into neat patterns. Consciously or subconsciously, we may discard or downplay the awkward and the non-conforming. Who hasn't been tempted aesthetically, logically, by the binary symmetry of structuralist analyses, even if we all know that it is very rare indeed for any archaeological evidence to be so neatly and equally marshalled? Surely this is one of the satisfactions alluded to by mathematicians when they find a proof ›beautiful‹ and ›elegant‹? In a similar way archaeologists and historians may be tempted by the desire to tie up many if not all of the loose ends – to explain everything and offer a complete resolution and explanation. This I think can be a particular problem for those inclined towards more scientifically-conventional forms of explanation. Thus those used to presenting material or experimental results in a framework of hypothesis A and hypothesis B, may assume by some kind of logic of the excluded middle that in socio-cultural explanations too, if A is wrong then B must be the correct answer. For example, this has long been evidenced in the approach of geneticists and their archaeological followers towards the narrative of the transition to farming in Eurasia: was it colonization or was it adoption? On the continental scale neither (or both) is, I believe, the more accurate, but much messier answer, but the very way that geneticists frame their questions leads them necessarily towards one particular kind of answer, explanation and narrative. Similar tensions often arise when a culture or mindset used to dealing in ›yes or

no‹ approaches encounters one whose practitioners prefer complex and indeterminate models of the world.

So narrative explanations which propose a resolution and completeness; the aesthetic desire for symmetry and neatness; the desire for movement towards a ›solution‹; the wish for a total answer in a logical sense – all these are factors which can encourage narrative forms of explanations and particular types of narrative, even when they are are extraneous to the actual content of the narrative: the elements, the characters and the objects. The form of the narrative can become attractive as an end in itself. This is not quite the same argument as that of White's tropes of emplotment – I find it too self-consciously literary. But I do believe that the ›fatal attraction‹ of narrative can be the lure of the familiar, of which one of the most tempting and obvious has been social evolution and especially ›progress‹ in one form or another.

It can also be intellectually tempting to authors to make their narratives align with those already in existence – not because of Carr's continuity thesis, but rather because this feels like contributing towards the wider project. It is comforting, often, to realise that one is reinforcing the disciplinary view, and thus becoming part of a pre-existing community; this is also one of the stories we tell not necessarily about, but among and to ourselves. Indeed, it is often implicitly required that narratives will generally align with the ›conventional wisdom‹ in order to become a member of the group in the first place, as an academic rite of passage. This is disciplinary group consensus which may well, of course, be regionally or linguistically bounded, or by archaeological period or theme. Often, too, we will tell stories about our own histories as archaeologists, as preambles to our own contributory narratives; those histories that start with (typically) father figures – thus reference to Gordon Childe would be a favourite origin point for the English discussing the mesolithic-neolithic transition. So the authors of narratives are often directly or indirectly addressing their own peer group and validating their own identity, as a member of a particular community of scholars. Paradigm shift – a marked change in the nature of the narratives told – is said to come when the ›weight‹ of evidence – the traces – or the ›weight‹ of alternative narratives becomes too great. But those ›weights‹ are in fact also composed of pressures towards conformity which are produced by a variety of disciplinary statuses, and external social and political dynamics. Shifts are not necessarily a rational response to changes in the ›evidence‹ – those archaeological traces which are usually so very fragile to bear the interpretations we place upon them, and which are fragmentary and uncertain enough to participate in many different possible tales. Not that this uncertainty is necessarily welcome elsewhere: other authors and audiences (commissioning editors in commercial publishing, journalists, television producers, readers and viewers) may be more receptive to the familiar than the radical, in response to their own constraints and pressures to conform. Certainly the range of tropes used in television programmes tends to be depressingly restricted (the archaeologist as detective, scientist, discoverer, lone maverick against a hostile establishment; *cf.* Roberts 1997 for film). So one might argue that within archaeology and other contexts too, the narrative form, for various reasons, has a tendency to be conservative.

Andrew Davies, in his book *Historics*, would go further. Drawing on Nietzche (*cf.* Ankersmit 1989, 137–138), he argues that the present world is far too historicized, by

which he means that when everything has become historic or heritage, we are surrounded by pastiche and reproduction, everyone hunts for historical authenticity, so that

> »For the public, history … comes at it 24/7 in news bulletins, in the press, in fashion, on TV in films, docu-dramas, and documentaries … novels, biographies and erudite monographs … through local history associations, the National Trust, English Heritage, family outings, living museums, local and national ›sites of memory‹ and rituals of commemoration … the bicentenary of the death of Immanuel Kant, the 15th anniversary of the Rwandan genocide, the 20th anniversary of the Tiananmen Square massacre, the 65th anniversary of D-Day«.
>
> (Davies 2006, 4)

But once history

> »dominates the public mind: its hold over the social imagination is total. [History] is a ›mass activity‹. However, once ›historical‹, and ›traditional‹, ›period‹ and ›heritage‹ are applied to anything … by anyone, ›history‹ itself means specifically nothing«.
>
> (Davies 2006, 2)

The sense of his argument is that such a focus on the past in fact acts more to close down political and emancipatory possibilities, and in that sense we would be better ditching archaeology and history, and rather concentrating on present injustices, and possibilities for a better future. One need not agree wholly to at least wonder where the radical or even the simply different might reside within historiography, and whether narrative, or at least the dominance of expected, repeated and conformist narratives, might be part of the problem. These kinds of arguments again suggest that we should think very carefully about the political effects of the narrative form, and so finally I want to consider what non-narrative possibilities might provide.

Non-narrative ›archaeologies‹

Are there other ways to construct histories? What difference would it make if there were no formal archaeological narratives? The continuity thesis argues that one of the ways in which narrative works is because it somehow reflects the temporal structure of our experience. So any non-narratives or anti-narratives either have to work against this view, or perform functions other than or in addition to those discussed above.

It is logically difficult if not impossible to produce satisfactory historical *explanations* which don't refer to cause and effect, and which thus either are, or imply, narrative in some form or other. The status of narrative as explanation has of course been much discussed (in the English-speaking world, at least, initially as a reaction against the positivism of Hempel (1965 [1942]); e. g. Dray 1957; Danto 1965; and see Carr 2008). One might note that narratives can quite easily comprehend ideas of contingency and even choice on the part of agents (whether individuals, collectives, Latourian hybrids or

whatever characters we may choose), in ways which are difficult or must be couched in terms of statistical probabilities for those inclined to more scientific or evolutionary models of culture change, for example. Narrative can at least give the illusion of bringing us closer to the ›inside‹ of histories and a sense of engagement, than the detached outside view of more determinist descriptions and models. Typically of course, as noted earlier, as archaeologists involved in original research, intellectually and practically we in fact work ›backwards‹: we describe or note some effect, and speculate about the possible cause or causes. This is one of the attractions of narrative with its beginning, middle and end: it promises to set things right and in their ›proper‹ order according to which we understand the world as given, as in fact the result of causes. One could though offer incomplete narratives: those without beginning, or those without end or resolution. Arguably this is in fact often how we understand ourselves and our various communities – as in the middle of stories with uncertain futures and endings. This is potentially an interesting way of disrupting the certainty and security of narratives, as is that of recognising, often, the futility of searching for origins: for example others have written of how the insistence upon identifying clear beginnings for stories involving human evolution, such as the search for the first modern humans have distorted our understanding of the archaeological record in both academic and public spheres (e. g. Conkey 1991; Stoczkowski 2002).

More commonly, in genres other than academic writing, such as fiction or cinema, people have long tried to give a different (but also ›realistic‹) impression of the world as experienced: with flashback and memory, for example, which disrupts the even and uni-directional flow of time; or the modernist ›stream of consciousness‹ which tried to reflect the continuous stream of sense impressions which assail us, and suggest that the world as experienced is basically incoherent, often chaotic, and that intentions and actions, causes and effects, are often apparent, there are unintended consequences, life is contingent, most life projects fail or are not completed. One can certainly make a good argument that this contingency and messiness plays a large part in many peoples' lives. In archaeological terms it might also be more honest and accurate to represent the traces of the past in this way, and in part also the events affecting past people's experiences: why should we necessarily expect coherence to have characterised their lives? In fact, it is also perfectly plausible to suggest that much history could be better seen as a mixture of failed projects, contradictory beliefs held simultaneously or at least expressed and acted upon contextually, intentions that are sometimes acted upon and sometimes not, sometimes work and sometimes not, unexpected circumstances and so forth. This is arguably also what happens at the larger scale, with classes, groups, communities and societies, which is why prediction of future socio-cultural dynamics so often fails: we are much better at writing with hindsight! Once we ›know‹ at least the broad parameters for outcomes (the Romans did arrive; farming did eventually spread across Europe) then it is much easier to focus questions: why was colonization successful here and not here? Rather than the open-ended: ›what would happen if …‹.

So in our writing we could try harder to reflect or portray chaos or contingency – though such texts might be more difficult to read. One could go back to chronicle: (this, then this, then this …) but this is unsatisfying even if accurate description, and still involves selection. But what the best non-narrative histories can do is to offer

analytical cross-sections of particular places at particular times, thematic evocations (though usually they will imply narratives or contain explicit or implied sub-narratives, histories, biographies). Perhaps this is the best way of providing a productive contrast with the norm of narratives: more or less synchronous analysis and evocation, which can still be rich, detailed and complex and offer us a different and perhaps differently-positioned viewpoint from the typical third-person, distanced descriptive narrative we are used to. This is certainly not to call for more imagined or speculative prehistories or archaeologies: the worst of these simply reproduce half-digested ethnographies and place them in the past as a new form of exoticism: Papua New Guinea becomes transplanted to neolithic Europe. The kinds of models I am thinking of are not drawn from fiction nor ethnographies, but rather from social historians – intensely evidence-based, densely referenced, but perhaps trying to give a better sense of the texture and complexity of the particular conditions for the people, times and places under consideration. This might provoke re-imaginings of relationships between (evidential) elements from different points of view. This kind of approach is, of course, difficult for archaeologists and especially prehistoric archaeologists when we have little sense of genuinely past voices and positions, and is probably best done at small scale initially: one can imagine parts of some site- or landscape-based archaeologies working like this, for example, with a series of sequential evocations rather than explicit narrative explanations. One can think of the ›time-slice‹ of people, project and object biographies which is implied in the sense of an archaeological phase, for example. The juxtapositioning of such phases, which need not overlap entirely, might be a way of producing senses of successive but contingent histories to counteract linear determinisms. However, this also raises political and ethical questions about the choice of form. Can a non-narrative evocation of the past be sufficiently rigorous and robust, for example, to contain the breadth and weight of evidence and interpretation typically associated with a responsible presentation of the past? Nothing about the form surely precludes stringent analysis and use of much empirical and other evidence. As Tarlow (2001) and others have argued, what might be generally accepted as an ethical way to proceed is not to police acceptable archaeologies or histories, nor to allow others to do so, but rather to proceed in a reasonably transparent, fair and balanced way. Our ethical duty should not be to pretend that we don't have sympathies or biases, but to be open about our premises, and not to deliberately falsify or omit. Of course once material is in the public domain then one has no control over its use, and it moves into other peoples' moral universes, though one might have an authorial or professional duty to comment on (ab)uses.

… and provisionally ending here

Narrative as a form of presentation and explanation is an important constituent of archaeology and history, but we are arguably too comfortable with it. Narrative can be, at best, an excellently rich means of explanation which counterbalances some of the perhaps methodologically necessary reductionism found in much scientific culture, and especially within explicitly hypothesis testing approaches. The sheer complexity of good narratives, and the fact that not all questions need to be answered or resolved, and that

›characters‹ may exist before and continue beyond the confines of the chosen textual vehicle, are all attractive features of narrative form and construction. At the same time narrative can offer some semblance of wholeness and a point of entry for many different audiences (sociocultural dynamics are often much more interesting when in historical narrative form, than, say, historical sociology written as systems theory, or cultural change as Darwinian evolution). To many of us in the contemporary world narratives may be more convincing when explicitly not closed or resolved, and when there are loose threads and contradictory currents. At the same time we should consider the best kinds of thematic social history as providing a useful alternative model.

In the light of all the above, is narrative necessary to archaeological presentation and explanation? Even if not strictly logically so, the selective ordering and consequent explanatory power of much well-constructed narrative suggests that conceptually, it is. And both philosophically and logically, what might be called the ›weak continuity‹ thesis is attractive. Narrative is not the only way of representing the past, but surely for many parts of the past it would be perverse to present it in deliberately non-narrative form. There are, though, other routes to be explored.

References

Alkon 2004: A. Alkon, Place, stories, and consequences: heritage narratives and the control of erosion on Lake County, California, vineyards. Organization & Environment 17, 2004, 145–169.

Ankersmit 1983: F. Ankersmit, Narrative logic: a semantic analysis of the historian's language. The Hague: Martijnus Nijhoff 1983.

Ankersmit 1989: F. Ankersmit, Historiography and postmodernism. Hist. and Theory 28, 1989, 137–153.

Ballard 2003: C. Ballard, Writing (Pre)history: Narrative and archaeological explanation in the New Guinea highlands. Arch. Oceania 38, 2003, 135–148.

Bender et al. 2007: B. Bender/S. Hamilton/C. Tilley, Stone worlds: narrative and reflexivity in landscape archaeology. Walnut Creek/CA: Left Coast Press 2007.

Bowler 1991: P. Bowler, Science and the narrative structure of theories. Current Anthr. 32, 1991, 364–366.

Brett 1990: D. Brett, The Construction of Heritage. Circa 53 (Sep.–Oct.), 1990, 21–25.

Buciek et al. 2006: K. Buciek/J. O. Bærenholdt/K. Juul, Whose Heritage? Immigration and Place Narratives in Denmark. Geogr. Ann. B 88, 2006, 185–197.

Carr 1986: D. Carr, Time, narrative, and history. Bloomington: Indiana University Press 1986.

Carr 2008: D. Carr, Narrative explanation and its malcontents. Hist. and Theory 47, 2008, 19–30.

Carroll 1988: N. Carroll, Review of Time, narrative, and history. Hist. and Theory 27, 1988, 297–306.

Conkey 1991: M. Conkey, Original narratives: the political economy of gender in archaeology. In: M. di Leonardo (ed.), Gender at the crossroads of knowledge: feminist anthropology in the postmodern era. Berkeley: University of California Press 1991, 102–139.

Danto 1965: A. Danto, Analytical philosophy of history. Cambridge: University Press 1965.

Davies 2006: M. Davies, Historics: why history dominates contemporary society. Abingdon: Routledge 2006.

Dray 1957: W. Dray, Laws and explanation in history. Oxford: University Press 1957.

Eliade 1991: M. Eliade, The myth of the eternal return, or, cosmos and history. Princeton: University Press 1991.

Fabian 1983: J. Fabian, Time and the other: how anthropology makes its object. New York: Columbia University Press 1983.
Fell 1992: A. Fell, Epistemological and ontological queries concerning David Carr's Time, narrative, and history. Phil. Social Scien. 22, 1992, 370–380.
Gell 1992: A. Gell, The anthropology of time: cultural constructions of temporal maps and images. Oxford: Berg 1992.
Haslam 2006: M. Haslam, An archaeology of the instant? Action and narrative in archaeological residue analyses. Journal Social Arch. 6 (3), 2006, 402–424.
Hempel 1965: C. Hempel, The function of general laws in history. In: C. Hempel, Aspects of scientific explanation and other essays in the philosophy of science. New York: Free Press 1965, 231–244.
Joyce 2002: R. Joyce, The languages of archaeology: dialogue, narrative, and writing. Oxford: Blackwell 2002.
Kearney 2006: R. Kearney, Scholar's Symposium: The work of David Carr. Parsing narrative – story, history, life. Human Stud. 29, 2006, 477–490.
Landau 1991: M. Landau, Narratives of human evolution: the hero story. New Haven: Yale University Press 1991.
MacFarlane 2010: A. MacFarlane, ›Clocks‹ in The heavenly machine. <http://www.alanmacfarlane.com/global/prog4.htm>
Marshall 2002: L. Marshall, What is community archaeology? World Arch. 34 (2), 2002, 211–219.
Merriman 2004: N. Merriman (ed.), Public Archaeology. London: Routledge 2004.
Moser 1998: S. Moser, Ancestral images: the iconography of human origins. Ithaca/NY: Cornell University Press 1998.
Pagden 1986: A. Pagden, The fall of natural man. The American Indian and the origins of comparative ethnology. Cambridge: University Press 1986.
Pluciennik 1999: M. Pluciennik, Archaeological narratives and other ways of telling. Current Anthr. 40, 1999, 653–678.
Praetzellis/Praetzellis 1998: A. Praetzellis/M. Praetzellis (eds.), Archaeologists as storytellers. Special issue Hist. Arch. 32, 1998.
Roberts 1997: L. Roberts, From knowledge to narrative: educators and the changing museum. Washington: Smithsonian Institution Press 1997.
Smiles/Moser 2005: S. Smiles/S. Moser (eds.), Envisioning the past: archaeology and the image. Oxford et al.: Blackwell 2005.
Stoczkowski 2002: W. Stoczkowski, Explaining human origins: myth, imagination, conjecture. Cambridge: University Press 2002.
Tarlow 2001: S. Tarlow, The responsibility of representation. In: M. Pluciennik (ed.), The responsibilities of archaeologists: archaeology and ethics. BAR Internat. Ser. 981. Oxford: Archaeopress 2001, 57–64.
Terrell 1990: J. Terrell, Storytelling and prehistory. Arch. Method and Theory 2, 1990, 1–29.
White 1987: H. White, The question of narrative in contemporary historical theory. In: H. White (ed.), The content of the form: narrative discourse and historical representation. Baltimore: Johns Hopkins Press 1987, 26–57.

Mark Pluciennik
University Fellow, School of Archaeology & Ancient History, University of Leicester,
University Road, Leicester LE1 7RH, UK
m.pluciennik@le.ac.uk

EAZ – Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift
Jahrgang 51, 1/2 (2010), S. 64–86
© Waxmann

Reinhard Bernbeck

»La Jalousie« und Archäologie: Plädoyer für subjektloses Erzählen

Zusammenfassung:
Der Beitrag propagiert eine neue Form des historischen Schreibens für die Archäologie, eine subjektlose Erzählweise. Zunächst beschreibe ich die unterschiedlichen Diskurse, die sich in der deutschen Archäologie entwickelt haben. Auffällig ist dabei eine dem Deskriptiven huldigende Einstellung, die ich als »Katalogismus« anhand postkolonialer Überlegungen zu Archiven kritisiere. Ich vergleiche diese beschreibende Verfahrensweise mit Erzählstrukturen im historischen Bereich, wo eine gewisse Lebendigkeit gefordert wird. Ich argumentiere, dass die in der Archäologie vorherrschende »Fiktion der Faktizität« nicht durch die in der Literatur übliche Einfügung fiktiver Subjekte überwunden werden sollte. Vielmehr sollten wir eine Erzählform finden, die dem uns zur Verfügung stehenden Material entspricht. Dieses ist fragmentiert und lässt handelnde Individuen oder gar deren Namen nicht erkennen. Hingegen kennen wir das Material ausgezeichnet in seinen optischen, haptischen, olfaktorischen und anderen Qualitäten. Diese Ausgangsbasis passt exzellent zu den Prinzipien des französischen nouveau roman der 1950er Jahre, wie er von Alain Robbe-Grillet und anderen theoretisiert wurde. Mein Plädoyer ist daher, diese ins Postmoderne weisende Erzählform für die Archäologie nutzbar zu machen.

Schlüsselwörter: Erzählung; Diskursproduktion; Authentizität; nouveau roman; Subjektivierung; Archäologie; Archiv

»La Jalousie« and Archaeology: a Plea for a Narration without Subject

Abstract:
This paper advocates a new form of historical writing for archaeology, a narrative without subjects. I set the stage by describing the different kinds of discourses that have developed in German archaeology. The strong emphasis on descriptive writing is remarkable, and I criticize this »catalogism« by drawing on post-colonial reflections on the nature of archives. I compare such descriptive narratives with those prevalent in historical disciplines where a certain vitality of narratives is required. I argue that the prevailing stale »fiction of facticity« in archaeology should not be overcome by reverting to literary mechanisms such as the insertion of fictional characters. Rather, we should find narrative forms that correspond to the specificities of the material available to us. The latter is fragmented and is usually devoid of indications of specific individuals, not to speak of their names.

However, as archaeologists we have an excellent sensual and conceptual knowledge of materials, whether the qualities be visual, tactile, olfactory or other. This starting point for narratives fits very well the principles of the French nouveau roman of the 1950s as theorized by Alain Robbe-Grillet and others. My plea is therefore to render this narrative form with its post-modern elements useful for archaeological narrations.

Keywords: narration; discourse production; authenticity; nouveau roman; subjectivation; archaeology; archive

Archäologie in Deutschland entwickelte sich ursprünglich aus der Idee, die Vergangenheit direkt für die Gegenwart zu nutzen. Das war zu Zeiten Winckelmanns (1969 [1754–55]), als man sich das antike Griechenland zum Vorbild für Kunstproduktion nahm. Diese Einstellung hielt bis ins 19. Jh. an, wurde dann aber abgelöst durch eine Verwissenschaftlichung, die sich an den Zeitgeist der aufkommenden Naturwissenschaften dadurch anpasste, dass sie sich aufs Kategorisieren von so genannten Denkmälern spezialisierte.[1] Dabei konnte es sich um Statuen, Siegel, Töpfe, Münzen und ähnliches handeln (Hölscher 2002; s. a. Bernbeck 1997, 19–21). Erst unter dem Einfluss von Ratzels Anthropogeographie (1899) entstand mit Kossinna (1920) die Idee, Archäologie könne ganze Kulturen klassifizieren und damit eine Geschichte der Völker ohne Schrift produzieren. Das treibende Interesse an diesen Vorstellungen war der Nationalismus. Das daraus resultierende Prinzip der normativen Kulturgeschichtsschreibung wirkt bis heute nach, zumindest in der Nomenklatur. Hallstatt und Halaf, Trichterbecher und Tripolje, Chaco und Andronowo ebnen die soziale Vielfalt ein, die unter diesen Termini zusammengefasst wird. Das Resultat dieses Vorgehens sind unterschobene kollektive Mentalitäten,[2] die einer idealistischen Geschichtsschreibung Vorschub leisten.

In der prozessualen Archäologie fand man mit der Systemtheorie einen Ausweg aus dem Idealismus. Flannery (1967, 120) fasste dies bündig so zusammen, dass man nicht »the Indian behind the artefact«, sondern »the system behind both the Indian and the artefact« suche. Auch hier interessieren also wirkliche Menschen nicht. Es handelt sich um eine Archäologie, die explizit anti-humanistisch ist, während die kulturgeschichtliche Richtung ihren Antihumanismus noch in Kollektivsubjektivitäten zu kaschieren suchte. Erst mit der postprozessualen Archäologie der 1980er Jahre versuchte man wieder, sich Menschen, auch prähistorischen, anzunähern.[3] Das zeigt sich zunächst an der zwanghaften Suche nach Bedeutung, dem als ubiquitär angesehenen »meaning« von Dingen (Hodder 1989b) und der Wiederentdeckung der Hermeneutik (z. B. Hodder 1986, 118–146; Shanks/Tilley 1992, 103–112), dann aber besonders im Interesse an Alltagspraktiken und *agency* (Dobres/Robb 2000). Diese zunehmend auf das Kleinteilige

1 Folgt man Foucaults Interpretation der Geistesgeschichte als einer Abfolge von Epistemen, ist die akademische Archäologie mit ihrem Klassifizieren allerdings noch ganz im 18. Jh. verfangen (Foucault 1971, 107–113). Epistemen sind dabei »Positivitäten«, »die Gesamtheit der Institutionen, Subjektivierungsprozesse und Regeln, in denen sich Machtverhältnisse konkretisieren« (Agamben 2008, 14).

2 Man mag dies als einen Euphemismus für den nicht mehr nutzbaren Begriff »Volk« ansehen.

3 Diese Tendenzen werden jedoch von einer posthumanistischen, auf »materiality«-Theorien beruhenden Archäologie heute als anachronistisch angegriffen (Knappett 2005).

fokussierte Entwicklung archäologischer Konzepte spitzte sich weiter in der feministischen Archäologie zu. Einige der bekanntesten Arbeiten feministischer Archäologinnen rekonstruieren Szenarien vergangener Lebenswelten.

Feministische Archäologie hat gerade an sterilen beschreibenden Darstellungsformen, wie sie seit dem 19. Jh. vorherrschen, harsche und berechtigte Kritik geübt.[4] Ruth Tringham (1991) verwandte hierfür die Metapher der »faceless blobs«, die archäologische Rekonstruktionen der Vergangenheit bevölkern, und fragte »But Gordon, where are the people?« in einer virtuellen Diskussion mit dem bekanntesten Archäologen des 20. Jhs. (Tringham 1996). Janet Spector (1993) ging noch einen Schritt weiter und mischte fiktive mit faktischen Ausdrucksformen in ihrem Buch *What this Awl Means*. Rosemary Joyce (2002) propagierte dialogische Schreib- oder Darstellungsformen unter Berücksichtigung von Bakhtins Konzepten der *Heteroglossie* und *Polyphonie* sowie Geertz' (1987) Ideen der »dichten Beschreibung«. Das klingt alles innovativ und phantasiereich. Sollten wir nicht eine Archäologie fördern, die über die langweilige Beschreibung toten Materials oder abstrakter Systemelemente hinausgeht? Mit feministischen Theorien erhalten wir endlich auch die Möglichkeit, die narrative Dimension der Archäologie neu zu überdenken und gleichzeitig vielleicht sogar einen Diskurs zu produzieren, der beim Publikum ankommt.

Die Verzweigung der Diskurse in der Archäologie

Wichtig bei all diesen Überlegungen zur Narrativität ist das auch in der Geschichtsschreibung thematisierte Verhältnis von Faktizität und Fiktion. Als ArchäologInnen treffen wir hier auf zwei Unterscheidungen, deren Charakter, so meine ich, neu überdacht werden müsste.

Da ist zunächst die Geschichtsschreibung, die traditionellem Verständnis nach auf Textquellen beruht. Geschichte ist danach die Sphäre der *res gestae*, die als verschriftete Dokumente vorliegen. Die frühen methodischen Versuche der kulturgeschichtlichen Archäologie, diese Trennung zu relativieren, sind keinesfalls gelungen, auch nicht in V. G. Childes Werken wie etwa *The Danube in Prehistory* (1929). Denn erkennbare HandlungsträgerInnen gibt es dort nicht, es sei denn die Strukturen selbst. Eric Wolf (1982) setzt solchen Konstrukten entgegen, dass gerade ihre Normativität eine Geschichte im landläufigen Sinne *a priori* unmöglich macht. Ratzel formulierte als erster explizit das Interesse, eine »Geschichte schriftloser Völker« zu schreiben, die allerdings kollektiv nichts anderes vollbringen, als ihren geographischen Standort und ihre materielle Kultur zu verändern. Dies ist der Idee einer Geschichte aktiv handelnder Menschen geradezu entgegengesetzt. Auf außereuropäische »Völker« von Ethnologen wie Frobenius (1933) angewandt, wurde damit dem Kolonialismus nur weiter Vorschub geleistet, sodass umgekehrt die Verschriftlichung sowie die Institutionalisierung von Archiven als »zivilisatorische Aufgaben« der Politik ausgegeben werden konnten. Zeitnäher ist Eggerts Versuch (2006), Archäologie einen Platz in einer Systematik der historischen Kulturwissenschaften anzuweisen. Dies ist solange zum Scheitern verurteilt, wie

4 Schon Ian Hodder (1989a) hatte sich mit den narrativen Problemen der Archäologie beschäftigt und den aseptischen Stil unserer Erzählungen beklagt.

akademische Fachspezialisierung ein Amalgam aus bornierter Macht über partikulares Wissen bleibt, das Interesse an einer synthetischen und trotzdem nicht normativen Anthropologie im Keim erstickt (Bernbeck 2011).

Als *historia rerum gestarum* sollte den geschichtlichen und archäologischen Fächern, die ja beide einen Diskurs über die Vergangenheit produzieren, keine großen Unterschiede zukommen. HistorikerInnen konzeptualisieren seit Ranke (s. Gross 1998, 143–162) Arbeitsschritte zwar etwas anders als ArchäologInnen, dennoch können wir in beiden Fächern einen klassischen Dreischritt feststellen: die Transformation der materiellen Realität, was Dokumente einschließt, in eine »Quelle«, das Ordnen einer Ansammlung an Quellen unter einer Fragestellung und die Erzeugung einer historischen Erzählung aus den in Quellen transformierten Materialien; kürzer ausgedrückt, das wahrnehmende Sammeln, Beschreiben und Deuten.

Der Produktionsprozess der Historiographie

Die historische Disziplin hält meist daran fest, zunächst eine Quellenkritik zu üben, die darin besteht, die Zuverlässigkeit der Quelle zu prüfen. Dabei mag es um äußere Kriterien gehen, wichtiger sind jedoch die inneren (Bernheim 1936 [1905], 140–141), die sich mit der Motivation und den Einsichten der QuellenproduzentInnen auseinandersetzen und dabei nach wie vor Wert auf die Nähe zwischen BeobachterIn und beschriebenem Ereignis legen.[5] In semiotischen Termini ausgedrückt wird dabei die Relation zwischen Signifikat und Signifikant untersucht, und nach eingehender Prüfung kann die Quelle ausgewertet und in Zusammenhang mit anderen gesetzt werden, um daraus eine zusammenhängende, Sinn vermittelnde Geschichte zu erzeugen (Rüsen 1994, 16–24). Barthes kritisierte an diesem Vorgehen die Auslassung des Begriffs als Brücke zwischen Signifikat und Signifikant, zwischen »Ding« / Ereignis und »Wort« / historischer Erzählung. Das komplexe »semiotische Dreieck« Peirces (s. Eco 1972, 28–31) wird in der Quellenkritik zu einer zweidimensionalen Beziehung verkürzt.[6] Nur durch diese Operation kann auch die Illusion der wahrheitsgemäßen historischen Darstellung entstehen, kumulierend in der naiven Frage »Warum erzählen wir uns überhaupt wahre Geschichten?« (Röttgers 1982, 31), eine von Barthes (1982) als Ideologie bloß gestellte Mechanik des Diskurses.

Aber auch ein zweiter Schritt der Historiographie, der Übergang von den Quellen zum synthetischen Text, wird in der Disziplin Geschichte selten als intellektueller Vorgang thematisiert (z. B. Rüsen 1989). Das liegt daran, dass HistorikerInnen Archive in der Regel als vorgegeben ansehen und sich nur um die Zugangsberechtigung Gedanken machen (Koselleck 2000, 258–261), statt sie als einen machtpolitisch einseitigen, in der Archivstruktur schon verankerten Diskurs zu verstehen, der bestimmte Ansichten und Narrative vorprägt (Hedstrom 2002). Auch werden Archive oft als

5 Diese Reflexionen zur Augenzeugenschaft als der besten Primärquelle finden sich schon bei Thukydides, werden aber gerade in der Sozialhistorie stark relativiert (Kocka 1986, 70–77). Frieds (2004) Theorien beschäftigen sich ebenso mit diesem Problem, sind aber wegen ihres biologistischen Charakters hochproblematisch.

6 Kosellecks Ansatz (2004, XXII) einer Begriffsgeschichte versucht, dieser Verkürzung mit historischen Mitteln beizukommen.

so unverallgemeinerbar angesehen, dass die Auswahltätigkeit nicht in eine methodisch festgelegte, routinierte Praxis verwandelt werden kann. Damit wird aus der Produktion des historischen Narrativs ein in seiner Logik nicht nachvollziehbarer Prozess. Dessen Kritisierbarkeit besteht einzig in *post hoc* angestellten Überlegungen zum Resultat, nicht aber in der Infragestellung seiner Produktion.

Die Archäologie hat sich einen längeren Produktionsweg von der praktischen Auseinandersetzung mit Quellen bis zur historischen Erzählung geschaffen. Nach gängigen Vorstellungen sind die Primärquellen der Archäologie die Materialien aus der Vergangenheit. Diese sind jedoch, wie oft in den Medien festgestellt, »stumm«, während angeblich »die aus antiken Schriftquellen unmittelbar zu uns sprechenden Menschen recht gut verstanden werden können« (Schmidt 2006, 7). Daher stellen ArchäologInnen zunächst eine spezifische Art Sekundärquellen her, deren erkenntnistheoretischer Status der Primärquelle in den historischen Wissenschaften entspricht. Diese archäologischen Sekundärquellen sind die strikt deskriptiven Operationen der Grabungsdokumentation. Es handelt sich um Versuche, multimediale Augenzeugenberichte zu erstellen, die gleichzeitig aber objektiv-unparteiisch sein sollen, abgesehen vielleicht von Tagebucheintragungen. Letztere spielen aber im Zuge der Industrialisierung des Ausgrabens, des Festhaltens von Ausgrabungsergebnissen in »locus sheets« und der Reduzierung vergangener Handlungssequenzen auf die Form einer graphischen Matrize (Harris 1989) eine immer geringfügigere Rolle (McGuire/Shanks 1996). Die so produzierten Archive von Sekundärmaterial verkürzen ebenso wie die historischen Wissenschaften das semiotische Dreieck auf eine einfache Beziehung zwischen Signifikat und Signifikant. Erst der »reflexive turn« in der Archäologie (Hodder 2003) hat diese spezifischen Mechanismen der archäologischen Archivproduktion neuerdings Frage in gestellt. In einem nächsten Schritt werden die genau umrissenen Sekundärarchive, die »Grabungsdokumentationen«, dann in einem von der Methode her mehr oder minder expliziten Prozess in so genannte Grabungspublikationen transformiert, die somit den Status von Tertiärquellen haben. Interessanterweise werden auch diese so gestaltet, dass die Illusion der »objektiven«, interpretationsfreien Darstellung aufrechterhalten werden kann.

Die Besonderheiten der deutschen Archäologie liegen nun darin, dass gerade viele universitäre Qualifizierungsarbeiten nicht dem Gang ins sekundäre oder tertiäre Archiv mit anschließender Erarbeitung eines historischen Diskurses entsprechen, sondern ArchäologInnen vielmehr zu ArchivarInnen machen, die während ihres Archivbesuchs dasselbe neu ordnen. So entstehen umfangreiche Kataloge über Architektur eines bestimmten Zeithorizonts, oder Keramik aus einem *a priori* definierten regionalen oder örtlichen Umfeld, die am Ende mit wenigen interpretativen Worten bedacht werden, die sich noch dazu oft auf Zeit-Raumverhältnisse des bearbeiteten Materials beschränken. Diese Art der Auseinandersetzung mit »Material«, mit archivierten Quellen, trägt stark fetischistische Züge. Sie äußert sich zudem in einem weiteren Produkt, das besonders in Kontinentaleuropa einen hohen Ruf genießt, in angelsächsischen Ländern dagegen eher eine Randerscheinung archäologischen Schrifttums ist: der Ausstellungskatalog. Dieses Medium stellt die bildliche und kategoriale, Objekt-gebundene Darstellung in den Mittelpunkt, während interpretative Textpassagen eine periphere Position innehaben.

Die Überschätzung des Stellenwerts des Materiellen gerade in der deutschsprachigen Archäologie hat zu einer Zäsur geführt, die den archäologischen Diskurs in zwei schroff geschiedene Sparten unterteilt. In den Grabungsdokumentationen, den Grabungs- und Materialpublikationen sowie in *Coffee-Table books* der großen Ausstellungen herrscht ein katalogistischer Diskurs vor. Texte sind kurz, tabellenhaft, vermeiden die grammatische Form des Aktiv und eine Subjekt-orientierte Sehweise. Die Empirie und die Illusion der Objektivität stehen im Zentrum. Das Ergebnis sind weitestgehend unlesbare Konvolute, die bestenfalls zur »Durchsicht« geeignet sind, womit sie ja vielleicht dem Habitus postmoderner Subjektivität mit ihrer »browsing« Mentalität entsprechen. Jedoch fehlt ihnen durch ihre Unübersichtlichkeit der Nachschlagecharakter einer Enzyklopädie. Diese Werke zeichnen sich durch einen präsentistischen Duktus aus: die Objekte haben vorwiegend den Status von Fragmenten, die als gegenwärtig beschrieben werden. Dem steht eine weit weniger umfangreiche Literatur der interpretativen Artikel und Bücher gegenüber, ein minoritärer Diskurs, der historischen Erzählungen nahe kommt. Hier handelt es sich in der Regel um Texte, die aus einer auktorialen Perspektive berichten,[7] wobei eine imaginierte Vergangenheit im Mittelpunkt steht. Nur in wenigen Bereichen, die auf intensives Forschungsinteresse stoßen, ergibt sich eine Verdichtung der historischen Erzählungen, die zu Kontroversen und damit auch letztlich zu einem historischen Meta-Diskurs führen können. Dabei ist auffällig, wie stark dieser Bereich von anglophonen Werken geprägt ist. Der Grund ist, dass sowohl in den USA wie auch in Großbritannien Archive, die ich hier als sekundäre oder tertiäre bezeichnet habe, nicht als Ziel an sich, sondern nur als ein Mittel für einen darüber hinaus weisenden interpretativen Diskurs verstanden werden. Um von den Katalogen zur Interpretation zu gelangen, bedient man sich in der angloamerikanischen Archäologie explizit formulierter Theorien. Ein gutes Beispiel für das Resultat solcher Prozesse sind die Schriften zur Uruk-Zeit des 4. Jts. in Mesopotamien.[8]

Es mag den archäologischen Disziplinen zum Vorteil gereichen, dass sie die Einzelschritte der Wissensproduktion zwischen Quelle und historischem Narrativ ernster nehmen als die traditionelle Geschichtsschreibung. Komplex wird diese Situation in den archäologischen Epochen, die man gemeinhin als »historisch« bezeichnet, da hier historische und archäologische Archive in Kombination verarbeitet werden müssten.[9] Die disziplinäre Untugend der Aufteilung und Spezialisierung aber verhindert eine kreative Nutzung des Gesamtarchivs der Vergangenheit. So wird ArchäologInnen von philologischer Seite mangelndes Sprachverständnis, PhilologInnen von ArchäologInnen Unkenntnis archäologischer Methodik vorgeworfen. Die Kritik an derartigen exkludierenden Disziplinarmechanismen ist nicht neu. Schon Theodor Mommsen (1993 [1858], 164) meinte in seiner Akademie-Antrittsvorlesung in Berlin: »Die wissenschaftliche Entwickelung hat unter keinen Fesseln mehr gelitten als unter denen, in die sie

7 Zur Analyse derartiger Erzählformen s. Lämmert 1972; Stanzel 2001.

8 z. B. Wright/Johnson 1975; Pollock 1992; Algaze 1993; 2008; Nissen et al. 1993; Stein 1999; Bernbeck/Pollock 2002; Bernbeck 2009; Englund 2009. Nur am Rande sei angemerkt, dass die Beschäftigung mit Theorien, ursprünglich ebenfalls als Mittel zum Zwecke der Vergangenheitserhellung aufgekommen, sich im anglophonen Bereich zu einem Diskurs verselbständigt hat, der die Vergangenheit oft nur noch als ein Mittel zum Ziel der Theoretisierung ansieht (Bernbeck 2008, 396).

9 Dabei fällt auf, wie sehr der erwähnte angloamerikanische Diskurs an dieser Stelle versagt.

sich selber geschlagen hat durch die großenteils in den äußerlichen Verhältnissen des akademischen Unterrichts begründete Scheidung natürlich zusammengehörender Disziplinen«.

Die Dominanz eines katalogistischen Diskurses in der Archäologie und seine Zusammenhänge mit den wenigen narrativ ausgearbeiteten Bereichen hat spezifische Praktiken zur Folge, aber auch politische Konsequenzen. Eine davon ist die Entstehung von Wahrheitsbehauptungen, ein Vorgang, den ich in diesem Zusammenhang nicht näher untersuchen kann.[10] Hier geht es mir vielmehr darum, die Relation der zwei in der Archäologie vorwiegenden Diskursarten als Ausgangspunkt für einen von diesen beiden abweichenden Diskurstyp zu nehmen. Wie schon gesagt, herrscht die fälschliche Vorstellung vor, dass »Ausgrabungsdaten« ein objektives Sammelsurium an Dingen, Zeichnungen, Photos und Textfetzen sind, die der weiteren Interpretation harren.[11]

Dass Archive selbst immer schon Produkte machtpolitischer gegenwärtiger Umstände sind, haben postkoloniale Studien vielfach zeigen können – mit entsprechenden Konsequenzen zumindest für die Historiographie von Ländern wie Indien oder Indonesien (Stoler 2002; s. a. LaCapra 2004, 25). Archivierungsprozesse in der Archäologie werden sehr viel seltener auf solche Mechanismen hin untersucht. Manchmal geht es dabei um die Rolle der ProduzentInnen der Primärquellen (Gero 1996), seltener um die Dokumente, die zugelassen bzw. nicht zugelassen werden (Dural 2007). Die Mängel archäologischer Archive (etwa früher Ausgrabungspublikationen) werden meist als bedauerlich, jedoch nicht mehr zu ändern beiseite geschoben. Der Einfluss dieser Lücken auf die daraus entstehenden Narrative hingegen scheint keine weiteren Überlegungen wert zu sein. Dabei sind gerade die Selektionen, die wir in der Praxis der Ausgrabungen dauernd treffen, auch schon am implizit projizierten katalogistischen Diskurs orientiert. Immer größere Objektivität sowie die Erstellung der faktischen Grundlagen geben den Grundkonsens für zukünftig zu schreibende Vergangenheitserzählungen ab, vor denen in den deutschsprachigen Archäologien immer noch eine habituelle, tief verankerte Scheu zu bestehen scheint. Denn solche Narrative enthalten explizit fiktionale Elemente, die die ProduzentInnen der Kataloge auf jeden Fall vermeiden möchten. Man könnte ja eine als falsch widerlegbare Geschichte schreiben?

Fakt und Fiktion, Form und Inhalt

Eine Aufgabe ist es in diesem Zusammenhang zunächst, die Rolle der Fiktion in historischen Narrativen, auch denen der Archäologie, kurz zu erläutern. Dies geschieht am besten dadurch, dass man historisch-wissenschaftliche Erzählungen mit denen der Literatur vergleicht. Hayden Whites einflussreiche Überlegungen zu diesem Punkt (1973; 1987) haben unter HistorikerInnen sowohl lebhaften Zuspruch (Jenkins 1995; Munslow

10 Geradezu programmatisch für diese Tendenz ist der zweibändige Katalog der Ausstellung über Babylon des Berliner Pergamon Museums (Marzahn et al. 2008). Während der die archäologische und philologische Evidenz behandelnde Band mit *Babylon – Wahrheit* überschrieben ist, wird hiervon scharf der zweite Band mit dem Titel *Babylon – Mythos* getrennt.

11 Subjekt-bezogene Interpretation aber, wie auch aus manchen Diskussionsbeiträgen der Leipziger Konferenz hervorging, hat den Ruch des »Fiktiven« und sollte daher anscheinend vermieden werden (s. a. Eggert 2002).

1997, 140–162) als auch heftige Ablehnung hervorgerufen (Himmelfarb 1997; Elton 1991, 3–74). Für White ist Geschichte nicht in Fakten begründet, obwohl diese notwendig sind, sondern ein Konstrukt, das aus diesen mittels eines spezifischen *emplotment*s (»Verfabelung«) eine Geschichte kreiert, die gleichwertig neben anderen stehen kann. In der Historiographie wird damit der Interpretation bei White ganz eindeutig der Primat vor den »Daten« der Archive zugewiesen; historische Wahrheiten bleiben unerreichbar.[12]

Extrem an Empirie ausgerichtete katalogistische Texte der Archäologie dagegen sind wie Gerippe ohne Fleisch und Blut, trockene Gerüste, die Wissenschaftlichkeit und Wahrheit dadurch zu beanspruchen versuchen, dass sie das Erstellen von Relationen zwischen Fakten auf ein absolutes Minimum reduzieren. Verfabelung bleibt ein Tabu. Dies vergrößert den ohnehin schon klaffenden Spalt zwischen der fragmentarischen Natur der Primärquellen und dem synthetischen narrativen Diskurs: die Konstruktion der sekundären und tertiären Diskurse, die ja eine Brücke zur narrativen Seite schlagen können, bleibt ängstlich der Seite der materiellen Quellen verhaftet. Verfabelung wird als unprofessionell angesehen, wobei die Sozialisierung von Generationen von ArchäologiestudentInnen in Seminaren, in denen die Zusammenstellung von Quellen in immer neuen Konstellationen als wichtigste berufliche Fähigkeit eingeübt wird, die längerfristige Reproduktion dieses *status quo* absichert. Natürlich ist sich manche/r bewusst, dass die Beschränkung auf Beschreiben, Tabellieren und Abbilden im Namen der Wissenschaftlichkeit einer Entwissenschaftlichung gleichkommt. Disziplinäre Selbstzensur dominiert.

Am anderen Extrem des Kontinuums Fakt – Fiktion stehen literarische Erzählmodi wie die *science fiction*, die trotz der »Wissenschaft« als Begriffselement sich eine Realität weitestgehend erfindet, unter anderem dadurch, dass sie in die Zukunft verlegt wird (Heissenberger 2008). Dazwischen liegt der Kontinent, der auch in der Historiographie durch die künstliche Trennung von akademisch sanktionierten Geschichtserzählungen und literarischen Genres auseinandergerissen wurde. Geschichte und Archäologie beanspruchen dabei, vergangene Wirklichkeit in einem »tatsächlichen« Sinne wiederzugeben, während Literatur, wenn sie sich mit der Vergangenheit beschäftigt, vor allem in Form historischer Romane, für akademische Erkenntnis weitgehend wertlos sein soll, auch wenn nicht alle Kommentatoren diesem disziplinären Dogma folgen mögen (Barthes 1968; de Certeau 1986, 199 ff.; Süssmann 2000).

Wenn also die Trennung von Katalogismus und Narrativität in der Archäologie intern als Grenze von Faktizität und Fiktion erscheint, so wird im Außenbild der Vergangenheitswissenschaften dieselbe Trennung anhand der Teilung in Wissenschaft und Literatur vorgenommen. Diese Kategorisierungen sind jedoch bei näherer Betrachtung fließend. Auch in Grabungspublikationen sind die Zusammenstellungen, die Pläne, die kargen Texte zueinander so in Bezug gesetzt, dass ein bestimmter Sinn vor anderen favorisiert wird – und damit werden ganz spezifische Erzählungen vorgeformt, andere marginalisiert. Warum zum Beispiel wird Architektur bei großen Grabungspublikationen in der Regel *vor* den mobilen Funden abgehandelt? Kann man die Begründung

12 Wulf Kansteiner (1994) zeigt, dass die historische Erforschung der Nazi-Zeit nicht *a priori* wegen der Gefahr, revisionistischen Erzählungen Raum zu verschaffen, der narrativistisch argumentierenden Relativierung des Wahrheitsstrebens Einhalt gebietet.

der Hauptrolle des Kontexts unwidersprochen akzeptieren, oder wird in solchen Anordnungen nicht schon den raumgestalterischen Kräften der Vergangenheit ein Primat eingeräumt? Ist daraus nicht ein Fokus auf Fundvergesellschaftungen in Innenräumen entstanden? Sowie seine Negation, die sehr häufig anzutreffende Vernachlässigung der Außenräume, die zu diskursiven Zwischenräumen werden?

Wie Joyce und Preucel (2002) überzeugend darstellen, führen wir sogar schon während der Ausgrabung einen stark kontextualisierten Diskurs mit narrativen Merkmalen. Warum wird dann soviel Gewicht darauf gelegt, dass nichts erfunden werden darf? Dass auch das Aufzeigen von Verbindungen nicht in die Grabungsdokumentation gehört? Warum sollten die Dinge selbst einen größeren Stellenwert einnehmen – von der Selbstverständlichkeit räumlicher Relationen einmal abgesehen – als die Verhältnisse unter ihnen?[13] Die Gegenüberstellungen und Aneinanderreihungen, die Ordnungen der Dinge in den Sekundär- und Tertiärarchiven der Archäologie sind selbst schon ein machtvoller Diskurs, sogar derjenige, der alle anderen möglichen Diskurse vorschreibt, indem er bestimmte Beobachtungen marginalisiert, manche sogar ganz zum Schweigen bringt.

»Purification« und Hybridisierung

Man kann hier mit Latour eine moderne *Purification* kritisieren, die einen scharfen Schnitt macht zwischen Fakt und Fiktion, jedoch auf einem anderen Niveau als Latours auf Naturwissenschaften bezogene Unterscheidung. Er meint, dass »après avoir essayé pendant trois cents ans le programme de purification/conjonction des modernes, nous demandons seulement le droit d'explorer si, par hasard, une autre approche ne permettrait pas de coller davantage aux données en modifiant l'idée du social, des objets, et du grand partage entre cultures anciennes et modernes« (Latour 1995, 34; s. a. Latour 1997). *Purification* (ungeschickt als »Reinigung« im Deutschen übersetzt) bezeichnet die imaginierte Trennung zwischen ereignishaft-historisch-sozialer Kontingenz und abstrakt-geschichtsloser »wissenschaftlicher« Regelhaftigkeit, die sich in Gesetze und Formeln fassen lässt. Das Labor wird dabei nach Latour konstruiert als ahistorischer Raum *par excellence*, ein Raum, in dem alltägliche Praktiken zwar durchaus historisch sind, wo aber eine so starke Ideologie der entrückten Wissenschaftlichkeit vorherrscht, dass auch die Praktiken der Menschen selbst als außerhalb von Raum und Zeit wahrgenommen werden. Die Annahme einer solchen scharfen Trennung in Leben und Labor hält aber nicht nur die Laborinsassen gefesselt, sondern auch das große Publikum, das die aseptische Wissensherstellung deshalb für Wahrheitsproduktion hält, weil sie in einer vermeintlich ahistorischen Versuchskammer vor sich geht und daher universal gültige Ergebnisse erzeugt, die man dann mit »Wahrheit« gleichsetzen kann. Geschichte ist das Unreine.

Doch auch die Geschichte selbst wurde einer *Purification* unterzogen, der Unterscheidung von Historie und Fiktion. Hier besteht der ideologische Trennungsmechanismus nicht aus einer Enthistorisierung, sondern aus der Objektivierung. Auch hier

13 In der Historiographie haben, parallel zum archäologischen Dogma, die schriftlichen Quellen ein »Vetorecht« (Kosselleck 1979, 106).

geht es letztlich darum, durch Unterscheidungskritierien »Wahrheit« zu erzeugen. Von der Sprachstruktur und -form her sind sich ein Geschichtswerk wie Golo Manns literarisch ausgearbeiteter *Wallenstein* (1971) und Alfred Döblins gleichnamiger Roman (2003 [1920]) nicht unähnlich.[14] Dennoch soll klar zwischen beiden unterschieden werden. Um dies zu erreichen, wird dem Publikum, ob akademisch oder nicht, eine innere Einstellung beim Lesen von Büchern bzw. dem Sehen von Filmen vorgeschrieben. Handelt es sich um ein »Sachbuch« oder eine wissenschaftliche Abhandlung, so wird dem Subjekt eine Grundhaltung unterstellt, die die Darstellung als Realität anzusehen hat. Kritik, wenn überhaupt, ist höchstens im Bereich des Faktischen anzusiedeln. Das gilt auch für den Dokumentarfilm. Auf der anderen Seite wird genau demselben Publikum unterstellt, sich bei fiktiven Repräsentationsformen, d. h. bei Literatur, gerade auch bei realistischer, in einen vorübergehenden Zustand der Suspension von der Realität zu versetzen, in ein komplexes »als ob«, das dann die Empathie mit erfundenen Gestalten ermöglicht, durch die RezipientInnen aus ihrer Realität in eine andere hineintreten. Weder Form noch Inhalt unterscheiden also die historische Erzählung vom historischen Roman, sondern primär die *unterschobene Einstellung der RezipientInnen*.

Hybride Erzählformen

Längst ist die fundamentale Trennung in Genres mitsamt zugehöriger unterstellter mentaler Grundhaltungen in Auflösung geraten. Doku-Soap, Reality-TV und Reality-Soap im Film (Schadt 2002, 34), Infotainment und Edutainment in Ausstellungen und Bücher wie »Sofies Welt« (Gaarder 1994) stellen Mischformen dar. Der Ursprung solcher Erzählformen liegt im 19. Jh., als Schriftsteller wie Walter Scott, aber auch Historiker und Archäologen phantasievolle und einflussreiche Werke schufen. Der Archäologie nahe stehend ist etwa Felix Dahns deutschnationaler Roman »Kampf um Rom« (Dahn 2009 [1876]) oder Ebers' »Ägyptische Königstochter« (s. Aust 1994, 30). Heutzutage steigt das Interesse an Erzählformen in der Archäologie auch deswegen, weil wir uns anscheinend mit den meisten anderen Geisteswissenschaften in einer Legitimationskrise befinden (Rieckhoff 2007), die meines Erachtens vor allem in mangelnder Profiterwirtschaftung begründet ist. Wenden wir uns den Repräsentationsformen zu, so ergibt ein grober Überblick heute drei Haupt-Typen historisch-archäologischer Mischformen von Fakt und Fiktion.

Da sind einerseits die Romane, die Wissen um die Vergangenheit eher als ein Gerippe benutzen, um darin gegenwärtige Probleme einzukleiden. Die historische Verkleidung als Entfremdungseffekt finden wir in anspruchsvoller Literatur des 20. Jhs. wie etwa Stefan Heyms *König David Bericht*, Thomas Manns Josephsroman, oder auch in der schillernden Figur des Josephus Flavius im *Jüdischen Krieg* von Lion Feuchtwanger (Bernbeck 2005). Zahllos sind heutzutage in jedem Bahnhofsbuchladen aber auch die

14 Ein auffallender Unterschied des Inhalts liegt eher im Konzept Manns, Wallenstein als Figur mit in sich kohärenter Subjektivität und psychischer Verfassung in den Mittelpunkt zu stellen, während Döblin viel stärker am Umfeld interessiert ist. Man würde vielleicht im Bereich historischer Erzählung eher den Ansatz des Schriftstellers Döblin, in der Fiktion dagegen den des Historikers Mann erwarten (s. a. zum Vergleich der beiden Werke Lämmert 1990, 11–12).

meist ins Mittelalter gesetzten Billigromane von schriftstellernden Warenproduzenten, in denen klischeehafte Figuren in einen Standard-Plot eingesetzt werden und die historischen Einzelheiten nicht mehr und nicht weniger sind als eine billige Staffage. Der Entfremdungseffekt dient im einen Falle eher der Reflexion über die eigene Situation, im anderen schlicht der Unterhaltung.

Ein zweiter Erzähltyp sind die Darstellungen, die großen Wert auf Einzelheiten und historische »Authentizität« legen. Filme wie *Gladiator* (Landau et al. 2000)[15] gehören dazu ebenso wie Aktivitäten von Reenactment-Vereinen (Rau o. J.). Im Bereich des Erzählens finden wir die oft gestelzten Versuche von ArchäologInnen und HistorikerInnen, die sich an fiktivem Schreiben versuchen und dabei Figuren in geschichtliche Rahmenhandlungen einpassen oder pressen, dabei aber nicht ganz aus der Professionalität herauskönnen oder – wollen. Trotz ihrer Kurzweiligkeit gehören auch manche von Ecos Werken hierzu (z. B. *Die Insel des vorigen Tages* [1995]). In solchen manchmal belehrenden Romanen werden oft ein großer Fußnotenapparat und Bibliographien verwandt, was ihnen zur Bezeichnung »Professorenroman« verhalf (Aust 1994, 33).

Wenn Archäologie heute dem zahlenden Publikum aufgrund des vorherrschenden katalogistischen Diskurses nicht so sehr als gelebte Vergangenheit nahe gebracht werden kann, verlegen sich die medialen ProduzentInnen auf die Beschreibung der Person »Archäologe« selber (Praetzellis 2003), wobei sie sich zumeist auf Männer beschränken. Auch Sachbücher der Archäologie werden manchmal in einem unterhaltsam-autobiographischen Stil gehalten, der auch Elemente des Abenteuer-Romans aufnehmen kann (z. B. Schmidt 2006). So wird aus manchen Berufsvertretern vor allem in Film und Zeitschriftenartikeln ein Abklatsch von Indiana Jones. Doch ist es notwendig, sich dem Trend zu unterwerfen, der Archäologie als Popkultur und Infotainment feiert? Ist Cornelius Holtorfs Perspektive (2007) der willigen, expliziten Bejahung der kapitalistischen Formeln und Formen, mittels derer archäologische Vergangenheit in Ware verwandelt und verramscht wird, die Rettung des Fachs vor der Irrelevanz? Die Transformation zur Kulturindustrie, in England ja auch im Museumswesen praktiziert, als explizite Überlebensstrategie? Ist Vermarktung um jeden Preis angesagt, nicht trotz sondern wegen der großen Krise des Kapitalismus?

Ich plädiere für eine weniger opportunistische Lösung des Darstellungsproblems der Altertumswissenschaften. Statt uns selbst zu »Brodgelehrten« zu degradieren, wie schon Schiller (2006 [1789]) diejenigen nannte, die aus Reputations- und finanziellen Gründen jeden Kompromiss mit den herrschenden Zuständen einzugehen bereit sind, sollten wir vielmehr Erzählformen finden, die den Inhalten entsprechen, die wir tatsächlich bereitzustellen in der Lage sind, die sich aber trotzdem nicht auf blinde Beschreibung und damit die Fiktion der Faktizität beschränken. Unsere Erzählformen sollten so gewählt werden, dass sie inhaltlich mit den Spezifika archäologischen Wissens übereinstimmen und gleichzeitig eine Form finden, die nicht völlig anachronistisch ist. Eine solche Form wird dann auch in der Lage sein, politisch-kritische Ziele zu verfolgen.

15 Die Versuchung, solche Filme als grob verfälschend zu entlarven, scheint für FachwissenschaftlerInnen groß zu sein (z. B. Ward 2001).

Charakteristika archäologischer Wissensproduktion

Wollen wir eine Erzählform finden, die den Partikularitäten archäologischer Wissensproduktion angemessen ist, so müssten zunächst die formalen Elemente bedacht werden, unter denen mindestens vier eine zentrale Rolle spielen:

1. Kenntnisse vergangener materieller Kultur sind in der Regel fragmentarisch. Wir haben Reste in der Hand, wissen aber nicht einmal, wie groß das Ganze war, von dem uns Zerscherbeltes überliefert ist. Einerseits wird oft vergessen, dass das Grundcharakteristikum archäologisch-materieller Kultur ihre Lückenhaftigkeit ist, andererseits dient das unterschwellig vorhandene Bewusstsein solcher Unzulänglichkeit als Grund dafür, beim Beschreiben stehen zu bleiben.
2. Individuelle Charaktere sind uns in der Regel gänzlich unbekannt, selbst bei Jahrhundertfunden wie »Ötzi« (Spindler 1993), Tut-anch-Amun oder den Gräbern aus Qatna in Syrien (Maqdissi et al. 2009). Dies scheint der größte Nachteil für interessante Erzählungen zu sein, denn es sind gerade die Komplexität, die Interessen und Motivationen, das Leiden, die Zwiespälte und Hoffnungen von Individuen, die beim Publikum zu Identifizierungsprozessen führen und es erst ermöglichen, sich erfolgreich in eine fremde Welt hineinzuversetzen.[16] Ebenso entgleiten uns daher die aus solchen Aspekten konstruierbaren intersubjektiven Verhältnisse, die in der Lage sind, Spannung in eine Geschichte zu bringen. Dies wird manchmal positiv gewendet als die Chance, eine distanzierte Überblicksgeschichte zu schreiben (Eggert 2002, 126–127).
3. Ebensowenig haben wir Zugang zu Namen beteiligter Personen, da uns Sprache und prosopographische Angaben oft vollkommen fehlen. Wer will schon behaupten, auch nur kleine Andeutungen über mögliche Namen von Personen oder Orten zur Bandkeramik-Zeit machen zu können? Auch in historischen Epochen ist uns oftmals nur ein kleiner Ausschnitt der Bevölkerung über schriftliche Zeugnisse namentlich bekannt. Namenserfindung verbietet sich schon aus politischen Gründen, da sich ethnohistorische und damit nationalistische Konsequenzen ergeben können, die dem Chauvinismus Vorschub leisten. Man stelle sich nur vor, eine Erzählung über die Frühphasen der Indus-Kultur enthielte dem Dravidischen entlehnte Personennamen, die einen Anspruch Indiens auf pakistanisches Gebiet mitrechtfertigen könnten; umgekehrt wären nicht-dravidische Namen ebenso problematisch als eine Interpretation, die diesen potentiell möglichen Hintergrund ausschlösse. Insgesamt fehlen uns damit die wichtigsten Elemente, die eine spannende Erzählung ausmachen könnten. »The Indian behind the artifact« ist der für Nichtfachleute am meisten interessierende, jedoch fast ganz unerschließbare Part archäologischen Erzählens.
4. In scharfem Kontrast zu all dem, zur fehlenden Innenzeichnung von Personen, dem Unwissen über zwischenmenschliche Relationen und Namen, der primordialen Lückenhaftigkeit steht die ganze Wucht des Detailwissens über die gefundenen

16 Interessant ist der Versuch der Qatna-Ausstellung in Stuttgart, die Sachlichkeit der Archäologie mit der Imagination der Literatur insofern zu verknüpfen, als dort mit dem Ausstellungskatalog gleichzeitig auch ein historischer Roman über den Ort angeboten wurde (Courant 2009). Berücksichtigt man, dass dieses Buch wohl mit einer Deadline geschrieben wurde, dann kann in solchen Fällen die literarische Qualität kaum über die eines mechanistischen Auftragswerks hinausgehen.

Bruchstücke. In der Archäologie spielen Konsistenzen, Farben, Substanzen, Scharten und Brüche bei der Auseinandersetzung mit Material eine eminent wichtige Rolle (s. Ingold 2008). Man denke nur an Munsell Color Charts oder die Beschreibung von Abschürfungen lithischer Gegenstände, steingerechte Pläne und deren Beschreibungen. All dies führt zu Diskursen über die materielle Welt, deren Detailversessenheit, wäre die Sprache nicht so trocken, etwas Rauschhaftes an sich hat.

Subjektloses Erzählen und der *nouveau roman*

Wenn Archäologie die Wissenschaft der Lücken ist, dann wären tatsächlich dichte historische Erzählungen, die *thick descriptions* eines Clifford Geertz, eine unangebrachte Darstellungsform. Narrativität im traditionellen Sinne mit dem aristotelischen »Anfang – Mitte – Ende« Schema, mit Höhepunkt und Spannungsbögen, wäre der Archäologie unangemessen. Dennoch können wir uns nicht mit dem katalogistischen Diskurs zufrieden geben, der getrieben wird von einer Begierde nach Vollkommenheit, einer Sehnsucht danach, die Lückenhaftigkeit der Vergangenheitskenntnisse durch möglichst ausschweifende, multimediale Repräsentationen von Materialität verschwinden zu lassen. Das Streben nach dem Realen (im Sinne Lacans) reproduziert den primordialen Mangel der archäologischen Zeugnisse aber nur – diesmal auf der Ebene des Symbolischen. Das Problem ist nicht die Lückenhaftigkeit selbst, sondern das Streben, davon wegzukommen. Wir sollten stattdessen die Welt der Lücken gestalten, einen Diskurs finden, der den konstatierten Zustand als konstruktiven Ausgangspunkt nimmt.[17] Dafür schlage ich vor, sich etwas eingehender mit einer Gruppe von französischen SchriftstellerInnen um Alain Robbe-Grillet zu beschäftigen, zu denen u. a. Nathalie Sarraute und Michel Butor gehören. Die meisten Romane dieser Richtung stammen aus den 1950er bis 1970er Jahren. Die propagierte Erzählform des *nouveau roman* scheint mir den gerade aufgelisteten Charakteristika archäologischen Wissens wie auf den Leib geschneidert. Als wichtigste Kriterien des *nouveau roman* kann man die folgenden auflisten:

1. Wir erfassen in unserem Leben nur Bruchstücke der Realität. Robbe-Grillet beschrieb einmal die französische Literaturgeschichte seit Balzac als einen Prozess der Ablösung von einem krampfhaften bürgerlichen Realismus, der sich in Details ergeht und einen »Held« als imaginierte Zentralfigur benötigt. Robbe-Grillet (1989, 45) meint dazu: »In jeder modernen Auffassung der Materie jedoch wird die Substanz selbst zum größten Teil von dem gebildet, was fehlt«. Schon in Flauberts *Madame Bovary* seien eher Lücken im Text als das Erzählte wichtig. Heutzutage spricht man im anglophonen Sprachraum gerne von »intersection«, »weaving of discourses« usw., gerade auch in feministischen Schriften. Die Etymologie des Wortes »Text« zeigt ja auch Gewebe an. Dann wäre jedoch die richtige Metapher für archäologische Darstellungen nicht der dichte Teppich, sondern wohl eher Geklöppel (Bernbeck 2007). Robbe-Grillet (1989, 11) führt in seiner Diskussion über Flauberts *Madame Bovary* die Beschreibung eines gestickten Etuis als Paradigma der gestalteten Lücke an.

17 Die »gestaltete Lücke« als treffender Begriff entstammt einem Diskussionsbeitrag aus dem Publikum während der Leipziger Tagung »Der Archäologe als Erzähler«. Leider kann ich mich nicht erinnern, wer auf diese Möglichkeit hinwies.

2. Erzählhandlungen sind als linearer Ablauf mit Plotstruktur so konventionell geworden, dass sie nicht mehr als Erzählform dienen können (Morrissette 1963, 20; Barthes 1968). Genauso wie die Musik Schoenbergs sich versteht als Ausdruck der Unmöglichkeit, in der Moderne ein geschlossenes, vollendetes Werk zu schreiben, genauso muss das Schreiben sich vom Hang zum Ganzen und der Harmonie der Darstellung verabschieden. Zusammenhängende Handlungsstränge sind gerade auch in einer Nach-Auschwitz-Welt unmöglich geworden.[18] Wenn aber Geschichten in ihrer grundsätzlichen Bedeutung als kohärente Handlungsabläufe untragbar geworden sind, hat dies Konsequenzen für das Erzählen selbst, nicht nur für seinen Inhalt. Zeit-Raum-Konstanten sind im *nouveau roman* soweit aufgelöst, dass LeserInnen selbst in doppelter Weise an der Rekonstruktion von Sinn arbeiten müssen, auf der Suche nach dimensionaler Orientierung eines »Wann« und »Wo«, sowie nach dem »Was« der Geschichte. Die Pointe dabei ist, dass die Erzählstruktur die Suche niemals erfolgreich enden lassen kann.[19]
3. Dinge widerstehen dem menschlichen Bedürfnis des »Be-deutens«, sie sind einfach »da«. Sie bürden sich den Menschen so auf, wie sie sind. Unfähig, dies zu erkennen, nehmen wir ihre Oberfläche wahr und behaupten absurderweise einen Sinn. Die ubiquitäre Symbolproduktion menschlicher Gesellschaften ist demnach getrieben von einem fundamentalen Begehren nach Bedeutung. In traditionellem Schreiben werden daher Adjektive und Metaphern benutzt, um einen Gemütszustand von Menschen gegenüber der Objektwelt anzuzeigen. Dies kann ganz konventionell sein (etwa in »majestätische Berge«), aber auch eher absurd (zum Beispiel als »flatterhafte Berge«). Die grundsätzliche Sinn-Losigkeit und damit auch »Bedeutungs«-Losigkeit der materiellen Welt wird in solchen Fällen nicht thematisiert, spielt aber zumindest für Robbe-Grillet eine zentrale Rolle im *nouveau roman*. Beschreibung muss daher genügen, und zwar Beschreibung, die den Dingen ihren durch Kulturtechniken *a priori* schon zugeschriebenen Sinn sogar aktiv wegnimmt. Daher sollten Beschreibungen präzise sein, bis in technische Einzelheiten. Roland Barthes (1963, 10) äußert sich zu diesem Effekt so: »C'est … tout comme regarder une reproduction photographique de très près, c'est sans doute en percer le secret typographique, mais c'est aussi ne plus rien comprendre à l'objet qu'elle représente«. Der kalt analysierende Blick wird zu Hilfe genommen, da er sinnzerstörend zu wirken scheint. Kritiker haben die daraus entstandene Literatur als »chosiste« bezeichnet, als eine Ideologie der Dinge. Der *nouveau roman* bleibt absichtlich auf die Oberflächenhaftigkeit der Welt fixiert, und weist das Hintergründige, die Suche nach dem zwar sprichwörtli-

18 Zeltner (1966, 123–124) und Sontag (1968) versuchen mit wenig überzeugenden Argumenten, den *nouveau roman* hauptsächlich als Gegenbewegung zur von Sartre theoretisierten *littérature engagée* der Nachkriegszeit zu konstruieren, statt als generelle Unzufriedenheit mit einer Form, die die Interessen der Bourgeoisie repräsentiert (Barthes 1968à; Leenhardt 1973).

19 Heutzutage ist die Auflösung des linearen Zeitablaufs recht einfach zu begründen. Selbst im Film, einem stark auf Vorher-Jetzt-Nachher zugeschnittenen Medium, wird die politische Dimension der gemessenen, linearen Zeit kritisiert. »Der Chronometer suggeriert Zähmung und Verfügbarkeit der Zeit und decouvriert zugleich mit jedem Blick, den wir auf seine Ziffern werfen, das Spiel, das wir mit uns und gegen uns selbst spielen, wie auch die Symbolik, auf die wir uns eingelassen haben« (Kreimeier 2004, 18).

chen, gerade deswegen aber konventionellen »tieferen Sinn« als bürgerlich zurück.[20] Selbst im Rahmen der Beschreibungen wird auf Sachlichkeit in Form quantitativer Angaben statt subjektiver Größenbestimmungen Wert gelegt. Das »geometrische Vokabular« (Morrissette 1963, 69) zeigt sich etwa in der simplen Beschreibung eines Tomatenstückchens mitten im Kriminalroman *Ein Tag Zuviel* (Robbe-Grillet 1963a, 112):

> »Ein wahrhaft makelloses Tomatenviertel, das maschinell aus einer Frucht von vollkommener Symmetrie herausgeschnitten ist. Das äußere Fruchtfleisch, fest und einheitlich, von einem schönen, fast künstlich wirkenden Rot, liegt in einer gleichmäßig dicken Schicht zwischen der glänzenden Schale und dem Kämmerchen mit den gelben Kernen. Diese sind gut verteilt in eine dünne grünliche Gallertmasse eingebettet, die sie in einer Ausbuchtung der Mittelachse festhält. Die Mittelachse selbst, leicht körnig, in einem zarten Rosa, schickt von der inneren Schnittstelle ein Bündel weißer Adern aus, deren eine sich – auf eine etwas ungewisse Art – bis zu den Kernen hin verlängert. Ganz oben hat sich ein kleiner, kaum sichtbarer Unfall ereignet: eine Ecke der Haut hat sich in einer Breite von etwa ein oder zwei Millimetern vom Fruchtfleisch gelöst und unmerklich gehoben«.

Diese Beschreibung abstrahiert von vielen möglichen Bedeutungen des Objekts als Nahrung, Farbsymbol oder Jahreszeitanzeiger. Die emotionale Reaktion der Kritiker gegen diese Poetik reichte vom Vorwurf der Banalität (Boisdeffre 1967) bis zur Aufforderung, die Bücher zu verbrennen (s. Lindwedel 2005, 38 Anm. 5).

4. Wenn Handlung, Plot und Objektbedeutungen fehlen, wie steht es dann um die Personen, die solche Geschichten bevölkern? Auch hier fällt die Kargheit der Angaben auf. Personen bleiben oft vage, und entsprechend verschwinden auch ErzählerInnen hinter einer Weltsicht, die am besten als »Kamerablick« umschrieben werden kann.[21] Dies setzt Robbe-Grillet (1963b, 118) so von traditionellen Erzählweisen ab:

> »Quel est ce narrateur omniscient, omniprésent, qui se place partout en même temps, qui voit en même temps l'endroit et l'envers des choses, qui suit en même temps les mouvements du visage et ceux de la conscience, qui connait à la fois le présent, le passé et l'avenir de toute aventure? Ça ne peut être qu'un Dieu«.

Die Grenzen der Erkenntnis stimmen überein mit den Grenzen des Gesichtsfeldes. Hierin steht der *nouveau roman* in scharfem Gegensatz zu Sartres Idee der Literatur als direkt politischer, die Empathie und Übersicht verlangt und tief moralisch geprägt ist (Barthes 1968, 60–78). Heutzutage ist Authentizität nicht mehr durch einen »Helden« konstruierbar, sondern einzig durch die Sachlichkeit der an Maschinen angepassten

20 Damit nimmt Robbe-Grillet hier den Hauptgedanken Jean Baudrillards (1972) vorweg, der bekanntlich die Postmoderne als einen Zustand analysierte, in dem die Welt der Zeichen gänzlich von der ihrer Referenten abgelöst ist.

21 Nicht umsonst hat sich Robbe-Grillet nach seinen Frühwerken dem Film zugewandt, etwa in dem als »erster Film der Postmoderne« bezeichneten *L'année dernière à Marienbad* (Aleman-Galway 2002, zitiert in von Keitz 2004, 154).

menschlichen Wahrnehmung.[22] Visuelle Eindrücke mutieren zu einem photographischen Blick mit scharfen Rändern, das Hören seziert Geräusche wie ein Tonbandgerät und vergleicht sie miteinander. Das Subjekt als Einheit, die Basis für die Idee des Lebens in bürgerlicher Freiheit, ist verschwunden und wird höchstens noch künstlich am Leben gehalten, eben durch anachronistische Handlungen wie das Schreiben und Lesen bürgerlicher Romane (Leenhardt 1973, 32–36).

Archäologie, Subjekt und Erzählung

Im Überblick mag es so erscheinen, als ob der *nouveau roman* die schlechtesten Elemente archäologischen Schreibens als seine eigenen reklamiert: keine Handlung, entpersönlicht, Wahrnehmung auf maschinelle Dokumentation reduzierend, lückenhaft, und besessen von der Erfassung materieller Details. Soweit stimmt die Parallele, sie endet jedoch, wo ein Schriftsteller wie Robbe-Grillet mit dem Mittel solcher Romane eine ganz andere Seite zeigt, mit der sich Bruce Morrissette (1963) intensiv beschäftigt hat. Ich nehme hier *La Jalousie* (Robbe-Grillet 1957) als eines der besten Beispiele für diesen zweiten Aspekt des *nouveau roman*. *La Jalousie* beschreibt vielleicht zwei Tage (linear messbare Zeit ist nicht richtig greifbar und auch unwichtig für diesen Roman) im Leben eines offensichtlich von Eifersucht besessenen kolonialistischen Pflanzers, dessen Frau mit einem Bekannten in die nächste Stadt gefahren ist, um Besorgungen zu machen. Der Erzähler taucht nie als »ich« auf, niemand richtet das Wort an ihn, sondern er ist ein wachsam wahrnehmendes Kamera-Auge, das die kleinsten Veränderungen, Gesten, Verschiebungen von Objekten scharf registriert, ohne dass jedoch diese Beobachtungen jemals explizit mit einem Sinn, mit Ängsten und Hoffnungen aufgeladen werden. Der emotionale Zustand des Gatten-Erzählers kommt nie explizit zur Sprache, sondern er muss lesend rekonstruiert werden.

Robbe-Grillet selbst (1989, 43–44) schreibt über diese Nicht-Figur: »Die Gesamtheit des Textes, die ganze Erzählung wird von diesem zentralen Loch generiert, welches der abwesende Gatte ist… Die Abwesenheit wird die Spannung des Buches ausmachen, in dem eigentlich nichts passiert, außer den Beziehungen, die dieses leere Bewusstsein mit einer Welt unterhält, die zu sehr ausgefüllt ist«. Auch die wenigen anderen Personen des Romans werden ganz schwach charakterisiert – die Frau wird nur mit »A.« benannt, die dritte Person hat den Namen »Franck«, ohne Angabe eines Familiennamens. Direkte Rede erscheint nur in der Form indirekter Wiedergabe. Dennoch fängt der Roman LeserInnen ein, wenn auch ganz anders als die traditionellen Romane. Denn wer sich auf den Text einlässt, kann gar nicht anders, als nach der Erzählerposition zu suchen, um sie sich zu eigen zu machen. Da es sich allerdings nicht um ein bürgerlich-autonomes Subjekt mit klarer Vorgeschichte und »storyline« handelt, ist diese Suche weitgehend erfolglos und führt zu Reflexionen über die Natur des Gelesenen. Die Suche nach traditionellem Sinn wird *ad absurdum* geführt.[23]

---

22 Günter Anders (1980) beschreibt dieses Verhältnis zur Welt pessimistisch als die »Antiquiertheit« des Menschen und sieht die technisierte Gegenwart ebenso kritisch wie Sartre.

23 Bei Diskussionen im Rahmen der Leipziger Tagung kam zur Sprache, ob gut erzählte Romane, auch historische, nicht das Ziel der Entspannung haben sollten. Meines Erachtens macht man es

In welchem Zustand sich der Erzähler befindet, können wir höchstens aus solchen Dingen schließen wie der wiederholten Beschreibung eines zerklatschten Tausendfüßlers, von dem wir erahnen können, dass er von Franck, dem Bekannten des Plantagisten, getötet worden war. Die Spuren werden immer wieder in neuen Varianten beschrieben, wobei verwirrt, dass das Tier manchmal als klein, dann als riesig, mal als ein vollständiger Abdruck mit Erhalt körperlicher Einzelheiten, dann wieder als unförmiger Fleck beschrieben wird. Ebenso verfährt der Autor mit anderen Elementen seines Romans, etwa dem Geräusch von Insekten, die abends rund um eine Lampe fliegen, oder der Hand der Frau, die eine Serviette bei Tisch umkrampft hält. Bis in kleine Details, mehrmals mit identischen Halbsätzen, aber doch immer wieder abweichend beschrieben, müssen sich LeserInnen mit diesem Text auseinandersetzen, um sich nicht in ihm zu verlieren. Diese verwirrende Textstruktur selbst schon versucht, die hyperaufmerksame Mentalität des krankhaft Eifersüchtigen heraufzubeschwören, die dieser Roman zum Thema hat. Damit aber finden wir doch noch einen Sinn in dem Roman, allerdings einen, der sich von Dingen, Personen und dramatischen Abläufen autonomer Subjekte vollkommen abgelöst hat.

Es ist nicht so, dass Robbe-Grillet damit die Subjektivität der Bourgeoisie auf einer Metaebene als enthistorisierte Zustandsbeschreibung rehabilitiert. Denn der hier zutage tretende Zustand des Erzählers ist bestenfalls eine von vielen möglichen Subjektpositionen (s. dazu Laclau/Mouffe 1985, 109). Es geht nicht um ein in seiner Herkunft, Erfahrungen, Bestrebungen und Hoffnungen komplexes Subjekt, dessen innere Konstitution handlungserklärend wirkt. Vielmehr interessiert einzig und allein der Aspekt der Eifersucht, aus dem heraus die Welt unzusammenhängend erscheint, gerade deswegen aber beschreibbar in realistischen Einzelheiten.

Dieser Erzählstil ist insofern für ArchäologInnen relevant, als wir eingestehen müssen, dass uns die Subjektivitäten und inneren Belange alter Kulturen weitestgehend fremd sind. Schließlich ist die Vergangenheit eine Alterität, die unseren Empathie-Kapazitäten widersteht. Wenn ich diesen Essay mit einer Kritik am katalogistischen Diskurs und den wegweisenden Versuchen feministischer Archäologie begonnen habe, so führen die hier geäußerten Überlegungen zum archäologischen Erzählen letztlich in eine andere Richtung.

Erstens sind traditionelle Erzählungen mit Subjekten cartesianischen Zuschnitts weder für die heutige Postmoderne angemessen, noch können sie als universales Konstrukt außerhalb der letzten 100 Jahre globaler Entwicklung dienen. Statt solcher starken Subjekte wie des »Helden« oder des omniszienten Erzählers bleiben uns nur literarische Scherben, Subjektpositionen als »Bausteine des Erzählens«. Narrative Neuschöpfungen in der Archäologie sollten kohärente bürgerliche Subjektivität soweit als möglich vermeiden. Dies gilt auch aus einem zweiten Grund, der Belebung der Vergangenheit mit konkreten Subjekten, dem Heraufbeschwören anschaulicher Gesichter statt des Verbleibens im Nebel von »faceless blobs«. Ich halte solche Versuche, archäologische Diskurse mit Leben zu erfüllen, für unangebracht, weil diese Kolonisierung

---

sich zu einfach mit einem Begriff des Ästhetischen, der als Widerlager zu »Arbeit« verstanden wird. Die Flucht aus dem Alltag ins Imaginär-Angenehme, der Urlaub von Bewusstsein und kritischem Geist, verweist eher auf eine Entertainment-Idee, an der schon Horkheimer und Adorno (1990, 128–176) unter dem Begriff der Kulturindustrie heftige Kritik geübt haben.

gleichzeitig eine kolonialistische Attitüde in diachronem Gewand ist, nichts weniger oder mehr als die Unterjochung vergangener Subjekte unter heutige Interessen. Auch bezüglich dieses Problems liefert die Form des *nouveau roman* eine ganz andersartige Lösung, nämlich so zu erzählen, dass das Subjekt weder als eine in sich geschlossene Einheit erscheint noch in seinen Erfahrungen und Motivationen allzu sichtbar wird. Vielmehr genügt es, eine historische Erzählung in den Rahmen einer (immer als provisorisch zu verstehenden) Subjektposition zu stellen.

Heißt dies aber, dass wir an unserem archäologischen Erzählstil, der trocken und unnahbar ist, dass wir an diesem Deskriptionsfetischismus gar nichts ändern müssen? Kann es sein, dass unser oftmals wie Gestammel klingendes Schreiben fast von selbst die richtige Form für den Zustand unserer Erkenntnisse abgibt? Dies ist natürlich nicht der Fall, denn die Disharmonie und der konstitutive Mangel der archäologischen Vergangenheit fließen ja nicht *reflektiert* in unsere Erzählformen ein. Eine mögliche Unzufriedenheit mit dem katalogistischen Diskurs kann keinen Ausweg darin finden, dass wir einfach konventionelle Arten des Erzählens als Maßstab nehmen. Wir sollten uns vielmehr produktiv den Verhältnissen stellen, die uns die Archäologie zur Verfügung stellt.

Hierfür sei abschließend ein Sprachvergleich angestellt. *La Jalousie* von Robbe-Grillet beginnt folgendermaßen:

> »Nun scheidet der Schatten des Pfeilers – des Pfeilers, der die Südwestecke des Daches stützt – den entsprechenden Winkel der Terrasse in zwei gleiche Teile. Diese Terrasse ist eine breite, überdachte, das Haus an drei Seiten umgebende Galerie. Da das Mittelstück ebenso breit ist wie die Seitenflügel, trifft der Schattenstreifen des Pfeilers genau auf die Ecke des Hauses; hier endet er jedoch, denn nur die Steinplatten der Terrasse werden von der Sonne beschienen«.

Stilistisch passt eine solche Schreibweise durchaus mit archäologischen Texten zusammen, die ich weiter oben als Sekundär- und Tertiärquellen bezeichnet habe. Diese sind genauso deskriptiv-geometrisierend:

> »Tall Umm Aqrubba liegt westlich des hier tief eingeschnittenen Wadis Umm Aqrubba, das oberhalb des Ortes mäandriert. Östlich des Ortes verläuft ein kleines Nebenwadi, das unterhalb des Ortes in das Hauptwadi mündet. Außer am Wadirand ist die Vegetation äußerst spärlich. Heute wird der Tall als Begräbnisplatz genutzt. Im Wadi Umm Aqrubba südlich des Ortes befindet sich ein alter Brunnen. Die Siedlung besteht aus drei Hauptteilen. Dem Tall, dem Westrand der Siedlung nahe des Wadis gelegen, ist im Süden eine Vorstadt vorgelagert. Östlich des Haupttalls schließen sich 8 weitere kleine Erhebungen an, die bis zur Ostseite des Nebenwadis reichen und ein Vieleck bilden …« (Bernbeck 1993, 181).

Was diesem und vielen anderen archäologischen Texten fehlt, ist nicht die Narrativität. Es ist die Reflexion über die Erzählerfigur. Aus der Sprache lässt sich leicht ein Narrator erschließen, der ebenso omniszient in seiner Erkenntnis der äußeren Welt ist wie die Erzähler bürgerlicher Romane, der sich aber dennoch scharf dadurch gegen diese

absetzt, dass er nicht das kleinste Maß an Einsicht in menschliche Belange hat – weder in cartesianische Subjekte noch in schlichte BetrachterInnenpositionen.

Der Hügel Umm Aqrubba war besiedelt in der 1. Hälfte des 1. Jts. BCE von Gruppen, von denen man annehmen kann, dass sie als Deportierte der Assyrer ein mühsames Dasein fristeten. Dieser Ort könnte weitgehend identisch zum oben Beschriebenen wahrgenommen worden sein von Leuten, die sich, ebenfalls nach Ausweis archäologischer Befunde, im Zuge politischer Instabilität etliche Jahrhunderte *nach* seiner Besiedlung, im 3. bis 4. Jh. CE aus fruchtbareren Gegenden in diese Öde zurückzogen. Kann eine Exodus-Situation eine dem Wissenschaftlichen in ihrer Exaktheit entsprechende Beobachtung der Topographie und Vegetation produzieren? Wir könnten etwa eine Situation existentieller Not konstruieren, hervorgerufen durch die dringende Suche nach einem fürs Überleben zumindest hinreichend ausgestatteten Platz. Oder eine detaillierte Inspektion, ob der Platz als Versteck vor Verfolgern geeignet sei. Doch dieser subjektlose Roman ist noch zu schreiben.

Literatur

Agamben 2008: G. Agamben, Was ist ein Dispositiv? Zürich: Diaphanes 2008.

Aleman-Galway 2002: M. Aleman-Galway, The Turning Point to Postmodernism: The New Novel and Last Year at Marienbad. In: Dies. (Hrsg.), A Postmodern Cinema. The Voice of the Other in Canadian Film. Lanham/MD: Scarecrow Press 2002, 81–100.

Algaze 1993: G. Algaze, The Uruk World System. Chicago: University of Chicago Press 1993.

Algaze 2008: Ders., Ancient Mesopotamia at the Dawn of Civilization. The Evolution of an Urban Landscape. Chicago: University of Chicago Press 2008.

Anders 1980: G. Anders, Die Antiquiertheit des Menschen. Band II: Über die Zerstörung des Lebens im Zeitalter der dritten industriellen Revolution. München: C. H. Beck 1980.

Aust 1994: H. Aust, Der historische Roman. Stuttgart: J. B. Metzler 1994.

Barthes 1963: R. Barthes, Préface. In: B. Morrissette, Les romans de Robbe-Grillet. Paris: Éditions de Minuit 1963, 7–16 [2. erweiterte Aufl.].

Barthes 1968: Ders., Writing Degree Zero. New York: Hill and Wang 1968 [übersetzt von A. Lavers und C. Smith].

Barthes 1982: Ders., Le discours de l´histoire. Poétique 13, 1982, 13–21.

Baudrillard 1972: J. Baudrillard, Pour une critique de l´économie politique du signe. Paris: Gallimard 1972.

Bernbeck 1993: R. Bernbeck, Steppe als Kulturlandschaft. Berlin: Dietrich Reimer 1993.

Bernbeck 1997: Ders., Theorien in der Archäologie. Tübingen: Francke 1997.

Bernbeck 2005: Ders., The Past as Fact and Fiction. From Historical Novels to Novel Histories. In: S. Pollock/R. Bernbeck (Hrsg.), Archaeologies of the Middle East: Critical Perspectives. Oxford: Blackwell 2005, 97–122.

Bernbeck 2007: Ders., From the Search for Meaning to the Recognition of Ignorance. Cambridge Arch. Journal 17 (2), 2007, 207–210 [Cambridge Arch. Journal Review Feature: Revolution Fulfilled? *Symbolic and Structural Archaeology* a Generation On, 199–228].

Bernbeck 2008: Ders., Structural Violence in Archaeology. Archaeologies 4 (3), 2008, 390–413.

Bernbeck 2009: Ders., Class Conflict in Ancient Mesopotamia: Between Knowledge of History and Historicizing Knowledge. Anthr. Middle East 4 (1), 2009, 33–64.

Bernbeck 2011: Ders., Arbeitsteilung beim Erzählen von Geschichte? Zum Verhältnis von Archäologie und Philologie in Studien Altvorderasiens. In: St. Burmeister/N. Müller-Scheeßel (Hrsg.), Fluchtpunkt Geschichte. Archäologie und Geschichtswissenschaften im Dialog. Münster: Waxmann 2011, 227–246.

Bernbeck/Pollock 2002: Ders./S. Pollock, Reflections on the Historiography of Fourth Millennium Mesopotamia. In: A. Hausleiter/S. Kerner/B. Müller-Neuhoff (Hrsg.), Material Culture and Mental Spheres. Internationales Symposium für Hans J. Nissen. Münster: Ugarit-Verlag 2002, 171–204.

Bernheim 1936 [1905]: E. Bernheim, Einleitung in die Geschichtswissenschaft. Berlin: De Gruyter 1936 [1905] [3./4. Auflage].

Boisdeffre 1967: P. de Boisdeffre, La cafetière est sur la table ou contre le »nouveau roman«. Paris: La Table Ronde 1967.

de Certeau 1986: M. de Certeau, Heterologies. Discourse on the Other. Minneapolis: University of Minnesota Press 1986.

Childe 1929: V. G. Childe, The Danube in Prehistory. Oxford: Clarendon 1929.

Courant 2009: M. Courant, Qatna: Historischer Roman aus der Zeit Echnatons. Ulm: Süddeutsche Verlagsgesellschaft 2009.

Dahn 2009 [1876]: F. Dahn, Ein Kampf um Rom. München: dtv 2009 [1876].

Döblin 2003 [1920]: A. Döblin, Wallenstein. München: dtv 2003 [1920].

Dobres/Robb 2000: M. A. Dobres/J. Robb (Hrsg.), Agency in Archaeology. London: Routledge 2000.

Dural 2007: S. Dural, Protecting Çatal Höyük. Memoir of an Archaeological Site Guard. Walnut Creek/CA: Left Coast Press 2007.

Eco 1972: U. Eco, Einführung in die Semiotik. München: Wilhelm Fink 1972.

Eco 1995: Ders., Die Insel des vorigen Tages [übersetzt von Burkhart Kroeber]. München: Carl Hanser 1995.

Eggert 2002: M. K. H. Eggert, Between Facts and Fiction: Reflections on the Archaeologist's Craft. In: P. F. Biehl/A. Gramsch/A. Marciniak (Hrsg.), Archäologien Europas/ Archaeologies of Europe. Geschichte, Methoden und Theorien. Münster: Waxmann 2002, 119–132.

Eggert 2006: Ders., Archäologie: Grundzüge einer Historischen Kulturwissenschaft. Tübingen: Francke 2006.

Elton 1991: G. R. Elton, Return to Essentials. Some Reflections on the Present State of Historical Study. Cambridge: University Press 1991.

Englund 2009: R. K. Englund, The Smell of the Cage. Cuneiform Digital Library Journal 2009 (4), 2009. <http://cdli.ucla.edu/pubs/cdlj/2009/cdlj2009_004.html> Stand: 12.1.2010.

Flannery 1967: K. V. Flannery, Culture History vs. Cultural Process: A Debate in American Archaeology. Scien. Am. 217, 1967, 119–122.

Foucault 1971: M. Foucault, Die Ordnung der Dinge. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1971.

Fried 2004: J. Fried, Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik. München: C. H. Beck 2004.

Frobenius 1933: L. Frobenius, Kulturgeschichte Afrikas, Prolegomena zu einer historischen Gestaltlehre. Zürich: Phaidon Verlag 1933.

Gaarder 1994: J. Gaarder, Sofies Welt [übersetzt von Gabriele Haefs]. München: Carl Hanser Verlag 1994.

Geertz 1987: C. Geertz, Dichte Beschreibung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1987.

Gero 1996: J. Gero, Archaeological Practice and Gendered Encounters with Field Data. In: R. Wright (Hrsg.), Gender and Archaeology. Philadelphia: University of Pennsylvania Press 1996, 251–280.

Gross 1998: M. Gross, Von der Antike bis zur Postmoderne. Die zeitgenössische Geschichtsschreibung und ihre Wurzeln. Wien: Böhlau 1998.

Harris 1989: E. C. Harris, Principles of Archaeological Stratigraphy. London: Academic Press ^{2}1989.

Hedstrom 2002: M. Hedstrom, Archives, Memory, and Interfaces with the Past. Archival Science 2, 2002, 21–43.

Heissenberger 2008: O. Heissenberger, Fantasien des Posthumanen. Medien, Technik, und Science-Fiction-Film. <http://www.textfeld.ac.at/text/1412> Stand: 11.1.2010.

Himmelfarb 1997: G. Himmelfarb, Telling it as You Like it. Postmodernist History and the Flight from Fact. In: K. Jenkins (Hrsg.), The Postmodern History Reader. London: Routledge 1997, 158–174.
Hodder 1986: I. Hodder, Reading the Past. Cambridge: University Press 1986.
Hodder 1989a: Ders., Writing Archaeology. Antiquity 63, 1989, 268–274.
Hodder 1989b: Ders. (Hrsg.), The Meaning of Things. London: Unwin Hyman 1989.
Hodder 2003: Ders., Archaeological Reflexivity and the »Local« Voice. Anthr. Quart. 76 (1), 2003, 55–69.
Hölscher 2002: T. Hölscher, Klassische Archäologie. Grundwissen. Stuttgart: Theiss 2002.
Holtorf 2007: C. Holtorf, Archaeology is a Brand! The Meaning of Archaeology in Popular Culture. Walnut Creek/CA: Left Coast Press 2007.
Horkheimer/Adorno 1990: M. Horkheimer/Th. W. Adorno, Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt a. M.: Fischer 1990.
Ingold 2008: T. Ingold, »Materials against Materiality«. Arch. Dialogues 14 (1), 2008, 1–38.
Jenkins 1995: K. Jenkins, On »What is History?« London: Routledge 1995.
Joyce 2002: R. Joyce mit R. Preucel/J. Lopiparo/C. Guyer/M. Joyce, The Languages of Archaeology. Oxford: Blackwell 2002
Joyce/Preucel 2002: R. Joyce mit R. W. Preucel, Writing the Field of Archaeology. In: R. Joyce mit R. Preucel/J. Lopiparo/C. Guyer/M. Joyce, The Languages of Archaeology. Oxford: Blackwell 2002, 18–38.
Kansteiner 1994: W. Kansteiner, From Exception to Exemplum: The New Approach to Nazism and the »Final Solution«. Hist. and Theory 33, 1994, 145–171.
von Keitz 2004: U. von Keitz, Das Zeitverlies. Zur Desorientierung filmischer Chronologie in Alain Resnais' »L'année dernière à Marienbad«. In: Ch. Rüffert/I. Schenk/K.-H. Schmid/A. Tews (Hrsg.), ZeitSprünge. Wie Filme Geschichte(n) erzählen. Berlin: Bertz-Verlag 2004, 151–161.
Knappett 2005: C. Knappett, Thinking Through Material Culture: An Interdisciplinary Perspective. Philadelphia: University of Pennsylvania Press 2005.
Kocka 1986: J. Kocka, Sozialgeschichte. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1986.
Kosselleck 1979: R. Kosselleck, Vergangene Zukunft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1979.
Kosselleck 2000: Ders., Zeitschichten. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2000.
Kosselleck 2004: Ders., Einleitung. In: O. Brunner et al. (Hrsg.), Geschichtliche Grundbegriffe 1, A–D. Stuttgart: Klett-Cotta 2004, XIII–XXVII.
Kossinna 1920: G. Kossinna, Die Herkunft der Germanen. Zur Methode der Siedlungsarchäologie. Leipzig: C. Kabitzsch 1920.
Kreimeier 2004: K. Kreimeier, Extension bis zum Nullpunkt. Die stillgestellte Zeit im Bewegungsbild. In: Ch. Rüffert/I. Schenk/K.-H. Schmid/A. Tews (Hrsg.), ZeitSprünge. Wie Filme Geschichte(n) erzählen. Berlin: Bertz-Verlag 2004, 17–28.
LaCapra 2004: D. LaCapra, History in Transit. Experience, Identity, Critical Theory. Ithaca: Cornell University Press 2004.
Laclau/Mouffe 1985: E. Laclau/C. Mouffe, Hegemony & Socialist Strategy. Towards a Radical Democratic Politics. London: Verso 1985.
Lämmert 1972: E. Lämmert, Bauformen des Erzählens. Stuttgart: Metzler1972.
Lämmert 1990: Ders., »Geschichte ist ein Entwurf«: Die neue Glaubwürdigkeit des Erzählens in der Geschichtsschreibung und im Roman. German Quart. 63 (1), 1990, 5–18.
Landau et al. 2000: D. Landau/W. Parkes/J. Logan/R. Scott, Gladiator: The Making of the Ridley Scott Epic. New York: Newmarket Press 2000.
Latour 1995: B. Latour, Lettre à mon ami Pierre sur l'anthropologie symmétrique. Ethn. Française XXVI (1), 1995, 32–36.
Latour 1997: Ders., Nous n'avons jamais été modernes. Essai d'anthropologie symétrique. Paris: Gallimard-Jeunesse 1997.
Leenhardt 1973: J. Leenhardt, Lecture politique du roman »La Jalousie« d'Alain Robbe-Grillet. Paris: Éditions de Minuit 1973.

Lindwedel 2005: M. Lindwedel, Alain Robbe-Grillets intermediale Ästhetik des Bildes. [Dissertation Universität Hannover 2005].
Mann 1971: G. Mann, Wallenstein. Sein Leben erzählt von Golo Mann. Frankfurt a. M.: Fischer 1971.
Maqdissi et al. 2009: M. al Maqdissi/D. Bonacossi/P. Pfälzner (Hrsg.), Schätze des Alten Syrien: Die Entdeckung des Königreichs Qatna. Stuttgart: Theiss 2009.
Marzahn et al. 2008: J. Marzahn/G. Schauerter/B. Müller-Neuhof/K. Sternitzke/M. Wullen/H. Strzoda (Hrsg.), Babylon: Wahrheit. München: Hirmer 2008.
Mommsen 1993 [1858]: Th. Mommsen, Die Archive der Vergangenheit ordnen. In: W. Nippel (Hrsg.), Über das Studium der Alten Geschichte. München: dtv 1993 [1858], 163–165.
McGuire/Shanks 1996: R. H. McGuire/M. Shanks, The Craft of Archaeology. Am. Ant. 61(1), 1996, 75–88.
Morrissette 1963: B. Morrissette, Les romans de Robbe-Grillet. Paris: Éditions de Minuit 1963 [2. erw. Aufl.].
Munslow 1997: A. Munslow, Deconstructing History. London : Routledge 1997.
Nissen et al. 1993: H.-J. Nissen/P. Damerow/R. K. Englund, Archaic Bookkeeping: Early Writing and Techniques of Economic Administration in the Ancient Near East [Translated by Paul Larsen]. Chicago: University of Chicago Press 1993.
Pollock 1992: S. Pollock, Bureaucrats and Managers, Peasants and Pastoralists, Imperialists and Traders: Research on the Uruk and Jemdet Nasr Periods in Mesopotamia. Journal World Prehist. 6 (3), 1992, 297–336.
Praetzellis 2003: A. Praetzellis, Dug to Death. A Tale of Archaeological Method and Mayhem. Lanham: Altamira Press 2003.
Ratzel 1899: F. Ratzel, Anthropogeographie. Stuttgart: J. Engelhorn 1899.
Rau o. J.: M. Rau, Vision. Erinnerung nach Vorwärts. <http://www.international-institute.de/sites/vision.htm> Stand: 11.1.2010.
Rieckhoff 2007: S. Rieckhoff, Keltische Vergangenheit: Erzählung, Metapher, Stereotyp. Überlegungen zu einer Methodologie der archäologischen Historiografie. In: St. Burmeister/H. Derks/J. von Richthofen (Hrsg.), ZWEIUNDVIERZIG. Festschrift für Michael Gebühr zum 65. Geburtstag. Rahden: Marie Leidorf 2007, 19–34.
Robbe-Grillet 1957: A. Robbe-Grillet, La Jalousie. Paris: Éditions de Minuit 1957.
Robbe-Grillet 1963a: Ders., Ein Tag Zuviel. Frankfurt a. M.: Fischer 1963 [Les Gommes, übersetzt von Gerda von Uslar].
Robbe-Grillet 1963b: Ders., Pour un nouveau roman. Paris: Éditions de Minuit 1963.
Robbe-Grillet 1989: Ders., Vom Anlaß des Schreibens [übersetzt von Karin Rick]. Tübingen: Rive Gauche 1989.
Röttgers 1982: K. Röttgers, Geschichtserzählung als kommunikativer Text. In: S. Quandt/ H. Süssmuth (Hrsg.), Historisches Erzählen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. 1982, 29–48.
Rüsen 1989: J. Rüsen, Lebendige Geschichte. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1989.
Rüsen 1994: Ders., Historische Orientierung. Köln: Böhlau 1994.
Schadt 2002: Th. Schadt, Das Gefühl des Augenblicks. Zur Dramaturgie des Dokumentarfilms. Bergisch Gladbach: Bastei Lübbe 2002.
Schiller 2006 [1789]: F. Schiller, Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? Stuttgart: Reclam 2006 [1789].
Schmidt 2006: K. Schmidt, Sie bauten die ersten Tempel. Das rätselhafte Heiligtum der Steinzeit. München: C.H. Beck 2006.
Shanks/Tilley 1992: M. Shanks/Ch. Tilley, Re-Constructing Archaeology. Theory and Practice. London: Routledge 1992.
Sontag 1968: S. Sontag, »Preface«. In: R. Barthes, Writing Degree Zero. New York: Hill and Wang 1968, vii–xxi.
Spector 1993: J. Spector, What This Awl Means: Feminist Archaeology at a Wahpeton Dakota Village. St. Paul: Minnesota Historical Society Press 1993.

Spindler 1993: K. Spindler, Der Mann im Eis. Neue sensationelle Erkenntnisse über die Mumie aus den Ötztaler Alpen. München: Goldmann 1993.

Stanzel 2001: F. K. Stanzel, Theorie des Erzählens. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht ^{7}2001.

Stein 1999: G. J. Stein, Rethinking World-Systems. Diasporas, Colonies, and Interaction in Uruk Mesopotamia. Tucson: University of Arizona Press 1999.

Stoler 2002: A. L. Stoler, Colonial Archives and the Arts of Governance. Archival Science 2, 2002, 87–109.

Süssmann 2000: J. Süssmann, Geschichtsschreibung oder Roman? Zur Konstitutionslogik von Geschichtserzählungen zwischen Schiller und Ranke (1780–1824). Stuttgart: Franz Steiner 2000.

Tringham 1991: R. Tringham, Households with Faces: The Challenge of Gender in Prehistoric Architectural Remains. In: J. Gero/M. W. Conkey (Hrsg.), Engendering Archaeology: Women and Prehistory. Oxford: Blackwell 1991, 93–131.

Tringham 1996: Dies., But Gordon, Where are the People? Some Comments on the Topic of Craft Specialization and Social Evolution. In: B. Wailes (Hrsg.), Craft Specialization and Social Evolution: In Commemoration of V. Gordon Childe. Philadelphia: MASCA Press, University of Pennsylvania 1996, 233–239.

Ward 2001: A. Ward, The Movie »Gladiator« in Historical Perspective. <http://ablemedia.com/ctcweb/showcase/wardgladiator1.html> Stand: 10.1.2010.

White 1973: H. White, Metahistory. The Historical Imagination in Nineteenth Century Europe. Baltimore: Johns Hopkins University 1973.

White 1987: Ders., The Content of the Form. Narrative Discourse and Historical Representation. Baltimore: Johns Hopkins University 1987.

Winckelmann 1969 [1754–55]: J. J. Winckelmann, Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst. Stuttgart: Reclam 1969 [1754–55].

Wolf 1982: E. Wolf, Europe and the People Without History. Berkeley: University of California Press 1982.

Wright/Johnson 1975: H. T. Wright/G. A. Johnson, Population, Exchange, and Early State Formation in Southwestern Iran. Am. Anthropologist 77, 1975, 267–289.

Zeltner 1966: G. Zeltner, Alain Robbe-Grillet, Techniker und Träumer. In: A. Robbe-Grillet, La Jalousie oder die Eifersucht. Stuttgart: Reclam 1966, 23–32.

Reinhard Bernbeck
Freie Universität Berlin, Institut für Vorderasiatische Archäologie, Hüttenweg 7, D-14195 Berlin und Department of Anthropology, Binghampton University, Binghamton (NY), USA
rbernbec@zedat.fu-berlin.de

EAZ – Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift
Jahrgang 51, 1/2 (2010), S. 87–104
© Waxmann

Stefanie Samida

Populäre Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert: Motive und Strategien archäologischer Erzähler

Zusammenfassung:
Wie kein anderer vor ihm popularisierte Heinrich Schliemann mit seinen Ausgrabungen und Entdeckungen – vor allem in Troia – die noch junge Prähistorische Archäologie. Er verstand es, durch seine Presseberichte und Monographien eine breite Masse in seinen Bann zu ziehen und beim Leser seiner Publikationen ›Stimmung‹ und ›Zuneigung‹ zu wecken – ganz im Stile der damals äußerst populären Reisebeschreibungen. Sie sollten ihre Leser in erster Linie unterhalten, und dazu gehörte es, Geschichten in der Geschichte zu schreiben, also etwa über außerordentliche Strapazen und seltsame oder gefährliche Ereignisse zu berichten sowie Anekdoten über merkwürdige Vorfälle zu erzählen. In dieser Art ging auch Schliemann vor. Typisch sind etwa seine Schilderungen von Problemen mit der osmanischen Regierung, Erzählungen vom Kampf mit schlechtem Wetter, seinen Arbeitern und Krankheiten sowie von alltäglichen Entbehrungen. Er nutzte also verschiedene narrative Elemente in seinem archäologischen Œuvre. Ganz anders zeigt sich dagegen die populäre Arbeit Carl Schuchhardts über »Schliemann's Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenae, Orchomenos, Ithaka im Lichte der heutigen Wissenschaft«. Wie Schliemanns Werke verfolgte auch sie das Ziel, ein großes gebildetes Publikum zu erreichen und diesem eine klare Anschauung von den Ergebnissen der Lebensarbeit Schliemanns zu verschaffen. Der Beitrag arbeitet zum einen die Erzählstrategien und Motive der beiden Protagonisten heraus; zum anderen macht er deutlich, dass diese Strategien und Motive nur im Zusammenspiel mit der Kenntnis der jeweiligen Biographie zu verstehen sind. Biographik – so die These – ist ohne Narratologie nicht vorstellbar.

Schlüsselwörter: Wissenschaftsgeschichte; 19. Jahrhundert; Prähistorische Archäologie; Reisebericht; populäre Geschichtsschreibung

Popular Historiography in the 19th Century: Archaeological Narrators and their Strategies

Abstract:
Henry Schliemann popularized prehistoric archaeology by his spectacular excavations and inventions especially in ancient Troy. He attracted a lot of public attention by his articles in newspapers and by his monographs according to the most popular travelogues at that time. Travelouges wanted to entertain their readers, therefore it was common to tell stories

within the story (e. g. stories about extrem strains or about mysterious and dangerous incidents). Schliemann acted similarly when he reported on administrative barriers, told his readers about his ›fights‹ with the bad weather, his workers or sickness. Obviously, he used various narrative elements in his archaeological texts. The popular work of the prehistorian Carl Schuchhardt on »Schliemann's Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenae, Orchomenos, Ithaka im Lichte der heutigen Wissenschaft«, however, is quite different. Similar to Schliemann's work this monograph achieved the aim to reach a wide and well-educated audience but arises from rather different motives.
The paper discusses on the one hand strategies and motives of both protagonists' texts; it illustrates on the other hand that these strategies and motives can only be understood if the particular biography is well known. Biographik*, this is the hypothesis, cannot be conceivable without* Narratologie.

Keywords: History of Archaeology; 19th Century; Prehistoric Archaeology; Travelogue; Popular Historiography

> »Was mutet er aber auch seinen Lesern zu! Wie macht er sie kopfscheu durch die abenteuerlichsten Vermutungen, die er mit feierlichem Ernst zum besten gibt, wie ermüdet er durch schwerfällige Breite und durch die schrullenhaftesten Zuthaten! Wahrlich, es gehört ein ungewöhnlicher Enthusiasmus dazu, um durch diese unerquicklichen Bücher sich hindurchzuarbeiten, und vor allem bedarf es einer seltenen Urteilsreife, um aus dem unübersichtlichen Gemengsel das wirklich Bedeutsame und Wertvolle jeweils auszuscheiden«.[1]

Dieses Zitat aus der *Schwäbischen Kronik* vom 22. März 1890 ist einer Besprechung eines Buchs entnommen, dessen Autor dem gerade zitierten »Uebelstand« in »denkbar glücklicher Weise« abgeholfen habe. Um wen und um was geht es? Die Frage ist leicht beantwortet: Der unbekannte Rezensent vergleicht zwei archäologische Autoren, die sich – nach Ansicht des Rezensenten – ganz unterschiedlich mit demselben Thema beschäftigen. Die beiden Autoren, um die es sich handelt, sind *Heinrich Schliemann* (1822–1890) und *Carl Schuchhardt* (1859–1944), das Thema sind die Ausgrabungen Schliemanns. Das Urteil des Rezensenten ist eindeutig: »So glücklich Schliemann als Schatzgräber und Entdecker war, ebenso unglücklich ist er als Schriftsteller und Herold seiner Thaten gewesen«. Man solle daher, so fährt er fort, lieber zu Schuchhardts Buch greifen, sofern man etwas über Homer und Schliemann lernen wolle. Schuchhardts populäre Arbeit »Schliemann's Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenae, Orchomenos, Ithaka im Lichte der heutigen Wissenschaft« (1890) verkünde »Schliemanns Ruhm beredter« als dieser es selbst vermochte.

Der uns namentlich nicht bekannte Rezensent des Beitrags in der *Schwäbischen Kronik* ergreift also deutlich Partei und stellt sich damit gegen andere zeitgenössische Bezeugungen, die uns Schliemann in dieser Hinsicht deutlich positiver zeichnen. Ein Briefpartner Schliemanns schrieb, ganz offenbar begeistert von dessen Schreibstil,

1 *Schwäbische Kronik*, Sonntagsbeilage des *Schwäbischen Merkur* (Stuttgart), Nr. 69, 22. März 1890, I. Blatt.

bereits 1853: »Schade, daß Sie nicht Literat sind, denn ich glaube, daß wenige Menschen so interessante Memoiren wie Sie zu schreiben im Stande wären« (Meyer 1953, Brief Nr. 17, 51). Und der Feuilletonist A. Woldt (1881, 13) bezeichnet Schliemanns 1881 erschienenes Werk »Ilios. Stadt und Land der Trojaner« in der in Leipzig erscheinenden *Illustrirten Zeitung* als »Meisterwerk gründlicher wissenschaftlicher Untersuchung«, als einen »Typus sachgemäßer überzeugender Schreibweise« und als ein »Muster glänzender Ausstattungsart«, das sich »vorteilhaft vom streng akademischen Stil« abhebe.

Schliemann polarisierte also nicht nur in fachlicher, sondern offenbar auch in sprachlicher bzw. schriftstellerischer Hinsicht. Es scheint daher angebracht, sich Schliemanns archäologischem Œuvre einmal aus der letztgenannten Perspektive zu nähern. Schließlich war er es, der die damals noch junge Wissenschaft ›Archäologie‹ wie kein anderer mit seinen Ausgrabungen und Entdeckungen popularisierte – sei es in Presseberichten oder groß angelegten Monographien – und eine große Öffentlichkeit in seinen Bann zu ziehen vermochte.

Wie, so ist also zu fragen, schaffte es Schliemann, den Leser in seinen Bann zu ziehen? Wodurch zeichnen sich seine Berichte über die Ausgrabungen und Entdeckungen aus? Welcher narrativen Elemente bediente er sich? Und: Kann Schliemann tatsächlich als ›unglücklicher Schriftsteller‹ bezeichnet werden? Oder ist er nicht doch viel eher ein geschickter ›Erzähler‹?

Neben der Analyse ausgewählter Schliemannscher Texte soll zusätzlich das populäre Buch Schuchhardts aus dem Jahr 1890 vorgestellt werden, um eine zweite Seite populären archäologischen Erzählens zu präsentieren. Mit dem Buch war das Ziel verknüpft, wie Schuchhardt im Vorwort schrieb, »vor allem den Schulen und dem großen gebildeten Publikum eine klarere Anschauung von den wahren und in der That hochwichtigen Ergebnissen der Lebensarbeit eines vielgefeierten, aber auch vielverkannten Mannes« zu verschaffen.

Im Folgenden wird auf einen theoretischen Vorspann zum ›archäologischen Erzählen‹ verzichtet.[2] Die von dem Historiker Jörn Rüsen (z. B. zusammenfassend: 1997) aufgestellten und auf die Archäologie übertragenen Formen historischen Erzählens spielen für mein Anliegen keine Rolle, da ich mich ausschließlich den Erzählstrategien und den dahinter stehenden Motiven der beiden Archäologen zuwenden möchte. Unterschiedliche Biographien – so meine These – bedingen unterschiedliche Erzählweisen. Das Hauptaugenmerk meiner Betrachtung liegt auf konkreten Fallbeispielen und somit auf einer Analyse ausgewählter Texte, man könnte sagen: auf einer mehr ›praktischen‹ Seite.[3]

2 Aus archäologischer Perspektive bisher: Eggert 2002; 2006, 211 ff.; Rieckhoff 2007; Veit 2006; alle mit weiteren Literaturangaben zur zentralen geschichtswissenschaftlichen Diskussion.

3 Die Analyse von Erzählformen und Erzählstrategien bedarf einer fachübergreifenden Arbeitsweise, in die verschiedene Fächer – Geschichtswissenschaft, Archäologie, Literaturwissenschaft –, aber auch verschiedene Forschungsrichtungen – Narratologie und Biographik (dazu z. B. die Beiträge in Klein 2009) – unter einer gemeinsamen Fragestellung zu vereinen sind.

Heinrich Schliemann (1822–1890)

Biographisches[4]

Damit ist endlich auch der Übergang zu Heinrich Schliemann getan, den Christiane Zintzen (1998, 257) vor über zehn Jahren als »dilettierenden Privatier« bezeichnet hat. Schliemann wird am 6. Januar 1822 in Neubukow in Mecklenburg als fünftes Kind der Eheleute Ernst und Luise Schliemann geboren. Ein Jahr später zieht die Familie nach Ankershagen um, wo der Vater eine Pastorenstelle angenommen hatte. Nach dem Tod der Mutter 1831 lebt Heinrich dann bei einem Onkel in Kalkhorst. Ständige finanzielle Schwierigkeiten des Vaters führen dazu, dass er nach wenigen Monaten das Neustrelitzer Gymnasium verlassen muss; er wechselt an die Realschule, wo er 1836 seinen Abschluss macht. Danach beginnt er eine Lehre in einem Krämerladen in Fürstenberg und bleibt dort bis 1841. Über Rostock, Hamburg und Amsterdam kommt Schliemann schließlich 1846 nach St. Petersburg; bereits ein Jahr später gründet er sein eigenes Handelshaus und wird russischer Staatsbürger. Vor allem während des Krimkrieges (1853–1856) verdient er ein Vermögen, mit dem er später alle seine Ausgrabungen finanziert. Nach der Auflösung des Handelshauses Mitte der sechziger Jahre begibt sich das ›Sprachgenie‹ – in einem Brief aus dem Jahr 1856 an seine Tante prahlt er damit, er spreche und schreibe mittlerweile 15 Sprachen (Meyer 1953, Brief Nr. 52, 86)[5] – auf Reisen und besucht unter anderem Ägypten, Indien, China und Japan. 1866 nimmt er seinen Wohnsitz in Paris und hört Vorlesungen an der Universität. Eine erneute Reise – dieses Mal nach Italien, Griechenland und Kleinasien – führt ihn 1868 schließlich auch in die Troas. Seinen Reisebericht darüber, der zuerst in französischer Sprache und dann 1869 deutsch unter dem Titel »Ithaka, der Peloponnes und Troja. Archäologische Forschungen« erscheint, reicht er an der Universität Rostock als Doktorarbeit ein. Noch im selben Jahr wird Schliemann *in absentia* promoviert. Erste Ausgrabungen in Hisarlık/Troia beginnen 1870 und laufen mit Unterbrechungen bis zu seinem Tod im Jahr 1890. Weitere Grabungen unternimmt er ab 1876 in Mykene und Tiryns sowie ab 1880 in Orchomenos, allesamt antike Stätten, die in Homers Epos erwähnt werden.

1877 wird seine Sammlung troianischer Funde erstmals der Öffentlichkeit im Kensington Museum in London zugänglich gemacht. Nach längeren Zweifeln entschließt er sich 1881, diese Sammlung dem deutschen Volk zu schenken. Noch im gleichen Jahr – als Dank für die Schenkung – erfolgt seine Ernennung zum Ehrenbürger der Stadt Berlin. Ab Februar 1882 kann seine Sammlung dann im Berliner Kunstgewerbemuseum bestaunt werden. In den folgenden Jahren unternimmt er weitere Grabungen und begibt sich auf Reisen. Vor allem ab Mitte der achtziger Jahre hat er mit Anfeindungen des Hauptmanns a. D. Boetticher zu kämpfen, der ihm vorwirft, er habe die Grabungsergebnisse in Troia gefälscht; in Wirklichkeit handele es sich nicht um eine Stadt, sondern um einen Friedhof. Daraufhin werden Ende 1889 und Anfang 1890 zwei wissenschaftliche Konferenzen in Hisarlık abgehalten, die zur Klärung der Frage beitragen und den ›Streithahn‹ Boetticher ein für alle Mal zur Räson bringen sollen; letzteres ge-

4 Ausführliche Biographien zu Schliemann z. B. Cobet 1997; Döhl 1981; Richter 1992; Samida 2012.

5 Zu den Sprachen gehörten neben Deutsch u. a.: Englisch, Französisch, Spanisch, Griechisch, Russisch, Holländisch, Portugiesisch, Türkisch und Arabisch.

lingt jedoch nicht (ausführlich zum sogenannten ›Boetticher-Streit‹ siehe jetzt Zavadil 2009).

Im November 1890 unterzieht sich Schliemann einer Ohrenoperation in Halle. Auf der Rückreise zu seiner Familie nach Athen stirbt er am zweiten Weihnachtsfeiertag 1890 in Neapel.

Schliemann – das illustriert dieser knappe Abriss seines Lebens – war ein rastloser Mensch. Wenn er nicht reiste oder gerade Grabungen durchführte, schrieb er Bücher; nebenbei pflegte er eine außerordentlich ausgedehnte Korrespondenz mit Briefpartnern aus aller Welt. Trotz seiner für die Archäologie bedeutenden wissenschaftlichen Leistungen galt er zeitlebens und darüber hinaus in akademischen Kreisen als Emporkömmling und »archäologischer Outsider« (Richter 1992, 44). Dazu kam gewiss auch eine gehörige Prise Neid, der in dem Umstand wurzelte, dass die Öffentlichkeit einem Laien und Autodidakten zujubelte. Besonders eindrücklich wird das in einer Charakterisierung des Klassischen Archäologen *Adolf Furtwängler* (1853–1907), der in einem Brief aus dem Jahr 1881 an seine Mutter schrieb: »Schliemann wird riesig gefeiert hier; er ist ein widerlicher Kerl, confus, ohne Halt verworren – und doch von solch leidenschaftlicher Energie für eine Sache« (Greifenhagen 1965, Brief 36 vom 3. Juli 1881, 75).[6]

Exkurs: Der wissenschaftliche Reisebericht im 19. Jahrhundert

Es ist seit langem in der Forschung bekannt, dass Schliemann einen »Hang zur maßlosen Übertreibung, zum Superlativ, zur monomanen Herauskehr seiner Verdienste« (Richter 1992, 13), schlicht einen Drang zur Inszenierung hatte. Es gelang ihm, in seinen Publikationen – ganz im Sinne der damals äußerst populären Reisebeschreibungen – ›Stimmung‹ und ›Zuneigung‹ beim Leser zu wecken.

Auch wenn die Tradition der Forschungsreise bis ins Zeitalter der Entdeckungen zurückreicht, etabliert sich die systematisch geplante wissenschaftliche Form erst mit der Aufklärung im 18. Jahrhundert. Noch etwas später bildet sich die Gattung der wissenschaftlichen Reisebeschreibungen bzw. Reiseberichte heraus, die erst im 19. Jahrhundert entsteht (Brenner 1990, 443). Ziel des Reiseberichts war es, den »Durchschnittsleser zu interessieren, mitzureißen und zu unterhalten«, zugleich aber auch die »spezialisierten Fachleute zu beeindrucken und zu überzeugen« (Fabian 2001, 328). Die Schwierigkeit lag also darin, ›Erzählen‹ und ›Beschreiben‹ in die Berichte zu integrieren (ebd.).[7]

---

6 Nahezu identisch die Briefe vom 13. Juli und 18. September 1881 (Greifenhagen 1965, Brief 37, 77; Brief 46, 88). Auch noch lange nach seinem Tod galt Schliemann als Außenseiter. Der Klassische Archäologe *Adolf Michaelis* (1835–1910), ein Zeitgenosse Schliemanns, schrieb in seinem 1906 erschienenen Buch »Die archäologischen Entdeckungen des neunzehnten Jahrhunderts« (Michaelis 1906, 182): »Noch ist der Kampf um Schliemann nicht ganz zur Ruhe gekommen. Sind auch die Stimmen derer, die sich anfangs ganz ablehnend gegen ihn verhielten, längst verstummt, so erschallen doch immer gelegentlich, besonders von Seiten derer die archäologischer Wissenschaft fern stehen, Jubelhymnen, die in blinder Vergötterung in Schliemann das Ideal eines Forschers feiern«. An einer andere Stelle heißt es (ebd. 184): »Seiner ganzen Anlage wie seiner Vorbildung nach stand Schliemann jeder wissenschaftlichen Betrachtungs- und Behandlungsweise völlig fremd gegenüber. Er hatte weder für Geschichte Sinn noch für die Kunst, wie seine Gleichgültigkeit gegen den praxitelischen Hermes zeigen kann; Urzeit, Kuriositäten, vage Vorstellungen erschöpften sein Interesse«.

7 Darauf wies 1878 schon der berühmte deutsche Afrikaforscher *Georg Schweinfurth* (1836–1925) im Vorwort zur zweiten Auflage seines Werkes »Im Herzen von Afrika« hin: »In der Tat ist es die naturhistorische Spezialforschung allein, die, so einseitig sie auch ausfallen dürfte, wahrhaft

Zum Modus des Erzählens gehörte es, Geschichten in der Geschichte zu schreiben, also etwa über außerordentliche Strapazen und seltsame oder gefährliche Ereignisse zu berichten sowie Anekdoten über merkwürdige oder komische Vorfälle zu schildern (ebd. 334 f.). Ein weiteres erzählerisches Stilmittel, das man in Reisebeschreibungen immer wieder antreffen kann, ist der Übergang von Bewegung in Stillstand bzw. andersherum, wenn also beispielsweise schlechtes Wetter die Reise behindert und ein Vorwärtskommen unmöglich wird (ebd. 329).

Nähe zum Leser erreichten die Autoren zum einen durch die direkte Ansprache, indem sie den Leser in der Form ›Lieber Leser …‹ oder ›Ich bitte den Leser …‹ (ebd. 337) in die Schilderungen einbezogen. Zum anderen mussten die Leser ›mitgenommen‹ werden, indem der Ich-Erzähler sie an erlebten »Gefahren, Schwierigkeiten, Zweifeln, Problemen und der intellektuellen Arbeit« (ebd. 339) teilhaben ließ. Gerade die Ich-Erzählung rief bei den Lesern Glaubwürdigkeit hervor, wurde dadurch doch die persönliche Anwesenheit am Ort des Geschehens betont (ebd.). Die Glaubwürdigkeit der Erzählung war dabei jedoch immer auch von der Qualität der Beobachtungen und der Detailschilderung abhängig (Essner 1985, 113).

Reiseberichte stellen aber nicht nur Erzählungen von Strapazen, Gefahren und komische Anekdoten während langer Reisen und Expeditionen dar, sie sind zu einem gewissen Teil stets auch wissenschaftliche Abhandlungen, schließlich berichten die Autoren immer auch detailliert über ›Land und Leute‹, Fauna und Flora, historische Ereignisse und vieles mehr. Dies zeigt sich besonders daran, dass in den Berichten immer auf andere Quellen – z. B. antike Quellen oder Reisebeschreibungen von Vorgängern – Bezug genommen wird. Die Auseinandersetzung – sei es Bestätigung oder Widerspruch – mit den Beobachtungen der Vorläufer war ausgesprochen wichtig. Die Reisenden verliehen ihren Berichten damit einerseits mehr Gewicht und Bedeutung, andererseits konnten sie ihre Geschichten von denen ihrer Vorgänger absetzen (Fabian 2001, 341).[8]

Zwei letzte Punkte, die die Reisenden betreffen, seien noch gestattet: Häufig handelt es sich bei ihnen um ›Einzelkämpfer‹, die den »Primat der Empirie« (Essner 1985, 106) vertraten und damit häufig eine Aversion gegen die daheimgebliebenen ›Stubengelehrten‹, also Theoretiker, besaßen. Zum anderen ermöglichte die Forschungsreise – besonders gen Afrika – gerade jungen Gelehrten einen sozialen Aufstieg (ebd. 93 ff.). Viele deutsche Afrikareisende erhofften sich nach ihrer Rückkehr bessere Karrierechancen an deutschen Universitäten (ebd. 121).

---

positive Kunde von einem unerforschten Gebiet zu liefern vermag. Andererseits verlangt ein grosser Teil der Leser, ausser nach dem Beschreibenden, mit Recht auch nach dem Erzählenden, damit aus des Verfassers eigenen Erlebnissen sich der Hintergrund der grossen Bühne widerspiegele, auf der sich seine Tätigkeit als Forscher bewegt hat« (Schweinfurth 1918, IX). – Im Fokus der Forschung standen bislang überwiegend ethnografische Reiseberichte zumeist von Afrikaforschern; gewiss wäre es für die Zukunft lohnenswert auch archäologische Reisebeschreibungen auszuwerten und mit den ethnografischen zu vergleichen.

8 Ähnlich auch schon Essner (1985, 113): »Ein Garant für die wissenschaftliche Qualität einer Reisebeschreibung war die Auseinandersetzung mit den Beobachtungen der Vorgänger. Gerade hier wurde wieder die Problematik des divergierenden Leserinteresses virulent. Den nur ›gebildeten‹ Leser und Laien langweilten derartige Erörterungen, den ›gelehrten‹ dagegen und den auf wissenschaftlichen Qualifikationsnachweis zielenden Autor waren diese besonders wichtig«.

Ithaka, der Peloponnes und Troja. Archäologische Forschungen (1869)

Das erste Werk, das hier eingehender behandelt wird, ist Schliemanns erste ›archäologische‹ Arbeit »Ithaka, der Peloponnes und Troja. Archäologische Forschungen« (1869). Das Buch ist ein Bericht seiner 1868 durchgeführten knapp zweimonatigen Reise nach Griechenland und in die Troas (siehe dazu Meyer 1963). Etwa vier Monate nach seiner Reise hatte Schliemann das Manuskript dazu bereits abgeschlossen (ebd. XIII). Sein Bericht beginnt recht ungewöhnlich, nämlich mit einer zehnseitigen autobiographischen Vorrede. Darin weist er das Publikum darauf hin, dass die Homerischen Epen ihn seit Kindestagen »entzückten« und er nicht ahnen konnte, dass er einmal einem größeren Publikum eine Schrift zum Troianischen Krieg vorlegen würde (Schliemann 1869, V). Er schließt seine Vorrede damit, dass er hoffe, »dazu beitragen zu können, unter dem intelligenten Publicum Geschmack an den schönen und edlen Studien zu verbreiten« (ebd. XIV).[9]

Schliemanns etwas mehr als 200 Seiten starkes Buch stellt eine typische Reisebeschreibung dar (so auch schon Maurer 2006, 84 f.).[10] Es gibt dem Leser minutiöse Eindrücke von der Landschaft und seinen Einwohnern und natürlich im Besonderen von den dort vorfindbaren historischen bzw. archäologischen Hinterlassenschaften. Bei seiner Reise hat Schliemann – diesen Eindruck vermittelt jedenfalls die Lektüre – stets Homer zur Hand und Werke zahlreicher anderer antiker Autoren (z. B. Strabo, Pausanias, Herodot, Plinius).

Das Hauptthema des Reiseberichts ist die Wiedergabe der archäologischen Studienreise. Der Ich-Erzähler Schliemann ist stets auf der Suche nach antiken Stätten, die er allein oder zusammen mit einem einheimischen Führer erkundet. Gefahren bleiben da natürlich nicht aus (Schliemann 1869, 55 f.): »So oft ich mich diesen auf den Feldern einzeln liegenden Wohnungen näherte […] wurde ich von Hunden angefallen. Bisher war es mir immer gelungen, sie in ehrerbietiger Entfernung zu halten, indem ich Steine nach ihnen warf […]. Als ich aber […] in einen Bauerhof im Süden der Insel eintreten wollte, stürzten mit aller Wuth vier Hunde auf mich los und liessen sich weder durch Steine noch durch Drohungen einschüchtern. Ich rief laut um Hilfe«. Doch keiner hörte ihn. Glücklicherweise fiel Schliemann aber ein, was Odysseus in einer ähnlichen Lage gemacht hatte. Schliemann zitiert – zuerst auf griechisch und dann in deutscher Übersetzung – eine Passage aus der Odyssee und fährt dann fort: »Ich folgte also dem Beispiel des weisen Königs, indem ich mich getrost auf die Erde setzte und mich ganz still verhielt. […] aber dadurch, dass ich mich ganz vor ihnen demüthig zeigte, besänftigte ich ihre Wildheit«.[11] Solche Episoden, in denen Schliemann auf antike Texte,

9 Diese Autobiographie baut er in seinem 1881 erschienenen *Ilios*-Buch weiter aus (Schliemann 1881, 1–78). Maurer (2006, 108) betrachtet die autobiographischen Erinnerungen als literarische Elemente, um damit Authentizität zu schaffen. Schulz (2009, 104) stellt heraus, dass Schliemanns autobiographische Vorrede in Ilios vorrangig als »teleologisches Konzept« diente, um Erklärungen für den eingeschlagenen Lebensweg zu liefern. Mehr zu Schliemann als Autobiographen bei Schulz 2009.

10 Es sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass Schliemann Reiseliteratur zur Verfügung stand und er diese auch in dieser und anderen Publikationen eingearbeitet hat; dazu Schindler 1990, 165.

11 Von Odysseus hören wir u. a. auch, wenn Schliemann (1869, 41) die heutigen Bewohner Ithakas charakterisiert: »Die Einwohner von Ithaka sind freimüthig und bieder, ausserdordentlich keusch und fromm, gastfrei und mildthätig, lebhaft und arbeitsam, gefühlvoll und zutraulich,

vor allem die Homerischen Epen, zurückgreift, haben in doppelter Hinsicht eine Verweisfunktion: zum einen auf die Vergangenheit, zum anderen auf die von Schliemann »aktualisierte Realität« (Zintzen 1998, 290). Zugleich stiften sie aber auch einen neuen wirkungsmächtigen Text (ebd.).

Solcherart Gefahren waren das eine, weitaus mehr zu kämpfen hatte Schliemann mit der unerträglichen Hitze, von der er immer wieder berichtet: »Die Nacht war eine der heissesten, welche ich jemals in Europa erlebt habe, und obgleich ich die Fenster auf beiden Seiten geöffnet hatte, zeigte mein Thermometer doch um Mitternacht auf 35 Grad. Ich konnte vor Hitze nicht schlafen« (Schliemann 1869, 59). Oder: »Die Hitze war an diesem Tage drückend, und um so unerträglicher, da kein Lüftchen wehte. Da ich fortwährend dem Sonnenscheine ausgesetzt war, so hatte ich viel zu leiden […]« (ebd. 105).[12]

Immer wieder unternimmt er auf seiner Reise auch kleinere Ausgrabungen, bei denen er von Einheimischen unterstützt wird. Dabei halfen ihm schon damals die Schriftquellen ganz praktisch bei der Frage »Ubi Troia fuit«. Er zitiert ständig antike Quellen, die sein wissenschaftliches Anliegen und sein Wissen um die antiken Autoren unterstreichen sollen. So läuft Schliemann etwa bei Bunarbaschi, das damals viele Gelehrte als Ort des antiken Troia betrachteten, den Weg ab, »den Achilleus nothwendigerweise durchlaufen musste, um Hektor vor dem skäischen Thore zu treffen« (ebd. 137). Nach einem sehr beschwerlichen Marsch kommt er an einen »jähen Abhang von ungefähr 150 Meter Höhe, welchen die beiden Helden hinabsteigen mussten, um zum Skamander zu gelangen und die Runde um die Stadt zu machen« (ebd. 137 f.). Er steigt den Abgrund hinunter, der anfangs »unter einem Winkel von ungefähr 45° und weiterhin 65° abfällt, sodass ich gezwungen war, auf allen Vieren rückwärts zu kriechen. Ich gebrauchte fast eine Viertelstunde, um hinunterzukommen, und habe dadurch die Ueberzeugung gewonnen, dass kein sterbliches Wesen, nicht einmal eine Ziege, in eilendem Laufe einen Abhang hat hinunterkommen können, der unter einem Winkel von 65° abfällt«. Für den Pragmatiker Schliemann ist daher klar bewiesen – schließlich sei Homer bei seinen Beschreibungen sehr genau gewesen –, dass bei Bunarbaschi unmöglich das antike Troia gelegen haben kann. Und um dieses experimentelle und unübliche Verfahren historischer Quellenkritik abzusichern, unternahm er dort auch Ausgrabungen: »Ich hatte nur das uneigennützige Ziel im Auge, den thörichten und irrthümlichen Glauben mit der Wurzel auszurotten, dass Troja auf den Höhen von Bunarbaschi gelegen habe. Eine Schaufel nebst Hacke und Korb hatte ich für mich bestimmt und arbeitete trotz der drückenden Hitze mit demselben Eifer wie der beste meiner Arbeiter. Fast überall drangen wir bei einer Tiefe von 60 Centimeter bis 1 Meter in den Felsen ein; aber nirgends zeigten sich auch nur die kleinsten Spuren von Ziegeln oder Töpferwaaren, nirgends das geringste Anzeichen, dass der Ort jemals von Menschen

---

reinlich und sorgfältig; sie besitzen im höchsten Maße Klugheit und Weisheit, diese beiden erhabenden Tugenden, das Erbe ihres grossen Ahnherrn Odysseus«.

12 Weitere eindrückliche Beispiele: »Nichts erregte mehr Durst, als die schwere Arbeit des Ausgrabens, bei einer Hitze von 53 Grad in der Sonne«. – »Das Brod war durch die Hitze so trocken geworden, dass ich es nicht brechen konnte; ich legte es eine Viertelstunde ins Wasser, wodurch es weich wurde wie Kuchen« (Schliemann 1869, 31; 150). Solche und ähnliche Beschreibungen, die auf klimatische Widrigkeiten, Gefahren, Krankheiten u. ä. abheben, sind darüber hinaus typische Stilelemente des Abenteuerromans (Maurer 2006, 86).

bewohnt gewesen sei. […] Es ist in der That unbegreiflich, wie man jemals die Höhen von Bunarbaschi hat für die Stelle Troja's halten können« (ebd. 152). Später während seiner Reise, als er ähnliche Erkundungen in der Nähe des Hügels Hisarlık unternimmt, kommt er zu dem Schluss, »dass Hissarlik in jeder Beziehung in vollständiger Übereinstimmung mit allen Angaben steht, welche uns Homer über Ilium liefert« (ebd. 190). Schon hier zeichnet sich also ab, was er in seinem zweiten Werk »Trojanische Alterthümer« (Schliemann 1874/1990) ganz deutlich formuliert, dass er nämlich auf die Angaben der Ilias vertraut, an deren Genauigkeit er »wie ans Evangelium glaube« (ebd. 4).[13]

Trojanische Alterthümer (1874)[14]

Nach einem Hinweis des in der Troas ansässigen Briten *Frank Calvert* (1828–1908) unternahm Schliemann 1870 seine ersten archäologischen Ausgrabungen am Ruinenhügel Hisarlık/Troia (Türkei) an den Dardanellen. Diese Ausgrabungen setzte er bis 1873, der Auffindung des sogenannten ›Schatzes des Priamos‹, fort. Die Ergebnisse dieser Ausgrabungen stellte Schliemann bereits in zwei 1874 bei Brockhaus erschienenen Arbeiten vor; es handelt sich um die Werke »Trojanische Alterthümer. Bericht über die Ausgrabungen in Troja« sowie den dazugehörigen »Atlas der Trojanischen Alterthümer«, der die Abbildungen zum Bericht bereithielt.

Bereits im ersten Satz des Buchs macht der Einzelkämpfer Schliemann darauf aufmerksam, dass das vorliegende Werk eine Art Tagebuch seiner Ausgrabungen in Troia ist. Denn alle darin vorkommenden Aufsätze – insgesamt 23 Berichte auf rund 300 Seiten – sind, »wie die Lebhaftigkeit der Schilderungen es beweist, an Ort und Stelle, beim Fortschreiten der Arbeiten, von mir niedergeschrieben« (Schliemann 1874/1990, 1).[15] Dieser Tagebuchstil, ein »Schreiben dicht an der Gegenwart« (Zintzen 1998, 312), weist starke Ähnlichkeiten mit der Gattung der Reisebeschreibungen auf.

Typisch dafür sind z. B. seine imposanten Landschaftsbeschreibungen (»die Aussicht vom Berge Hisarlik ist eine überaus prachtvolle: vor mir die herrliche trojanische Ebene«[16]); die Aufzählung der Hindernisse, die ihm seitens der türkischen Regierung auferlegt wurden (»behufs Erlangung des zur Fortsetzung meiner Ausgrabungen nöthigen Fermans stieß ich aber auf neue große Schwierigkeiten«[17]); der Kampf mit dem schlechten Wetter und den Arbeitern (»leider giengen mir drei Tage verloren, denn am Sonntag […] konnte ich keine türkischen Arbeiter bekommen […] und zwei Tage wurde ich durch starkes Regenwetter abgehalten«[18]); das Problem mit den ungeheuren Schutt- und Steinmassen, die es an der Grabungsstelle zu entfernen galt (»Wie furchtbar die Schwierigkeiten der Ausgrabungen bei solchen Steinmassen sind, davon kann

13 Maurer (2006, 77) hat Schliemann passend dazu folgendermaßen charakterisiert: »Schliemann brought passion, liveliness and an almost religious devotion to his interpretation of Homer«. – Zum spannungsreichen Verhältnis von Literatur, Geschichte und Archäologie im 19. Jahrhundert am Beispiel Troia siehe jetzt auch Samida 2011.

14 Eine zeitgenössische Besprechung des Werkes findet sich in der *Illustrirten Zeitung* (Nr. 1613) vom 30. Mai 1874.

15 Mehrere dieser Berichte erschienen zuerst in der *Allgemeinen Zeitung* (dazu Samida 2009) und flossen dann in weiten Teilen identisch in sein Buch ein.

16 AZ, 22. November 1871 (Beil. Nr. 326); Schliemann 1874/1990, 43; ähnliche Beschreibungen finden wir auch schon früher, z. B. Schliemann 1869, 84; 190.

17 AZ, 2. November 1871 (Beil. Nr. 306); Schliemann 1874/1990, 36.

18 AZ, 27. November 1871 (Beil. Nr. 331); Schliemann 1874/1990, 47; ferner 144.

sich nur der einen Begriff machen welcher der Sache mit beigewohnt und mit angesehen hat wie lang' es dauert, und wie mühsam es ist – besonders bei dem jetzigen Regenwetter«[19]); alltägliche Entbehrungen und Gefahren (»das Leben in dieser Wildnis ist nicht ohne Gefahr, und es hätte z. B. diese Nacht sehr wenig daran gefehlt, so wären meine Frau und ich […] verbrannt«[20]); sowie der Kampf mit Krankheiten (»pestilentiales Sumpffieber«[21]) und die Menge an Ungeziefer und giftigen Tieren (»die hiesige ungeheure Menge von Insekten und Ungeziefer aller Art [ist] unsere größte Plage; besondere Angst aber haben wir vor den Skorpionen und sogenannten Vierziegfüßlern«[22]). Gerade die Hinweise auf Gefahren und Entbehrungen sollten dem Leser verdeutlichen, dass Ausgrabungen immer mit gefährlichen Abenteuern verbunden waren (Mannsperger 1992, 69). Ähnlichkeiten zum Abenteuerroman sind dabei wohl nicht zufällig.

Schliemanns lebhafte Berichterstattung lässt sich aber auch an den vielen positiven, regelrecht stereotypen Wendungen, die er gebraucht, erkennen. So spricht er zu Beginn seiner Berichte immer wieder davon, dass die Arbeiten mit »allergrößter Energie«[23], mit »größtem Eifer«[24], »aufs eifrigste«[25] oder »eifrig«[26] fortgeführt würden und allzu oft versetzen ihn die Befunde und Funde in »allergrößtes Erstaunen«[27]. Seine Inszenierungen gingen sogar soweit, dass er die Unwahrheit sagte. Ein prägnantes Beispiel, auf das zu Recht immer wieder verwiesen wird, ist die Entdeckung und Bergung des von ihm so bezeichneten ›Schatzes des Priamos‹. Ich möchte diese Passage, wie sie in der ursprünglichen Form in der *Allgemeinen Zeitung* (kurz: AZ) aus Augsburg abgedruckt wurde, im Folgenden zitieren[28]: »Es scheint daß die göttliche Vorsehung mich für meine übermenschlichen Anstrengungen während meiner dreijährigen Ausgrabungen in Ilion auf eine glänzende Weise hat entschädigen wollen […]. Um den Schatz der Habsucht meiner Arbeiter zu entziehen […], schnitt ich den Schatz mit einem großen Messer heraus, was nicht ohne die allergrößte Kraftanstrengung und die furchtbarste Lebensgefahr möglich war, denn die große Festungsmauer, welche ich zu untergraben hatte, drohte jeden Augenblick auf mich einzustürzen. Aber der Anblick so vieler Gegenstände, wovon jeder einzelne einen unermesslichen Werth für die Wissenschaft hat, machte mich tollkühn, und ich dachte nicht an die Gefahr. Die Fortschaffung des Schatzes wäre mir aber unmöglich geworden ohne die Hülfe meiner lieben Frau, welche immer bereit stand die von mir herausgeschnittenen Gegenstände in ihr großes Umschlagetuch zu packen und fortzutragen«. Die Schilderung, seine Frau habe die Goldsachen in ihrem »Umschlagetuch« in Sicherheit gebracht, ist pure Erfindung, weil Sophia zu dieser Zeit

19 AZ, 7. Januar 1872 (Beil. Nr. 7); Schliemann 1874/1990, 59.
20 Schliemann 1874/1990, 185; ferner AZ, 2. November 1871 (Beil. Nr. 306); Schliemann 1874/1990, 38. – Eindringlich auch in der AZ, 14. Juni 1873 (Beil. Nr. 165): »und wenn die civilisirte Welt dieses Werk wohlwollend aufnimmt, so werde ich mich für meine übermenschlichen Anstrengungen, Strapazen und riesenhaften Kosten in dieser Wildnis reichlich belohnt fühlen«.
21 AZ, 2. November 1871 (Beil. Nr. 306); Schliemann 1874/1990, 38; ferner 172.
22 Schliemann 1874/1990, 124; ferner 83.
23 AZ, 22. November 1871 (Beil. Nr. 326); Schliemann 1874/1990, 40; ferner 165.
24 AZ, 16. Dezember 1871 (Beil. Nr. 350); Schliemann 1874/1990, 51; ferner 165; 186.
25 Schliemann 1874/1990, 69.
26 AZ, 27. November 1871 (Beil. Nr. 331); Schliemann 1874/1990, 47.
27 AZ, 27. November 1871 (Beil. Nr. 331), dort mehrfach; Schliemann 1874/1990, 47 ff.; ferner 69.
28 AZ, 5. August 1873 (Beil. Nr. 217); ähnlich auch bei Schliemann 1874/1990, 217; 1881, 48 f.

nachweislich gar nicht in Troia war.[29] Es ging ihm bei seiner auf »Affekte bedachten Berichterstattung« (Sösemann 2002, 68) einzig und allein darum, die Ereignisse zu dramatisieren: die »göttliche Vorsehung« habe ihn für seine »übermenschlichen Anstrengungen« belohnen wollen. Mit der »allergrößte Kraftanstrengung« und unter »furchtbarster Lebensgefahr« habe er die wertvollen Gegenstände »tollkühn« geborgen. Theatralischer ist die Entdeckung wohl kaum mehr zu schildern.

Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang ein weiteres typisches Stilmittel: seine in der Anfangszeit verwendeten Fund- und Befundbenennungen. Da wird vorbehaltlos vom ›Skäischen Tor‹, der ›Pergamos von Troia‹, dem ›Haus des Priamos‹ oder gar dem ›Schatz des Priamos‹ gesprochen (dazu Zintzen 1998, 305 ff.; Maurer 2006, 103.). Diese Benennungspraxis Schliemanns hat Zintzen (1998, 306) als »Methode der Aneignung und Familiarisierung des Fremdartigen« bezeichnet – eine Methode, die die archäologischen Objekte zugleich in den neuhumanistischen Wertekanon des Bildungsbürgertums einschrieb. Es sei nur am Rande erwähnt, dass diese Schlagworte beim großen Publikum prägend gewesen sein dürften, während solche Bezeichnungen beim gelehrten Publikum die Vorurteile gegen Schliemann eher unterstrichen. Von Schuchhardt (1890, 12) erfahren wir, dass solche Benennungen genügten, um Schliemanns »Trojanische Alterthümer« in das »Reich der Phantasie zu verweisen. Die Gelehrten hielten es großentheils«, so fährt er fort, »geradezu unter ihrer Würde, sich mit diesen ›Schrullen‹ zu beschäftigen«.

Schliemanns Berichte sind darüber hinaus mit zahlreichen Anekdoten geschmückt. Ich greife lediglich eine heraus: »Da ich bei meinen vielen Arbeiten nicht die Namen aller meiner Arbeiter im Gedächtnis behalten kann, so nenne ich sie je nach ihrem mehr oder weniger gottesfürchtigen, militärischen oder gelehrten Aussehen: Derwisch, Mönch, Pilgrim, Korporal, Doktor, Schulmeister usw. und kaum habe ich einen solchen Namen gegeben, so wird der gute Mann von allen bei demselben so genannt, solange er bei mir ist. Auf diese Weise habe ich viele Doktoren, von denen keiner lesen und schreiben kann« (Schliemann 1874/1990, 121).[30] Nicht weniger blumig und amüsant, aber zugleich wieder auf die ›schrecklichen‹ Bedingungen vor Ort aufmerksam machend, sind Äußerungen wie diese: »Die Blätter der Bäume fangen jetzt an hervorzubrechen, während die trojanische Ebene bereits mit Frühlingsblumen bedeckt ist. Schon seit 14 Tagen hört man das Quaken der Millionen von Fröschen in den umliegenden Sümpfen, und bereits seit acht Tagen sind die Störche zurückgekehrt. Zu den Unannehmlichkeiten des Lebens in der Wildnis gehört das entsetzliche Geschrei der in den Löchern der Wände meiner Ausgrabungen nistenden unzähligen Eulen; dieses Geschrei hat etwas Geheimnisvolles und Grauenhaftes und ist besonders in der Nacht unerträglich« (ebd. 165).

---

29 Zu Schliemanns Selbstinszenierung in der Darstellung der Mitarbeit seiner Frau siehe Mannsperger 1992.

30 »Es ist mir ungemein daran gelegen, daß die großen Steinplatten des Turmweges nicht von Christen oder Türken weggeschleppt werden, und um dies zu verhüten, habe ich das Gerücht verbreitet, Jesus Christus habe den König Priamos besucht und sei diesen Weg hinaufgestiegen; um diesem Umstand noch mehr Gewicht beizulegen, habe ich ein großes Christusbild an der Nordwestseite der Turmstraße in der Erdwand befestigt. […] Um zu verhüten daß die uralten Hausmauern von frevelhafter Hand ruiniert werden, habe ich im obersten Hause unterhalb des Minervatempels das Bild der Gottesmutter aufgehängt« (Schliemann 1874/1990, 194; 195).

Mitunter sind seine Schilderungen aber auch grotesk, etwa die Erwähnung zweier Kröten, die er in einer Tiefe von 12 Metern zwischen zwei Steinblöcken entdeckte. Er ist davon überzeugt, dass diese 3000 Jahre dort verbracht hätten: »Sehr interessant ist es, in den Ruinen Trojas lebende Geschöpfe aus der Zeit des Hektor und der Andromacha zu sehen, selbst wenn diese Geschöpfe nur Kröten sind« (Schliemann 1874/1990, 99).[31]

Einen letzten Punkt möchte ich noch ansprechen. Immer wieder findet man in seinen Berichten Formulierungen, die die Bedeutung seiner Arbeit für die Wissenschaft hervorheben bzw. die deutlich machen sollen, dass er seine Ausgrabungen lediglich für die Wissenschaft durchführt. So heißt es einmal: »Die interessantesten und für die Wissenschaft wichtigsten […] Terakottas« (Schliemann 1874/1990, 190) oder »Wenngleich nun der eigentliche Zweck dieser Ausgrabungen verfehlt ist, so hat dieselbe doch das für die Wissenschaft wichtige Resultat gehabt …« (ebd. 203).[32] In diesem Zusammenhang ist auch zu erwähnen, dass er sich des Öfteren kritisch über die ›Stubengelehrten‹ äußert, die von ihrem Schreibtisch aus Interpretationen vornähmen. »Ich begreife gar nicht, wie es nur möglich ist, daß man die Lösung des großen Rätsels ›ubi Troia fuit‹ […] von jeher so leichtfertig hat behandeln können, und sich, nach einen Besuch von ein paar Stunden in der Ebene von Troja, zu Hause hinzusetzen und voluminöse Werke zu schreiben, um eine Theorie zu verteidigen, deren Nichtigkeit man eingesehen hätte, wenn man auch nur eine einzige Stunde hätte nachgraben lassen« (ebd. 26).[33]

Ilios. Stadt und Land der Troianer (1881)

Schliemanns erstes ›wissenschaftliches‹ Werk, so der Biograph Heinrich Döhl (1981a, 114), ist das Buch »Ilios. Stadt und Land der Trojaner« aus dem Jahr 1881. Auch in dieser Arbeit Schliemanns finden sich – trotz zunehmendem objektivierenden bzw. positivistischen und de-personalisierenden Schreibstil (Zintzen 1998, 301)[34] – zahlreiche Schilderungen, die noch ganz dem Geiste der Reisebeschreibungen verhaftet sind, von denen sich Schliemann offenbar nie ganz zu lösen vermochte.[35] Dazu zählt zum einen ganz besonders seine eindrückliche autobiographische Einleitung, in der er sein eigenes Leben als Erzählung mit dem Ziel stilisiert, der bedeutendste Archäologe des 19. Jahrhunderts zu werden (Maurer 2006, 109). Zum anderen gehören dazu auch Stilelemente wie der Ich-Erzähler, die direkte Ansprache der Leser und weiterhin imposante

31 Dazu auch schon Zintzen (1998, 292) und das Spottgedicht im zeitgenössischen Witzblatt *Kladderadatsch* (Jg. 27, H. 11, 8. März 1874, 43).

32 Ferner Schliemann 1874/1990, 31; 193; 204; 205; 210.

33 Ähnlich auch Schliemann (1874/1990, 25). In einem Artikel in der *Kölnischen Zeitung* vom 13. September 1873 monierte er ebenfalls diese Vorgehensweise, siehe Meyer (1953, Nr. 218, 239 f.).

34 Zintzen (1998, 268) macht darauf aufmerksam, dass in „*Ilios*“ der subjekthafte Darstellungsmodus Schliemanns zugunsten der »Inszenierung und Präsentation der Objekte« aufgegeben wurde. Diese ›Verwissenschaftlichung‹, so meint sie, sei auf die Kritik der Fachwissenschaft am Troja-Buch von 1874 zurückzuführen. Das mag ein Grund sein. Einen anderen sehe ich vor allem im positiven Einfluss des Berliner Mediziners, Politikers und Prähistorikers *Rudolf Virchow* (1821–1902), der seit 1879 an den Ausgrabungen in Troia beteiligt war und Schliemanns Freund und Förderer wurde.

35 Dafür spricht auch, dass Schliemann für sein Werk zu Mykene ebenfalls auf seine Tagebuchaufzeichnungen zurückgriff und 1881 eine weitere Reisebeschreibung verfasste; Schliemann 1878; 1881b.

Landschaftsbeschreibungen. Ein Beispiel soll das verdeutlichen: »Ich kann wohl behaupten, dass die eigentliche Ebene von Troja mehr noch als der übrige Theil des Landes sich durch üppige Fruchtbarkeit des Bodens und glänzende Schönheit der Landschaftsbilder auszeichnet. Ich bitte den Leser, mich an einem Frühlingsabend bei Sonnenuntergang auf den Gipfel von Hissarlik zu begleiten, damit er sich überzeugen könne, wie sehr die Troer vor allen übrigen Sterblichen durch die herrliche Lage ihrer Stadt bevorzugt waren« (Schliemann 1881a, 120). Nicht zuletzt werden auch in diesem monumentalen Buch – es umfasst etwa 1000 Seiten mit knapp 1600 Textabbildungen[36] – Schwierigkeiten und Gefahren während der Ausgrabungsarbeiten angeführt: »Wie schwierig es ist, in der Mitte eines gewaltigen Hügels Tunnels zu graben […], das kann nur der begreifen, der Augenzeuge eines solchen Unternehmens gewesen ist« (ebd. 737).

Carl Schuchhardt (1859–1944)

Biographisches[37]

Carl Schuchhardt wird 1859 in Hannover geboren und ist damit eine ganze Generation jünger als Schliemann. Schuchhardt studiert Altphilologie und Klassische Archäologie in Leipzig, Göttingen und Heidelberg, wo er 1882 promoviert. 1884 geht er für zwei Jahre als Erzieher nach Rumänien und beschäftigt sich dort mit den Trajanswällen. 1886/87 reist er als Stipendiat des *Deutschen Archäologischen Instituts* nach Griechenland und Kleinasien; in dieser Zeit nimmt er auch an Ausgrabungen in Pergamon unter *Carl Humann* (1839–1896), dem Entdecker des Pergamonaltares, teil. Nahezu zeitgleich erhält er von dem Verleger Eduard Brockhaus – in Abstimmung mit Schliemann – im Spätherbst des Jahres 1886 den Auftrag, ein populäres Buch zu den Schliemannschen Ausgrabungen zu schreiben. An dem Buch arbeitet er mehrere Jahre und an verschiedenen Orten – begonnen in Athen, fortgesetzt in Berlin und Rom[38], beendet 1889 in Hannover –, ohne zuvor je in Troia gewesen zu sein.[39] Mit diesem Buch, das Anfang 1890 erscheint und bereits ein Jahr später erneut in einer aktualisierten Auflage vorgelegt wird, erlangt Schuchhardt auch über die Fachgrenzen hinaus hohe Bekanntschaft.[40] Noch nicht einmal 30 Jahre alt wird Schuchhardt im Jahr 1888 Direktor des neu gegründeten Kestner-Museums in Hannover. Während seiner Zeit in Hannover wendet er sich mehr und mehr der Prähistorie zu – besonders hervorzuheben

36 Mehr als 750 Seiten stammen aus Schliemanns Feder; der Rest besteht aus Spezialbeiträgen anderer Wissenschaftler und beigefügten Tafeln.

37 Zu Schuchhardt siehe z. B. Müller 2004 sowie seine Autobiographie: Schuchhardt 1944.

38 »Abends hab ich fleißig an meinem Schliemannbuche geschrieben und den Kameraden schon gelegentlich das eine oder andere Kapitel vorgelesen« (Schuchhardt 1944, 173).

39 Der 1887 geplante Besuch Schuchhardts scheiterte; erst im April 1890 besucht er Schliemann in Troia. Ausführlich zur Entstehungsgeschichte des Buchs sowie zum Verhältnis ›Schuchhardt-Schliemann‹ siehe vor allem Grünert 1992; Gummel 1954; sowie die eigenen Ausführungen Schuchhardts (1944, 176 ff.).

40 Das Buch wurde darüber hinaus innerhalb von zwei Jahren in vier Sprachen übersetzt: Englisch, Schwedisch, Dänisch und Ungarisch (Schuchhardt 1944, 179). – Interessant ist auch, dass der Verleger Brockhaus, noch bevor die erste Auflage überhaupt auf dem Markt war, mit einer zweiten Auflage rechnete (siehe den Brief im Anhang).

sind seine Forschungen zu vor- und frühgeschichtlichen Burgwällen. 1908 übernimmt er die Leitung der Vorgeschichtlichen Abteilung der Königlichen Museen zu Berlin, die er bis zu seiner Pensionierung innehat. Damit war Schuchhardt »offiziell zum Hüter« (Grünert 1992, 171) der in Berlin befindlichen Schliemannschen Troia-Sammlung geworden, von der er sagte, sie allein sei eine Lebensarbeit wert (Schuchhardt 1944, 269). Schuchhardt stirbt am 7. Dezember 1943, nur wenige Wochen zuvor hatte er das Manuskript seiner Autobiographie abgeschlossen.

Schliemann's Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenae, Orchomenos, Ithaka im Lichte der heutigen Wissenschaft (1890)

»Nun wurde es auch Licht auf der Burg des Priamos« (Schuchhardt 1890, 45). Dieser Satz, mit dem Schuchhardt die Bedeutung *Wilhelm Dörpfelds* (1853–1940) für die Ausgrabungen in Troia hervorhob, dürfte wohl zu den meist zitierten Sätzen seines Buchs über die Schliemannschen Ausgrabungen zählen.[41] Dabei ist dieser Satz kaum mehr als eine Randbemerkung in seinem rund 360 Seiten langen und 290 Textabbildungen umfassenden Buch, in dem er Schliemanns Leben und dessen Ausgrabungen, nicht nur in Troia, sondern auch in Tiryns, Mykene und Orchomenos zusammenfasst.

Ziel war es, wie Schuchhardt (1890, VI) im Vorwort schreibt, »die wissenschaftlichen Ergebnisse der Schliemann'schen Ausgrabungen in objectiver Darstellung einem möglichst großen Leserkreise zugänglich zu machen«. Dies ist ihm, mag man dem eingangs zitierten Rezensenten glauben, offenbar gelungen.[42]

Im Gegensatz zu Schliemann scheinen ›erzählerische‹ Momente bei ihm nur sehr vereinzelt auf. Dies ist beispielsweise in einem Abschnitt zu Tiryns der Fall (Schuchhardt 1890, 126 ff.). Hier nimmt er den Leser auf mehreren Seiten mit auf einen Gang durch den Palast: »Durchschreiten wir das Hauptthor, das, wie oben erwähnt, offen war, so gelangen wir, links umbiegend, erst nach […] Setzen wir nun unsern Weg durch das Thor fort, so wandern wir zunächst (127) […] Nach dem Verlassen des Hauptthores befinden wir uns in dem großen Hofe F, (128) […] Dieses zweite Thor hütet den Eingang in den Hof der Männerwohnung L, in dem wir uns nun dicht vor den Haupträumen des Palastes befinden. Bislang ist der Weg fortwährend gestiegen (129) […] Wieder kommen wir zunächst in einen großen Hof, der auf mehreren Seiten Säulenhallen mit Spuren von gemauerten Sitzbänken hat (135)«. Solche direkten Ansprachen sind aber recht selten; in der Regel hält er sich an den archäologischen Befund, den er beschreibt und deutet. Auf ausschmückende Geschichten innerhalb seiner Synthese, wie

41 Auf diese Aussage reagierte vor allem Virchow sehr wirsch. In einem Brief an Schliemann vom 23. Dezember 1889 schrieb er pikiert: »Mir liegt gewiß nichts ferner, als die Verdienste Dörpfelds verkleinern zu wollen, indes dieses ›er kam, sah und siegte‹, hat doch etwas Beleidigendes für die früheren Beteiligten, von Ihnen selbst gar nicht zu sprechen, und ich möchte nicht, daß es sich in die ganze kommende philologische Literatur einfrißt« (Herrmann/Maaß 1990, Brief Nr. 563, 534). Virchow hat daher auch bei dem Verleger Brockhaus auf solche Ungereimtheiten und Lücken des Werkes hingewiesen. Brockhaus versicherte wiederum Virchow in seinem Antwortschreiben vom 27. Dezember 1889 (siehe Anhang), Schuchhardt in Kenntnis zu setzen. In der zweiten Auflage ist dieser Satz allerdings dann nicht, wie man vielleicht meinen könnte, getilgt worden, siehe Schuchhardt 1891, 48. Schliemann bezeichnete Virchows Tadel in einem Antwortbrief (Herrmann/Maaß 1990, Brief Nr. 564, 534 f.) als »sehr gerecht« und die Auslassung von Virchows Verdiensten durch Schuchhardt als einen »höchst ekelhaften, unverzeihlichen Verstoß« (ebd. 535).

42 Die schnelle zweite Auflage deutet auf einen guten Absatz hin.

wir sie von Schliemann kennen, verzichtet er völlig.[43] Dies ist wohl hauptsächlich darauf zurückzuführen, dass er – anders als Schliemann – zu keinem Zeitpunkt an den Ausgrabungen beteiligt war und daher genügend Abstand zu den von ihm dargestellten Sachverhalten besaß. Es verwundert daher auch nicht, dass wir hier keine Reisebeschreibung mehr vorliegen haben, sondern ein – wir würden heute sagen – wissenschaftliches Sachbuch. Anders als Schliemann war Schuchhardt während der Abfassung des Manuskripts darüber hinaus schon ›durch und durch‹ Wissenschaftler, dem durch die Zuerkennung des Reisestipendiums des DAI eine Karriere in der Archäologie bevorstand. Dies ist sicherlich ein zentraler Punkt, der die unterschiedliche Art der Darstellung und damit auch recht nüchterne ›Erzählhaltung‹ Schuchhardts erklärt.

Archäologen als Wissenschaftler und Erzähler

Schliemann und Schuchhardt sind zwei völlig unterschiedliche archäologische ›Erzähler‹. Dies ist einerseits zu einem beträchtlichen Teil ihrer jeweiligen Biographie geschuldet: hier der Homergläubige und – jedenfalls zu Beginn – archäologische Laie und dort der junge, aufstrebende Wissenschaftler.

Für den rastlosen Reisenden und geübten Tagebuchschreiber bietet sich zweifellos zu Beginn seiner archäologischen Tätigkeit eine ihm bekannte und bereits erprobte literarische Gattung an, immerhin hatte Schliemann mit Reiseberichten erste Erfahrungen gesammelt: 1867 publizierte er eine 1864 unternommene Asienreise als Reisebericht (Schliemann 1867). Es nimmt daher nicht Wunder, dass Schliemann für seine archäologischen Berichte gleichfalls auf diese Erzählform und die damit verbundenen narrativen Strategien zurückgriff. In seinen Arbeiten finden wir all das, was die damals typischen Reiseberichte ausmachte: den Ich-Erzähler, die direkte Ansprache der Leser, Geschichten über Strapazen und Gefahren, anekdotenhafte Erzählungen, aber immer wieder auch die wissenschaftliche Diskussion. Schliemann beherrschte diese Form des Erzählens und ihre Strategien – wie wir gesehen haben – vorzüglich.

Der promovierte Archäologe und in jungen Jahren zum Museumsdirektor berufene Schuchhardt dagegen war mit dem wissenschaftlichen Arbeiten gut vertraut; auch wenn er in seinem ersten bedeutenden Werk betont, er wolle einen großen Leserkreis erreichen, so ist doch an der ganzen Art des Buchs klar der seriöse Wissenschaftler zu erkennen, der Meinungen und Argumente abwägt und auf vorschnelle Deutungen verzichtet. Der junge Gelehrte ist zudem als Schüler des Heidelberger Klassischen Archäologen *Friedrich von Duhn* (1851–1930) in der Wissenschaft allgemein bekannt und genießt bereits Reputation. Anders stellte sich dagegen die Situation für den Autodidakten Schliemann dar, der in den frühen Jahren auf archäologischem Gebiet ein ›Nobody‹ war und sich erst noch vor der Wissenschaftlergemeinde beweisen musste. Seine ›erzählenden‹ Publikationen verhalfen ihm zwar bei der Bevölkerung zu Ansehen,

43 »Da ist nichts von ermüdender Breite, alles wird präzis und doch klar und anschaulich beschrieben, selbst die sprödesten Einzelheiten in anmutiger, unterhaltender Weise geschildert. Kein Mißton polemischer Schärfe stört das gleichmäßige Behagen des Lesers; bescheiden und würdig, dabei voll erquicklicher Wärme, gelegentlich auch launig ist die Sprache Schuchhardts« (*Schwäbische Kronik*, Anm. 1).

jedoch nicht innerhalb der *Scientific Community*, deren Vertreter den »abenteuerlichsten Vermutungen« und »schrullenhaftesten Zuthaten« Schliemanns äußerst skeptisch gegenüberstanden. Bis zu seinem Lebensende buhlte er um die Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen.

Es dürfte müßig sein, abschließend zu entscheiden, wer der ›bessere‹ Autor der beiden war, auch wenn uns der zu Beginn zitierte zeitgenössische Rezensent in der *Schwäbischen Kronik* eine klare Antwort darauf zu geben scheint. Was jedoch deutlich geworden sein sollte, ist die Tatsache, dass Erzählstrategien und Motive nur im Zusammenspiel mit der Kenntnis der jeweiligen Biographie zu verstehen sind: Biographik ist ohne Narratologie nicht vorstellbar.

Anhang

Brief von F.A. Brockhaus an Rudolf Virchow

27. Dez. 1889
Hochgeehrter Herr!
Für Ihr freundliches Schreiben vom 22. d. M. sage ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank.
Daß ›Schliemanns Ausgrabungen‹ so bedauerliche Lücken wie die von Ihnen angegebenen aufweist, war mir sehr überraschend, es war mir aber nicht möglich gewesen, in bezug auf den Inhalt auf den Verfasser einen direkten Einfluß zu üben. Ich habe indeß nicht verfehlt, denselben von Ihren Bemerkungen in Kenntniß zu setzen, und darf wol annehmen, daß er dieselben in seiner zweiten Auflage des Werkes, auf welche ich bestimmt rechnen zu dürfen glaube, sorgfältig berücksichtigt.
Genehmigen Sie die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung, womit ich mich empfehle
ergebenst
F.A. Brockhaus

Quelle:
Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften: NL R. Virchow, Nr. 2653; unpubliziert[44]

Literatur

Brenner 1990: P. J. Brenner, Der Reisebericht in der deutschen Literatur. Internationales Archiv Sozialgesch. Dt. Lit., 2. Sonderh. Tübingen: Niemeyer 1990.
Cobet 1997: J. Cobet, Heinrich Schliemann, Archäologe und Abenteurer. München: C. H. Beck 1997.
Döhl 1981: H. Döhl, Heinrich Schliemann, Mythos und Ärgernis. München u. a.: Bucher 1981.

44 Ich danke der BBAW, namentlich Frau Wiebke Witzel, für die Abdruckgenehmigung des bislang unpublizierten Briefes.

Eggert 2002: M. K. H. Eggert, Between Facts and Fiction: Reflections on the Archaeologist's Craft. In: P. F. Biehl/A. Gramsch/A. Marciniak (Hrsg.), Archäologien Europas/Archaeologies of Europe: Geschichte, Methoden und Theorien / History, Methods and Theories. Tübinger Arch. Taschenbücher 3. Münster u. a.: Waxmann 2002, 119–131.

Eggert 2006: Ders., Archäologie. Grundzüge einer Historischen Kulturwissenschaft. Tübingen u. a.: Francke 2006.

Essner 1985: C. Essner, Deutsche Afrikareisende im neunzehnten Jahrhundert. Zur Sozialgeschichte des Reisens. Beitr. Kolonial- u. Überseegesch. 32. Stuttgart: Steiner 1985.

Fabian 2001: J. Fabian, Im Tropenfieber. Wissenschaft und Wahn in der Erforschung Zentralafrikas. München: C. H. Beck 2001.

Greifenhagen 1965: A. Greifenhagen (Hrsg.), Adolf Furtwängler: Briefe aus dem Bonner Privatdozentenjahr 1879/90 und seiner Tätigkeit an den Berliner Museen 1880–1894. Stuttgart u. a.: Kohlhammer 1965.

Grünert 1992: H. Grünert, Schliemann und Schuchhardt. In: J. Herrmann (Hrsg.), Heinrich Schliemann. Grundlagen und Ergebnisse moderner Archäologie 100 Jahre nach Schliemanns Tod. Berlin: Akademie-Verlag 1992, 161–175.

Gummel 1959: H. Gummel, Carl Schuchhardt und Heinrich Schliemann. Kunde N. F. 10, 1959, 2–5.

Herrmann/Maaß 1990: J. Herrmann/E. Maaß, Die Korrespondenz zwischen Heinrich Schliemann und Rudolf Virchow 1876–1890. Berlin: Akademie-Verlag 1990.

Klein 2009: C. Klein, Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien. Stuttgart: J. B. Metzler 2009.

Mannsperger 1992: B. Mannsperger, »Selbstinszenierung« Heinrich Schliemanns in der Darstellung der Mitarbeit seiner Frau Sophia. In: J. Herrmann (Hrsg.), Heinrich Schliemann. Grundlagen und Ergebnisse moderner Archäologie 100 Jahre nach Schliemanns Tod. Berlin: Akademie-Verlag 1992, 65–72.

Maurer 2006: K. Maurer, Discursive Interaction. Literary Realism and Academic Historiography in Nineteenth-Century Germany. Hermeia 9. Heidelberg: Synchron 2006.

Meyer 1936: E. Meyer (Hrsg.), Briefe von Heinrich Schliemann. Berlin u. a.: De Gruyter 1936.

Meyer 1953: Ders. (Hrsg.), Heinrich Schliemann. Briefwechsel 1: 1842–1875. Berlin: Mann 1953.

Meyer 1963: Ders., Vorwort zur Neuausgabe. In: H. Schliemann, Ithaka, der Peloponnes und Troja. Archäologische Forschungen. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1963², XI–XVII.

Michaelis 1906: A. Michaelis, Die Archäologischen Entdeckungen des neunzehnten Jahrhunderts. Leipzig: Seemann 1906.

Müller 2004: R. Müller, Stichwort ›Schuchhardt, Carl‹. In: RGA² 27, 2004, 343–347.

Richter 1992: W. Richter, Heinrich Schliemann. Dokumente seines Lebens. Leipzig: Reclam 1992.

Rieckhoff 2007: S. Rieckhoff, Keltische Vergangenheit: Erzählung, Metapher, Stereotyp. Überlegungen zu einer Methodologie der archäologischen Historiographie. In: S. Burmeister/H. Derks/J. von Richthofen (Hrsg.), Zweiundvierzig. Festschrift für Michael Gebühr zum 65. Geburtstag. Internat. Arch., Stud. honoraria 25. Rahden/Westf.: Marie Leidorf 2007, 15–34.

Rüsen 1997: J. Rüsen, Historisches Erzählen. In: K. Bergmann/K. Fröhlich/A. Kuhn/J. Rüsen/G. Schneider (Hrsg.), Handbuch der Geschichtsdidaktik. Seelze-Velber: Kallmeyer ⁵1997, 57-63.

Samida 2009: S. Samida, Heinrich Schliemann, Troia und die deutsche Presse: Medialisierung, Popularisierung, Inszenierung. In: P. Boden/D. Müller (Hrsg.), Populäres Wissen im medialen Wandel seit 1850. Literaturforsch. 9. Berlin: Kadmos 2009, 135–151.

Samida 2011: Dies., Literatur, Geschichte und Archäologie im 19. Jahrhundert: Der Burghügel von Hisarlık. In: S. Burmeister/N. Müller-Scheeßel (Hrsg.), Fluchtpunkt Geschichte:

Archäologie und Geschichtswissenschaft im Dialog. Tübinger Arch. Taschenbücher 9. Münster u. a.: Waxmann, 73–92.
Samida 2012: Dies., Heinrich Schliemann, Tübingen u.a.: Francke 2012
Schindler 1990: W. Schindler, Schliemanns Selbstbiographie im Kontext. In: W. M. Calder III/J. Cobet (Hrsg.), Heinrich Schliemann nach hundert Jahren. Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann, 152–169.
Schliemann 1867: H. Schliemann, La Chine et le Japon au temps présent. Paris: Librairie Centrale 1867.
Schliemann 1869: Ders., Ithaka, der Peloponnes und Troja. Archäologische Forschungen. Leipzig: Brockhaus 1869.
Schliemann 1874/1990: Ders., Bericht über die Ausgrabungen in Troja in den Jahren 1871 bis 1873. München u. a.: Artemis-Verlag 1990. [Nachdruck des 1874 in Leipzig erschienenen Buchs: Trojanische Alterthümer. Bericht über die Ausgrabungen in Troja].
Schliemann 1878: Ders., Mykenae. Bericht über meine Forschungen und Entdeckungen in Mykenae und Tiryns. Leipzig: Brockhaus 1876.
Schliemann 1881a: Ders., Ilios. Stadt und Land der Trojaner. Leipzig: Brockhaus 1881.
Schliemann 1881b: Ders., Reise in der Troas im Mai 1881. Leipzig: Brockhaus 1881.
Schuchhardt 1890: C. Schuchhardt, Schliemann's Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka im Lichte der heutigen Wissenschaft. Leipzig: Brockhaus 1890.
Schuchhardt 1891: Ders., Schliemann's Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka im Lichte der heutigen Wissenschaft. Leipzig: Brockhaus ^{2}1891. [Reprint: 2000].
Schuchhardt 1944: Ders., Aus Leben und Arbeit. Berlin: De Gruyter 1944.
Schulz 2009: U. Schulz, Kindliche Pläne für den Herbst des Lebens. Heinrich Schliemann als Autobiograph. Unveröff. Masterarbeit, Philosophische Fakultät der Universität Rostock.
Schweinfurth 1918: G. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika: Reisen und Entdeckungen im zentralen Äquatorial-Afrika während der Jahre 1868–1971. Ein Beitrag zur Entdeckungsgeschichte von Afrika. Leipzig: Brockhaus ^{3}1918.
Sösemann 2002: B. Sösemann, Olympia als publizistisches National-Denkmal. Ein Beitrag zur Praxis und Methode der Wissenschaftspopularisierung im Deutschen Kaiserreich. In: H. Kyrieleis (Hrsg.), Olympia 1857–2000. 125 Jahre Ausgrabungen. Internationales Symposion, Berlin 9.–11. November 2000. Mainz: Philipp von Zabern 2002, 49–84.
Veit 2006: U. Veit, Der Archäologe als Erzähler. In: H.-P. Wotzka (Hrsg.), Grundlegungen. Studien zur europäischen und afrikanischen Archäologie für M. K. H. Eggert. Tübingen: Francke 2006, 201–213.
Woldt 1881: A. Woldt, Rezension zu: H. Schliemann, Ilios. Stadt und Land der Trojaner (Leipzig). Illustrirte Zeitung (Nr. 1957), 1. Januar 1881, 13.
Zavadil 2009: M. Zavadil, Ein trojanischer Federkrieg. Die Auseinandersetzung zwischen Ernst Boetticher und Heinrich Schliemann. Veröff. Mykenische Komm. 29. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2009.
Zintzen 1998: C. Zintzen, Von Pompeji nach Troia. Archäologie, Literatur und Öffentlichkeit im 19. Jahrhundert. Comentarii 6. Wien: WUV 1998.

Stefanie Samida
Exzellenzcluster Topoi, Topoi Building Dahlem, Hittorfstrasse 18, D-14196 Berlin
stefanie.samida@topoi.org

EAZ – Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift
Jahrgang 51, 1/2 (2010), S. 105–128
© Waxmann

Felix Wiedemann

Völkerwellen und Kulturbringer

Herkunfts- und Wanderungsnarrative in historisch-archäologischen Interpretationen des Vorderen Orients um 1900*

Zusammenfassung:
Fragen nach der Herkunft verschiedener historischer Völker und ihren Wanderungen durch Raum und Zeit haben immer schon eine wichtige Rolle in der Archäologie gespielt. Insbesondere Archäologen des ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhunderts versuchten, Wanderungsrouten bestimmter historischer Völker zu identifizieren und ethnohistorische Kartographien ganzer Regionen zu erstellen. Unabhängig vom behandelten historischen Gegenstand weisen diese Abhandlungen oft bemerkenswerte Ähnlichkeiten in der Art und Weise auf, wie Wanderung dargestellt und erzählt wird. Am Beispiel der Vorderasiatischen Archäologie in Deutschland um 1900 werden im Folgenden zentrale historisch-archäologische Wanderungsnarrative vor dem Hintergrund ihres kulturellen und politischen Kontextes untersucht. Im Zentrum der archäologischen Debatte über Wanderungen im Alten Orient standen vor allem zwei Themenfelder: Die Frage nach der vermeintlichen Herkunft und den Wanderungswegen der ›semitischen Völker‹ sowie die ethnohistorische Kartographie Kleinasiens in der Antike. Dabei lassen die entsprechenden Darstellungen zahlreiche sich wiederholende Rollen- und Erzählmuster erkennen, die in verschiedenen historiographischen Kontexten der Zeit verbreitet waren. Nicht zuletzt aber weist der archäologische Diskurs über Wanderungen im Alten Orient bemerkenswerte Parallelen zu zeitgenössischen Theorien über die Herkunft der Juden auf und muss entsprechend in den Kontext der zeitgenössischen Debatte um den aufkommenden Antisemitismus gestellt werden.

Schlüsselwörter: Wanderungsnarrative; Wissenschaftsgeschichte; Vorderasiatische Archäologie; Assyriologie; Anthropologie; Semiten; Hethiter

»Völkerwellen und Kulturbringer«. Narratives of Origin and Narratives of Migration in Historical and Archaeological Interpretations of the Near East around 1900

Abstract:
Questions as to the origins of different historical peoples and their movements through time and space have always played a vital role in archaeology. Especially late 19th and

* Der Beitrag beruht auf Forschungen während eines Fellowships des Berliner Exzellenzclusters TOPOI 2010.

early 20th centuries archaeologists tried to identify the routes of migration of certain peoples in order to establish ethno-historical cartographies of entire regions. Regardless the historical context to be dealt with, these accounts often share some remarkable similarities in representing and narrating migrations. Using the example of German ancient Near Eastern archaeology at the turn of the 20th century the article examines central migration narratives against the background of their political and cultural contexts. The two most important questions of the archaeological debate on migrations in the ancient Near East were the supposed origin and migrations of the ›Semitic peoples‹ and the ethno-historical cartography of ancient Asia Minor. The archaeological accounts show repetitive role patterns which can be identified in different historiographical contexts of the time. Furthermore, striking parallels between the archaeological discourse on migrations in the ancient Near East and theories about the supposed origins of the Jews clearly demonstrate the importance of the contemporary debate on the rising anti-Semitism in this context.

Keywords: Migration narratives; history of Science; Near Eastern archaeology; Assyriology; anthropology; Semites; Hittites

1923 veröffentliche der Breslauer Assyriologe Arthur Ungnad eine kleine Schrift mit dem Titel *Die ältesten Völkerwanderungen Vorderasiens*. Erstaunlicherweise beginnt der Text mit einer Referenz auf den modernen Orient bzw. auf die sinnliche Reizüberflutung, die den europäischen Reisenden dort erwarte:

> »Der moderne Reisende, der zum ersten Mal in eine Großstadt des Vorderen Orients – sei es Konstantinopel oder Kairo – kommt, steht ratlos der bunten Fülle von Sprachen, Rassen und Nationalitäten gegenüber, die an ihm vorbeiziehen, und bedarf, um sich in dem verwirrenden Bilde zurechtzufinden, eines erfahrenen Führers. Nicht viel anders war es im alten Orient. Versetzen wir uns in eine babylonische Großstadt des dritten vorchristlichen Jahrtausends, so finden wir auch dort ein Völkergemisch, wie man es sich bunter kaum vorstellen kann: Babylonier und Sumerer, Elamiter und Subaräer, Ammuriter und Habitäer, alles wirbelt wie ein wilder Reigen durcheinander …« (Ungnad 1923, 3).

Ungnad wollte mit seiner Schrift für den Alten Orient mithin dasselbe leisten, wie der *Baedeker* für den modernen Orient – nämlich Struktur und Ordnung in das ›Völkerchaos‹ bringen. Dasselbe Problem trieb gleichzeitig auch den bekannten Anthropologen, Archäologen und Ethnologen Felix von Luschan in seinem Alterswerk *Völker, Rassen, Sprachen* (1922) um: Auf knapp 200 Seiten wird dem Leser hier ein panoramaartiger Überblick über die zentralen ethnohistorischen Entwicklungen – d. h. die Bewegungen verschiedener ›Völker‹, ›Völkerfamilien‹ und ›Rassen‹[1] durch Raum und Zeit – von der Frühgeschichte bis zur Gegenwart geboten. Das Buch gliedert sich in Einzelkapitel, die jeweils einen Erdteil bzw. einen ethnohistorischen Großraum behandeln, wobei sofort auffällt, dass über die Hälfte des Buches einer einzigen Region

1 Der Lesbarkeit wegen wird im Folgenden bei ethnischen Klassifikationsbegriffen wie ›Volk‹, ›Völkerfamilie‹ und ›Rasse‹ auf Anführungszeichen verzichtet. Zu deren Bedeutung in der Archäologie allg. Brather 2004.

gewidmet ist: Vorderasien. Als Grund führt Luschan nicht nur die herausragende Bedeutung dieser Region als »Wiege so vieler alter und ehrwürdiger Kulturen« (ebd. 55) an, sondern wiederum deren Undurchschaubarkeit angesichts einer »vieltausendjährigen gegenseitigen Durchdringung der verschiedensten Elemente«, welche Historiker und Völkerkundler immer wieder habe verzweifeln lassen. Dass es nun hingegen gelungen sei, Licht in »das scheinbar unentwirrbare Chaos« zu bringen (ebd. 58), hält der Autor nicht zuletzt für einen Erfolg der archäologischen Forschungen in der Region (an denen er selbst beteiligt war). Schließlich hatten spektakuläre Grabungen nicht nur zur Sichtbarmachtung ganzer vermeintlich versunkener oder vergessener Völker und Kulturen geführt, sondern auch das Wissen um die ethnohistorische Komposition des Vorderen Orients erheblich erweitert und komplettiert:[2]

> »Heute ist, dank der gemeinsamen Arbeit der Sprachforschung, der messenden Anthropologie und nicht zum wenigsten dank den wissenschaftlich geleiteten Ausgrabungen, das Problem fast restlos geklärt …« (Luschan 1922, 55).

Dass man sich von der Archäologie entscheidende Rückschlüsse auf Herkunft und Wanderungswege verschiedener historischer Völker und somit auf die ethnohistorische Kartographie ganzer Großräume versprach, war keineswegs selbstverständlich. Lange Zeit war dies vornehmlich eine Angelegenheit der Philologen und Historiker gewesen. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts traten diesen zunehmend Archäologen an die Seite, die versuchten, die alten Fragen nach Herkunft und Wanderung historischer Völker anhand materieller – genauer gesagt: nicht-schrifttragender[3] – Objekte neu zu beantworten. Mit der Einbeziehung archäologischer Funde verschob sich zugleich der methodische Referenzrahmen von der Philologie zur Anthropologie. So handelte es sich bei dem für die ethnohistorische Interpretation herangezogenen archäologischen Material vorwiegend um vermeintlich authentische Repräsentationen historischer Völker, wie sie auf ausgegrabenen Monumenten zu finden waren. Diese Objekte wurden nun mit zeitgenössischen anthropometrischen Methoden untersucht und mit den schriftlichen Zeugnissen bzw. den bereits vorhandenen historiographischen Darstellungen in Beziehung gesetzt. Denn nur auf diese Weise ließen sich die Funde mit konkreten Bezeichnungen (etwa mit historisch verbürgten Namen bestimmter ethnisch definierter Gruppen) verbinden und in übergreifende Erzählungen über Herkunft und Wanderungen integrieren. Eine vollständige ethnohistorische Kartographie einer Region, wie sie

---

2 Als eigenständige Disziplin hatte sich die (vorderasiatische) Archäologie im fraglichen Zeitraum noch nicht etabliert, entsprechend stammten auch die im Folgenden behandelten Protagonisten aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Kontexten (vorwiegend Assyriologie, Historiographie und Anthropologie). Zur Geschichte der Vorderasiatischen Archäologie Renger 1979; Marchand 1996, 188–227; Hauser 2001; 2006; Bohrer 2003; Mangold 2004; Challis 2008; Larsen 2010.

3 Die Ausgrabungen im Vorderen Orient hatten bekanntlich ebenso eine Vielzahl an Schriftzeugnissen zu Tage gefördert und waren insofern auch für die philologisch-historische Erforschung des Alten Orients von konstitutiver Bedeutung. Hier sei vor allem auf die Entzifferung der Keilschrift anhand assyrischer Inschriften und Tontafeln verwiesen, weswegen die Altorientalistik lange unter der Bezeichnung Assyriologie firmierte (Renger 1979; Hauser 2001; Hanisch 2003; Wokoeck 2009, 146–163; Marchand 2009, 196–202). In diesem Zusammenhang interessieren aber vorwiegend jene Deutungen, die sich auf nichtsprachliche Funde (Reliefs, Skulpturen, Skelette, Schädel etc.) beziehen.

Ungnad und Luschan vorschwebte, verlangte aber darüber hinaus, die Genealogien der einzelnen Völker wieder zusammenzusetzen und in einer kohärenten Gesamtdarstellung zu präsentieren, so dass die großen historischen Linien und übergreifenden Akteure – die Völkerfamilien oder Rassen – eines bestimmten Großraums sichtbar wurden.

Wie und auf welche Weise aber wurden solche Verknüpfungen der Herkunfts- und Wanderungsgeschichten verschiedener Einzelvölker konkret hergestellt und woher bezogen die auf diese Weise erzeugten Darstellungen ihre Evidenz und Kohärenz? Wie wurden dabei sprachliche und materielle Quellen, philologische und anthropologische Deutungen, miteinander in Beziehung gesetzt und welche Rolle spielte die Archäologie bzw. die Interpretation materieller Objekte bei die Erstellung ethnohistorischer Genealogien? Im Folgenden soll für historisch-archäologische Darstellungen der Geschichte des Vorderen Orients aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert gezeigt werden, dass die Überzeugungskraft derartiger Verknüpfungen im Wesentlichen auf erzählerischen Strategien basierte – also narrativ hergestellt wurde – und sich die Konstruktion scheinbar kohärenter Herkunfts- und Wanderungsnarrative nachhaltig an bestimmten zeitgenössischen Erzähl- und Darstellungsmustern orientierte. Dabei werde ich mich auf zwei zentrale Fragen in der europäischen Historiographie des Alten Orients aus dem Zeitraum zwischen ca. 1850 und 1920 konzentrieren: Die Herkunft und Wanderungen der ›Semiten‹[4] und die ethnische Zuordnung der Hethiter. Zuvor sollen jedoch der Begriff des Wanderungsnarrativs kurz erläutert und die unterschiedlichen philologischen und anthropologischen Verfahren zur Rekonstruktion von Herkunft- und Wanderungswegen in der zeitgenössischen Historiographie skizziert werden.

Historiographische Wanderungsnarrative

Narratologische Studien zur Wissenschafts- und Historiographiegeschichte – und hier insbesondere Hayden White – haben wiederholt die konstitutive Bedeutung des Erzählens hervorgehoben und jene Strategien untersucht, mit denen in der historischen Darstellung ›Fakten‹ aufeinander bezogen und zu bedeutungsvollen Geschichten verknüpft werden.[5] Beschreibung und Erklärung sind dabei so ineinander verwoben, dass historische Darstellungen ihre Erklärungskraft in erheblichem Maße aus diesen narrativen Verknüpfungen beziehen, d. h. daraus, dass die Erzählungen als sinnvoll und das behandelte Geschehen hinreichend erklärend erachtet werden (Danto 1980). Dabei wird hier davon ausgegangen, dass die Erklärungskraft narrativer Verknüpfungen selbst historisch variabel ist und von kulturellen, politischen und wissenschaftshistorischen Faktoren abhängt.[6] Dies gilt insbesondere von den sich wiederholenden Erzählmustern

4 Der Lesbarkeit wegen wird im Folgenden bei der Bezeichnung ›Semiten‹ auf Anführungszeichen verzichtet. Dennoch sei deutlich gemacht, dass es sich – zumal im Kontext des zeitgenössischen Rassismus und Antisemitismus – um eine höchst problematische Konstruktion handelt, die sich zudem niemals auf die Feststellung sprachhistorischer Verwandtschaft beschränkte. Allg. Römer 1985; Olender 1995; Lewis 1999; Anidjar 2008.

5 White 1973; 1978; 1987; ferner Kellner 1989; Rüsen 1990; 2001.

6 Im Unterschied zu Hayden White, der in seinen frühen Texten (bes. 1973) die narrative Verknüpfung an die klassischen Tropen knüpfte und letztlich als apriorische Strukturen präsentier-

oder Narrativen, denen sich Historiker – bzw. Archäologen (Silberman 1995; Veit 2006) – eines bestimmten kulturellen und historischen Kontextes bei der Darstellung scheinbar analoger Ereignistypen oder Geschehniszusammenhänge bedienen und auf diese Weise ›Fakten‹ aus mitunter gänzlich differenten geographischen und zeitlichen Zusammenhängen zu ähnlichen Geschichten mit ähnlichen Plots und Rollenmustern strukturieren. In diesem Sinne sollen unter Herkunfts- und Wanderungsnarrativen die in einem bestimmten historiographischen Kontext vorherrschenden Darstellungsmuster historischer Wanderungsbewegungen verstanden werden, also die Art und Weise, wie Herkunft und Wanderung historischer Völker erzählt werden.

Die zentrale Bedeutung narrativer Muster scheint im Falle von Herkunfts- und Wanderungsgeschichten, die ja immer schon konstitutiver Bestandteil tradierter Identitätsmythen waren, besonders evident. So lässt sich hier die einfachste Definition jeder Erzählung – dass sie einen Anfang, eine Mitte und ein Ende hat (White 1973, 7; Danto 1980, 371 f.) – leicht nachvollziehen. Solch »traditionale« historische Erzählungen (Rüsen 1990, 179 ff.) umfassen in der Regel das Geschehen vom Ursprung eines Volkes (als Anfang), über die Wanderung selbst (als Mittelteil) bis zur Sesshaftwerdung in einem bestimmten Zielraum (als Ende). Der Vordere Orient schließlich spielte in den tradierten europäischen Herkunfts- und Wanderungsmythen immer eine herausragende Rolle. Dass diese Region dabei vorwiegend als Ursprungsraum fungierte, hatte freilich in erster Linie einen religiösen Hintergrund, manifestierte sich im 19. Jahrhundert aber ebenso im scheinbar säkularen kulturhistorischen Großnarrativ des *ex oriente lux*, wonach alle Kultur ihren Ursprung im Vorderen Orient habe (Wiwjorra 2002). Nicht zuletzt aber rührte die Relevanz des Themas von der Zentralität des Wanderungsmotivs im Alten Testament her, und so hatten die Erzählungen von der Einwanderung Abrahams aus Mesopotamien oder vom Auszug der Israeliten aus Ägypten im Laufe der Jahrhunderte diverse Spekulationen über deren historisch-ethnologischen Hintergrund angeregt. Im 19. und 20. Jahrhundert jedoch glaubte man, entsprechende Fragen nicht mehr nur spekulativ, sondern empirisch beantworten zu können.

Philologische und anthropologische Nachweise von Wanderungen

Zunächst schien die sich um 1800 etablierende Philologie ein solch exaktes methodisches Instrumentarium bieten zu können, um Herkunft und Wanderungen der verschiedenen historischen Völker auch ohne Rekurs auf unsichere mythische Überlieferungen allein aufgrund sprachhistorischer Analogien rekonstruieren zu können. Dabei wurden die Kategorien ›Sprache‹ und ›Volk‹ so eng aufeinander bezogen, dass man von sprachlichen unmittelbar auf ethnische Genealogien schloss und einzelne Völker nach dem Kriterium der Sprachverwandtschaft zu ethnischen Großgruppen oder Völkerfamilien gruppierte, die wiederum als Grundstock oder Pool verschiedener Einzelvölker fungierten. Der Nachweis verschiedener – historischer wie aktueller – Sprachformen in einem bestimmten Gebiet ermöglichte schließlich eine Vielzahl narrativer Verknüpfungen der jeweiligen Herkunfts- und Wanderungsgeschichten einzelner Völker. Dreh- und

te. Auch Silberman (1995, 251 ff.) legt in seiner Charakterisierung des »heroischen Narrativs« in der Archäologie als »archetypisch« eine ahistorische Deutung nahe.

Angelpunkt derartiger Darstellungen war jedoch die Ursprungsfrage: Dabei fiel die Lokalisierung des Ursprungs einer bestimmten Völkerfamilie mit derjenigen der ›Ursprache‹ zusammen, d. h. die vermeintlich jeweils älteste Form einer Sprachfamilie bzw. die Region, wo die Sprecher dieser Ursprache ansässig gewesen sein sollen, fungierte als zentraler Hinweis auf den Ursprung. Entsprechend spekulierte man über Zusammenhänge zwischen der geographischen Verteilung verwandter Einzelsprachen und prähistorischen Wanderungen verschiedener sprachverwandter Völker und versuchte, diese auf einen gemeinsamen Ausgangspunkt – im zeitgenössischen Jargon als ›Ursitz‹ bezeichnet – zurückzuführen. Auffällig an den philologischen Ursprungsnarrationen war indes, dass die vermeintlichen Herkunftsräume an den Rändern der damals bekannten Welt – ›Hoch‹- oder ›Innerasien‹ – und in unzugänglichen Regionen – Wüsten, Steppen und Gebirgen – lokalisiert wurden und ihnen insofern immer etwas Vages, beinahe Mythisches anmutete.

Der Sprachvergleich blieb zwar die in der Historiographie dominante Methode zur Konstruktion ethnohistorischer Verwandtschaft, wurde aber gegen Ende des 19. Jahrhunderts durch andere Klassifizierungen ergänzt und teilweise ersetzt. Am wichtigsten war dabei zweifellos die Einbeziehung anthropologischer Kategorien, d. h. der Rekurs auf vermeintliche körperliche Merkmale.[7] Dies fand seine Entsprechung in dezidiert anthropologischen Zugängen zur Geschichte: Wenngleich die physische Anthropologie des 19. Jahrhunderts auf *long duree*-Erzählungen ausgerichtet war, also versuchte, die Naturgeschichte des Menschengeschlechts und die Entstehung einzelner Varietäten oder Rassen zu rekonstruieren, so waren Anthropologen doch auch immer versucht, ihre Kategorien auf die Geschichte einzelner Völker und Kulturen anzuwenden. Beschränkten sie sich dabei auf den Bereich der ›Naturvölker‹, galt das als wenig problematisch. Indes überschritten einige Autoren dabei bewusst auch die Grenze zu dem, was seinerzeit als eigentliche Historie angesehen wurde – nämlich die Geschichte der ›Kulturvölker‹, einem Feld, das von den Historikern dominiert wurde (zu diesem Spannungsverhältnis Zimmerman 2001). Bei den daraus hervorgehenden Rassen- und Kulturgeschichten handelte es sich mithin um eine spezifische Kombination naturgeschichtlicher oder *biohistorischer* Narrative (Lipphardt 2008, 29 ff.) mit den ethnohistorischen Erzählungen der traditionellen Historiographie.

Im Zentrum des anthropologischen Interesses stand dabei immer die Identifizierung jener menschlichen Varietäten oder Rassen, die man für die Hauptträger der Kulturgeschichte hielt. In diesem Zusammenhang war freilich die Geschichte der frühen und antiken Zivilisationen von besonderem Interesse. Im Anschluss an entsprechende Anregungen bei Pionieren wie Johann Friedrich Blumenbach rekurrierten Anthropologen des 19. Jahrhunderts wie Samuel Morton, Josiah Nott oder Paul Topinard vor allem auf Abbildungen und Beschreibungen antiker Völker, um deren rassische Zugehörigkeit identifizieren zu können.[8] Im Zuge der archäologischen Ausgrabungen in Südeuropa,

7 Dies bedeutet natürlich keineswegs, dass Verweise auf körperliche Charakteristika in der Historiographie vorher keine Rolle gespielt hätten, sondern lediglich, dass die zentralen ethnohistorischen Kategorien und Einteilungsschemata vornehmlich philologisch konzipiert waren. Insofern die Sprachwissenschaftler statt von ›Völkerfamilien‹ häufig ebenfalls von ›Rassen‹ sprachen, taugt der Rassenbegriff zudem für das 19. Jahrhundert keineswegs als Indikator eines primär anthropologischen Diskurses. Zu diesem Komplex allg. Römer 1985.

8 Morton 1844; Nott/Gliddon 1854; Topinard 1888; hierzu Trigger 2006, 167–171.

Nordafrika und dem Vorderen Orient rückten schließlich immer stärker Skelett- und Schädelfunde sowie Menschendarstellungen auf Monumenten in den Vordergrund. Letztere wurden dabei keineswegs als artifizielle Repräsentationen, sondern als direkte Abbildungen wahrgenommen, an denen sich die Physiognomie vergangener Völker unmittelbar ablesen ließe. Methodisch bediente man sich dabei vorrangig der Messung des so genannten Schädelindex, wobei die fundamentale Unterscheidung zwischen *Dolichokephalie* (Langschädel) und *Brachykephalie* (Kurzschädel) als scheinbar objektiver Marker unterschiedlicher anthropologischer Typen fungierte (Gould 1983, 73–117; Zimmerman 2001, 86–107). Um die abgebildeten bzw. aufgefundenen Schädel ›zum Sprechen zu bringen‹, mussten diese freilich mit überlieferten Namen bestimmter historischer Akteure oder Völker (und damit mit schriftlichen Quellen) in Beziehung gesetzt werden. Der entscheidende Schritt bestand mithin in der narrativen Verknüpfung von sprachlichen Quellen und materiellen Objekten, von philologischen und anthropologischen Klassifizierungen: Indem man die überlieferten Namen auf die anthropologisch typologisierten antiken Repräsentationen übertrug, versuchte man, die zentralen Völker und Rassen der Alten Welt physisch sichtbar zu machen. Für die Erstellung komplexer Kartographien ethnohistorischer Großräume verglich man zudem Repräsentationen aus verschiedenen Epochen innerhalb eines bestimmten Gebietes. So schien es nicht nur möglich, die Zugehörigkeit und Verwandtschaft historischer Völker zu identifizieren, sondern auch deren Herkunft und Wanderungen nachzuweisen. Wie die philologisch identifizierten Ursprungsräume blieben allerdings auch die anthropologisch erschlossenen in der Regel äußerst vage (Baum 2006, 83 f.). Im Zuge der durch die Grabungen angehäuften nicht schrifttragenden Objekte fanden anthropologische Methoden und Deutungen schließlich auch zunehmend Eingang in die archäologische Praxis.

Die Semiten und der Alte Orient

Ausgangspunkt aller Spekulationen über Herkunft und Wanderungen der altorientalischen Völker war freilich das Alte Testament. Wiewohl im Grunde schon lange nicht mehr mit dem geographischen, historischen und ethnologischen Wissen der Zeit zu vereinbaren, setzten entsprechende Überlegungen noch bis weit in das 19. Jahrhundert bei der so genannten Völkertafel (Gen 10–11) ein, von deren prägender Bedeutung für die Orientwissenschaften nicht zuletzt die teilweise bis heute verwendeten Bezeichnungen verschiedener Völker des Alten Orients zeugen.

Dies gilt auch für die zweifellos wichtigste philologische Klassifizierung der Region – die des Semitischen. In Anlehnung an die biblische Erzählung von den Nachkommen Sems, des ältesten Sohnes Noahs, war der Begriff 1781 von dem Göttinger Historiker August Ludwig Schlözer geprägt worden und setzte sich als Bezeichnung einer distinktiven Sprach- und Völkerfamilie, die mit den Babyloniern, Assyrern, Hebräern und Arabern die zentralen Akteure der Geschichte des Vorderen Orients stellte, schnell durch.[9] Zunehmend wurden den semitischen Völkern dabei bestimmte Gemeinsamkeiten zugeschrieben, die weit über eine bloße Sprachverwandtschaft hinausgingen und

9 Allg. Römer 1985; Olender 1995; Lewis 1999; Anidjar 2008.

auch vermeintliche körperliche Merkmale einschlossen. Vor diesem Hintergrund hatte die Vorstellung eines anthropologisch nachweisbaren ›semitischen Typus‹ bei der Interpretation archäologischer Funde aus dem Vorderen Orient von Anfang an eine wichtige Rolle gespielt. So zeigte sich noch der berühmte Universalhistoriker Eduard Meyer (1913, 387) im Orientband seiner *Geschichte des Altertums* davon überzeugt, physisch sei »der semitische Typus ein einheitlicher, der uns bereits in den ältesten Denkmälern eben so ausgeprägt entgegentritt wie gegenwärtig«. Bei der anthropologischen Charakterisierung orientierte man sich zunächst aber freilich weniger an archäologischen Funden als an den angesprochenen ›Semiten der Gegenwart‹: Im Mittelpunkt standen hier die arabischen Wüstennomaden, die Beduinen, die im Rückgriff auf entsprechende arabische Identitätsmythen und die Berichte europäischer Orientreisender als ›reinste‹ Vertreter des arabischen Volkes galten (Toral-Niehoff 2002a). Nicht nur aufgrund ihrer angeblichen körperlichen Charakteristika, sondern ihrer gesamten Lebensweise und Kultur wegen avancierten die Beduinen schließlich zum authentischen Relikt jener ›Ursemiten‹, aus denen, so die Vorstellung, im Laufe der Geschichte die Völker der Babylonier, Assyrer, Hebräer und Araber hervorgegangen seien (Wiedemann 2012). Diese Verknüpfung schlug sich etwa in romantischen Analogien zwischen biblischen Hebräern und den Beduinen der Gegenwart nieder (Irwin 2006, 185 ff.). Von entscheidender Bedeutung war indes, dass auch die europäischen Juden als Vergleichsobjekte für die Interpretation archäologischer Funde herangezogen wurden. In diesem Sinne glaubte der amerikanische Anthropologe Josiah Nott bereits 1854, den vermeintlich unverwechselbaren jüdischen Typus auf den kurz zuvor von Paul-Émile Botta (1848) und Austen Henry Layard (1849) publizierten Abbildungen assyrischer Reliefs erkennen zu können (Nott/Gliddon 1854, 111–140; ferner Topinard 1888, 461). Wenig später hielt auch der britische Assyriologe George Rawlinson in seinem vielgelesenen Werk *The Five Monarchies of the Eastern World* (1862) in Anbetracht der Funde aus Khorsabad, Nimrud und Kujundschik (Ninive) fest:

> »Few persons in any way familiar with these works of art can have failed to remark the striking resemblance to the Jewish physiognomy which is presented by the sculptured effigies of the Assyrians« (Rawlinson 1862, 297).

Ende des 19. Jahrhunderts kamen Anthropologen schließlich zu dem Schluss, dass sich der semitische Typus vor allem durch eine dolichokephale (langförmige) Schädelform auszeichne. Folglich avancierte die Identifizierung dieses Merkmals auf assyrischen und ägyptischen Monumenten zum entscheidenden Indiz, dass es sich bei den dargestellten Personen um Semiten gehandelt haben müsse. Weil die Rassenanthropologie indes gerade dieses Merkmal unter den europäischen Juden *nicht* auszumachen vermochte (Kiefer 1991; Lipphardt 2008), betonten andere Autoren eher eine Verwandtschaft von Assyrern und Arabern (Bertin 1882).[10]

Weder Philologie noch Anthropologie schienen hingegen einen eindeutigen Hinweis auf Herkunft und Wanderungswege der Semiten geben zu können. Zwar war die

10 Nicht zuletzt führten die offenkundigen Diskrepanzen zwischen philologischer und anthropologischer Klassifizierung dazu, dass die Bezeichnung ›semitische Rasse‹ in der rassenanthropologischen Literatur am Ende des 19. Jahrhunderts durch ›orientalische Rasse‹ ersetzt wurde (Kiefer 1991, 119 ff.).

Vorstellung, die Ursemiten müssten – wie die ›Ur-Araber‹ – aus der innerarabischen Wüste gekommen sein, unter Orientwissenschaftlern und Orientreisenden des 19. Jahrhunderts lange etabliert (Sprenger 1875). Erst 1873 aber schien Eberhard Schrader, der erste Professor für Assyriologie an der Berliner Universität, in seinem Aufsatz über *Die Abstammung der Chaldäer und die Ursitze der Semiten* diese Vermutung philologisch bewiesen zu haben. Anhand linguistischer Vergleiche glaubte er entsprechend, Innerarabien als »Ausgangs«- und »Centralpunkt« aller semitischen Wanderungen eindeutig identifiziert zu haben (Schrader 1873, 403). Dass hingegen die Philologie in dieser Frage auch in eine andere Richtung weisen konnte, zeigten der österreichische Kulturhistoriker Alfred von Kremer und der Münchner Assyriologe Fritz Hommel, die »Centralasiens unermeßliche Hochebenen« (Kremer 1875, 11; vgl. Hommel 1879; 1883, 11–13) zur Urheimat der Semiten erkoren. Eine dritte Theorie verwies schließlich auf die sprachliche Verwandtschaft zwischen semitischen und ›hamitischen‹ Sprachen und ließ den berühmten Semitisten Theodor Nöldeke auf Nordafrika als gemeinsame Heimat von Semiten wie Hamiten schließen.[11]

Schließlich aber setzte sich die Vorstellung von der arabischen Wüste als Herkunftsraum der semitischen Völker weitgehend durch – wohl nicht zuletzt deshalb, weil diese These mit dem Aufkommen neuer Theorien in Nachbarwissenschaften wie Soziologie, Ethnologie und Geographie korrespondierte, die sich mit den im Zuge von Industrialisierung und Kolonialismus aufgekommenen zeitgenössischen Wanderungsbewegungen beschäftigten.[12] Der Einfluss dieses durchaus heterogenen Migrationsdiskurses auf historisch-archäologische Wanderungsnarrative machte sich zunächst auf terminologischer Ebene bemerkbar: Wiewohl etwa der auf eine punktuelle Lokalisierung von Wanderungen verweisende Begriff des Ursitzes weiterhin in Gebrauch ist, wird er um 1900 zunehmend durch Vokabeln wie ›Völkerkammer‹ oder ›Völkerherd‹ ergänzt oder ersetzt. Die gleiche semantische Verschiebung spiegelt sich im Aufkommen von Ausdrücken wie ›Völkerwelle‹ oder ›Völkerflut‹. Während sich nämlich Wanderungen nach dem Ursitz-Modell mittels einer sowohl den räumlichen als auch den zeitlichen Fortgang darstellenden Linie auf einer Karte fixieren lassen und somit als einmalige historische Akte erscheinen, verweist das neue Vokabular auf *dynamische Herkunftsräume*, die *permanent* Migration erzeugen und stellt mithin auf einen eruptiven und gewaltsamen Charakter von Wanderungsvorgängen ab. Eine wichtige Rolle bei der Etablierung dieser Metaphorik spielte die Rezeption der Schriften des Leipziger Völkerkundlers und Geographen Friedrich Ratzel, der sich zudem wiederholt selbst mit dem »Wandern der Völker« beschäftigt hatte (Ratzel 1898; 1900). Ratzel hatte einen fundamentalen Gegensatz zwischen den schmalen »Kulturgebieten« der Erde und dem um diese herum liegenden, aus Steppen und Wüsten bestehenden »Gürtel der wandernden Völker« ausgemacht. Die Nomadengebiete fungierten dabei als »Mutterschoß der Völkerwanderungen« (Ratzel 1890, 5) und avancierten in seiner Darstellung zu regelrechten »Völkerkesseln«, »in den von allen Seiten die Massen zusammenfließen und sich

11 Nöldeke 1899, 11; ferner Bezold 1910, 6; Bertin 1882. Die Hamiten-Theorie erwies sich vor allem in der kolonialen Afrikanistik sowie in der Ägyptologie als wichtig (Rohrbacher 2002).

12 Hierzu Kleinschmidt 2002, 21 ff. Wenn die jüngere Forschung auch das Bild einer migrationshistorischen Sonderstellung des 19. und 20. Jahrhunderts relativiert und demgegenüber auf die »Ubiquität von Migration« (ebd. 10) verwiesen hat, so war die zeitgenössische Wahrnehmung doch eine andere.

brodelnd mischen« (Ratzel 1898, 69). Ratzels Modell wohnte somit selbst schon eine weitaus stärkere Dramatik inne als den traditionellen Erzählungen von Ursprüngen und Wanderungen. Verstanden als neuartiges narratives Muster konnten Migrationsvorgänge nun auf ganz andere Art und Weise erzählt und historiographisch in Szene gesetzt werden: Anders als in herkömmlichen Darstellungen einer langen Wanderung aus fernen Ursprüngen – erzählt als einmaliges, prinzipiell historisch und geographisch lokalisierbares *Ereignis* – erschienen die Geschichten von Herkunfts- und Zielräumen, von Steppe und Kulturland, nun immer schon dynamisch miteinander verknüpft.

Ratzels Ideen haben nach der Jahrhundertwende erheblichen Einfluss auf die Genese ethnologischer Kulturkreislehren ausgeübt, in denen ›Wanderung‹ zum dominanten Erklärungsmodell kulturellen und historischen Wandels avancierte.[13] Während er selbst bei der Konkretisierung seines Modells immer recht vage geblieben war, kann die Theorie ›semitischer Völkerwellen‹ des Berliner Assyriologen und Archäologen Hugo Winckler als erste unmittelbare Anwendung auf einen konkreten historisch-archäologischen Kontext gelten. Winckler erhob Ratzels Beschreibung des »beständige[n] Ebben[s] und Fluten[s]« nomadischer Völker (Ratzel 1890, 35) zu einer historischen Gesetzmäßigkeit, wonach sich Steppenvölker in zyklischer Regelmäßigkeit »über das Kulturland ergießen« (Winckler 1903, 9):

> »Völkermassen strömen aus den weniger günstige Bedingungen bietenden Ländern in die reicheren Kulturgebiete, sie werden deren Herren und erobern nun von dort aus als Kulturvolk ihre alten Länder, bis in erneutem Gegendruck neue Ströme sie überschwemmen und die abgelebte Schicht bedecken, um dasselbe Schicksal zu vollziehen« (Winckler 1905a, 7).

Von welchem konkreten Raum im Alten Orient diese zerstörerischen ›Ströme‹ ausgegangen sein müssen und welche Völkerfamilie hier konkret gemeint war, machte er schließlich unmissverständlich deutlich: Es war die »semitische Völkerkammer Innerarabien« (Winckler 1899, 5), von wo aus »die hungernden und beutegierigen Scharen« die »Kulturländer Vorderasiens« in periodischen Wellen überrannten (ebd. 10). Dabei glaubte er sogar, ein Muster erkannt zu haben, wonach der Vordere Orient alle tausend Jahre von semitischen »Völkerwellen« aus der Wüste »überschwemmt« würde, die sich dann in den »Kulturgebieten« in distinktiven »Schichten« sedimentierten (Winckler 1905b, 3 f.).[14] Auf diese Weise verdichtete sich die Geschichte Vorderasiens zu einem ständigen Zyklus von Aufbau und Zerstörung, wobei der destruktive Part den semitischen Nomaden zugewiesen wurde. Winckler, heute vor allem durch seine Ausgrabung der hethitischen Hauptstadt Hattusa bekannt (Alaura 2006), war aufgrund seiner Wortführerschaft für den so genannten Panbabylonismus[15] ein *Enfant terrible* unter den vorderasiatischen Archäologen (Renger 1979 164 f.) und lässt sich jener von Suzanne

13 Müller 1993; Zimmerman 2001, 201–216. Diese Modelle sollten bekanntlich wiederum erheblichen Einfluss auf kulturhistorische Ansätze in der Archäologie haben. Allg. Trigger 2006, 211–313.

14 Entsprechend unterschied er »vier große Schichten oder Wellen«: 1. Babylonisch-semitische Schicht; 2. Kananäische oder amoritische Schicht; 3. Aramäische Schicht; 4. Arabische Schicht (Winckler 1905a, 3 f.).

15 Den Panbabylonisten zufolge hat einst alle Hochkultur ihren Ausgang von Mesopotamien genommen.

Marchand treffend als »furiose Orientalisten« charakterisierten Strömung akademischer Außenseiter zurechnen, die auf eine Popularisierung ihrer in der Regel recht weitreichenden Thesen in Form ›gemeinverständlicher‹ Schriften setzten (Marchand 2009, 212–251). Nicht zuletzt deshalb ist sein Modell semitisch-nomadischer Wanderungswellen auch außerhalb der Fachdisziplin – und über den deutschen Sprachraum hinaus – recht schnell rezipiert worden und hat die kulturhistorische Darstellung des Vorderen Orients zu Beginn des 20. Jahrhunderts nachhaltig geprägt.[16]

In diesem Sinne stellte Eduard Meyer das ständige »Andrängen der Wüstenstämme gegen das Kulturland« als Konstante in der Geschichte Vorderasiens heraus und schloss sich in diesem Zusammenhang ausdrücklich der Theorie semitischer Wanderungswellen an (Meyer 1913, 388 f.). Für Meyer spielte diese Vorstellung schließlich vor allem im Kontext der »sumerische[n] Frage« (Weissbach 1898) eine wichtige Rolle: Dabei ging es um die Sprecher jener offenkundig nicht-semitischen Sprache im frühen Südmesopotamien, die man nach Entzifferung der Keilschrift auf babylonischen und assyrischen Tontafeln ausgemacht hatte und für die sich – in Abgrenzung zum semitischen ›Akkadisch‹ – die Bezeichnung ›Sumerisch‹ etablierte.[17] Der zeitgenössischen philologischen Klassifizierung folgend wurden die Sumerer dabei in der Regel den ›Turaniern‹ zugeordnet, worunter man im 19. Jahrhundert eine aus verschiedenen europäischen und asiatischen Völkern bestehende Völkerfamilie verstand, deren Ursprung in den Weiten Zentralasiens angesiedelt wurde.[18] Die These der zentralasiatischen Herkunft der Sumerer schien zudem durch anthropologische Deutungen archäologischer Funde ihre Bestätigung zu erfahren: So fungierten die zentralasiatischen Völker in der rassenanthropologischen Literatur um 1900 als Angehörige einer ›mongolischen‹ oder ›tatarischen‹ Rasse (Baum 2006), deren vermeintliche körperliche Merkmale (brachykephale Kopfform, hervortretende Backenknochen, große Augen) man auch auf Darstellungen der Sumerer identifizieren zu können glaubte. In diesem Sinne spekulierten Assyriologen und Archäologen über die Existenz einer »turanisch-mongolischen Rasse« (Hommel 1879, 54), die bereits vor den Semiten in Vorderasien ansässig gewesen sein müsse. Der französische Assyriologe François Lenormant etwa hatte schon 1874 zwei verschiedene anthropologische Typen auf babylonischen Königsdarstellungen ausgemacht:

> »Es finden sich unter ihnen schlanke und untersetzte Gestalten; die einen sind auffallend dolichokephal, die anderen zeigen einen gewölbteren Schädelbau; die einen haben endlich das charakteristische Profil der syrisch-arabischen oder eigentlichen semitischen Bevölkerung, mit scharf gebogener Adlernase, während die anderen sich durch stark hervortretende Backenknochen und breit gedrückte Nasenflügel auszeichnen. (…) Und eben dieser zweite Typus nähert sich am weitesten den ugrisch-finnischen und

16 Exemplarisch Bezold 1903, 23 f.; Meissner 1920, 16 f.; Friedell 1998 [1936], 344–351; als Beispiel für die Fortschreibung dieser Vorstellung von Soden 1958, 46 f.

17 Zur Forschungsgeschichte Pallis 1956, 132–187; Jones 1969; Becker 1985; Cooper 1993; Whittaker 2005.

18 Der auf die altiranische Mythologie zurückgehende Begriff war von dem deutsch-britischen Sprachwissenschaftler Max Müller (1854) als Oberbegriff für die agglutinierenden Sprachen Europas und Asiens eingeführt worden. Später prägte der eingangs zitierte Ungnad (1936) die Kategorie der »aralischen Rasse« für die Sumerer.

> sibirischen Völkerschaften, welche mitunter auch Mongoloiden genannt werden«.[19]

Rassenanthropologische Deutungen des archäologischen Materials fungierten noch bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts als zentrales Argument, »Sumerier und Semiten« als »scharf voneinander geschiedene Volksstämme« zu präsentieren (Meyer 1906, 107; allg. Soltysak 2004). Bezeichnenderweise aber ließ das zeitgenössische historiographische Erzählmuster von Wanderung und Eroberung die Darstellung einer mehr oder weniger friedlichen Koexistenz zweier wie auch immer differenzierter Gruppen innerhalb eines Gebietes nicht zu, sondern hatte nur den dramatischen Konflikt im erzählerischen Repertoire. In diesem Sinne zeigte sich der französische Assyriologe Gaston Maspero in einer der frühen Gesamtdarstellungen der altorientalischen Geschichte überzeugt, dass »die Verschmelzung von zwei so entgegengesetzen Elementen«, wie sie für die spätere babylonische Kultur offenkundig sei, »nur unter blutigen Kämpfen und beständigen Zerwürfnissen« habe zustande kommen können, wiewohl er eingestand, dass »von diesen weit in der Zeit zurückliegenden Kriegen […] bis jetzt kein Echo zu uns durchgedrungen« sei (Maspero 1877, 152); mit anderen Worten, der vermeintliche Kampf zwischen Sumerern und Semiten war von vornherein eine historisch-archäologische Fiktion. Im Zentrum der Debatte stand dabei immer die Frage nach dem jeweiligen Anteil der beiden Völker an der Erschaffung der frühen Hochkultur, denn in kulturhistorisch-archäologischen Erzählungen dieser Art ging es vorrangig um die Identifizierung von externen ›Kulturbringern‹ oder ›Kulturgründern‹ (Veit 2006, 207 f.) – ein Rollenmuster, das seinen Hintergrund nicht zuletzt in zeitgenössischen Kolonialnarrativen haben dürfte. Die These hingegen, wonach alle Semiten ursprünglich Wüstennomaden gewesen seien, schloss die Akkader als sagenhafte Gründer von vornherein aus. Diese Rolle wurde denn auch nahezu einhellig an die (›turanischen‹) Sumerer vergeben. In diesem Sinne präsentierte etwa der Heidelberger Assyriologe Carl Bezold die Sumerer als »uraltes Kulturvolk«, die Semiten (Akkader) hingegen lediglich als eindringende nomadische »Völkermasse« – »jenem ersten Volke an Kultur kaum ebenbürtig« (Bezold 1903, 22).

Seine unterschwellige Brisanz bezog das Thema aber nicht zuletzt aus der zeitgleichen Debatte um den aufkommenden Antisemitismus, und mit guten Gründen ist die scharfe Kontrastierung von Sumerern und Semiten denn auch als »eine historisch-archäologische Variante des Antisemitismus« bezeichnet worden (Becker 1985, 237; ferner Cooper 1993). Protagonisten der Theorie semitischer Völkerwellen wie Hugo Winckler waren zudem bereits den Zeitgenossen als »leidenschaftliche Antisemiten« aufgefallen (Curtius 1958, 203). Niemand ging dabei allerdings so weit wie Friedrich Delitzsch, der um 1900 zweifellos bekannteste deutsche Assyriologe. Delitzsch spann in seiner Spätschrift *Die große Täuschung* (1920) einen großen erzählerischen Bogen und erinnerte an das »hochbegabte, an Sinnesart dem deutschen Volk vergleichbare sumerische Volk«, dessen Kultur von einwandernden Semiten aus der Wüste »gründlich aus- und aufgesogen« worden sei; anschließend beschwor er dann die Bedrohung durch die Nachfahren eben jener semitischen Nomaden herauf: »Die mindestens gleiche Gefahr

19 Lenormant 1878 [1874], 319. Ferner Maspero 1877, 129; Meyer 1913, 436; Meissner 1920, 16.

stellt das jüdische Volk dar, seitdem es freiwillig vaterlandslos geworden« (Delitzsch 1920, 103).[20]

Keineswegs jedoch erschienen die semitischen Völker in historisch-archäologischen Darstellungen ausschließlich als negativer Faktor. Vielmehr war der orientwissenschaftliche Semitendiskurs von einer grundlegenden Ambivalenz durchzogen. An der zentralen, wenn auch widersprüchlich geschilderten religionsgeschichtlichen Rolle der Semiten als ›Erfinder‹ des Monotheismus – und damit als Begründer des Christentums – etwa wurde in der Regel festgehalten.[21] Aber auch die Zurückführung der semitischen Völker auf Wüste und Nomadentum konnte noch eine romantische Wendung erfahren. Charakteristisch für den zeitgenössischen Kultur- und Migrationsdiskurs war schließlich eine fundamentale Ambivalenz, die auch das Nomadisch-Barbarische noch mit positiven Vorzeichen versehen konnte. Im Anschluss an eine mitunter bis in die Antike zurückreichende Tradition, lässt sich denn auch ein dem negativen Nomadenbild entgegenlaufender Strang aufzeigen, der auf Romantisierung und Idealisierung abzielt und das Nomadische als Gegenbild eines dekadenten sesshaften Lebens präsentiert. In diesem Sinne bot der Nomadendiskurs immer schon Raum für das Unbehagen in der *eigenen* Kultur und die Konstruktion kulturkritischer Gegennarrative (Toral-Niehoff 2002b). Besonders nachhaltig lässt sich die romantische Tendenz an der mit Freiheit, Stolz und Männlichkeit assoziierten Figur des ›edlen Beduinen‹ in den europäischen Reiseberichten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts aufzeigen.[22] An der Etablierung dieses Beduinenbildes aber hatten Ausgräber als Autoren populärer Reiseberichte und ethnographischer Abhandlungen einen geradezu herausragenden Anteil: Genannt seien hier nur Austen Henry Layard (1849), Max von Oppenheim (1900) oder Alois Musil (1908). Diese Archäologen waren zugleich erfolgreiche Schriftsteller, in deren Publikationen immer zwei Erzählungen miteinander verwoben waren: Die Darstellung der Funde und ihre historische Deutung sowie der Bericht darüber, auf welchen Wegen und Umwegen man zu diesen gekommen war.[23] Dieser, dem »heroischen Narrativ« (Silberman 1995, 251 ff.) klassischer Abenteurerromane folgende Teil bot entsprechend reichlich Spielraum, der Orient- und Beduinenromantik Ausdruck zu verleihen. Vor diesem Hintergrund ließen sich die Reliefs und mithin das Aufeinandertreffen von semitischen Nomaden und Sumerern denn auch ganz anders beschreiben und erzählen. So heißt es bei dem Breslauer Assyriologen Bruno Meissner:

> »Mit ihren hohen schlanken Körpern, ihren schmalen Gesichtern, auf denen die etwas gekrümmte Nase kühn hervorragte, den langen wehenden Bärten boten sie [die Semiten] ein ganz anderes, stattlicheres Bild als die behäbigen

20 Freilich hatte der Topos des semitischen Nomadentums schon früher Eingang in antisemitische Geschichtskonstruktionen gefunden. Vgl. exemplarisch das Pamphlet des Wiener Orientalisten Adolf Wahrmund (1887).

21 Auf den komplexen religionshistorischen Diskurs über den ›semitischen Monotheismus‹ um 1900 kann hier freilich nicht näher eingegangen werden. Vgl. aber die vielfältigen Hinweise bei Olender 1995 und Marchand 2009.

22 Dabei konnten die europäischen Reisenden an arabische Stilisierungen der Beduinen zum Inbegriff authentischer arabischer Kultur und Lebensweise anknüpfen. Toral-Niehoff 2002a; zu den Wüstenreisenden u. a. Tidrick 1981; Katzer 2008, 376–432.

23 Als Prototyp kann Layards *Nineveh and its Remains* (1849) gelten, wo diese beiden Erzählungen auf zwei unterschiedliche Bände verteilt waren. Zu archäologischen Orientreisenden allg. die Beiträge in Trümpler 2010.

> Sumerer. Aber der höheren Kultur beugten sich jene doch willig« (Meissner 1920, 16).

An der Vorstellung einer fundamentalen kulturellen Differenz und Unterlegenheit der Semiten gegenüber den Sumerern änderte sich also nichts – lediglich die Vorzeichen wurden umgedreht: Anstatt als bloße Zerstörer erscheinen die Semiten hier als unverbrauchte Kraft, die auf eine ›behäbige‹ – will heißen: im Niedergang befindliche – sumerische Kultur trifft. Der bei Meissner nur angedeutete Gedanke, die Semiten hätten die sumerische Kultur dadurch entscheidend verjüngt und vor dem Untergang bewahrt, ist schließlich von anderen Autoren weiter ausgeführt worden. So pries der Berliner Arabist Otto Weber (1902, 3 f.) nicht nur das »naturfrische, urwüchsige Element« der »kühnen Söhne der Steppe«, sondern münzte in diesem Zusammenhang sogar das Völkerwellen-Modell zu Gunsten der Semiten um:

> »In Arabien ist die Wiege aller semitischen Völker gestanden, von dort aus haben die ersten Semiten sich die Kulturwelt erobert, von dort aus sind Jahrtausende hindurch immer wieder frische Elemente nachgerückt und haben den semitischen Stamm der an ihrer Kultur degenerierten Vorläufer ergänzt; noch heute ist Arabien das Land, das semitische Eigenart am reinsten erhalten hat« (Weber 1902, 6 f.).

Struktur und Rollenmuster der Erzählung – Einwanderer aus der kulturfernen Peripherie erobern das kulturelle Zentrum – bleiben zwar wiederum unverändert. Die romantischen Umkehrungen lassen aber unschwer den Einfluss zeitgenössischer kulturpessimistischer Narrative erkennen. Zu diesen gehören etwa Darstellungen des Typs ›Aufstieg und Fall‹ (von Völkern, Reichen, Kulturen etc.), in denen alles Geschehen in Analogie zu biologischen Lebenszyklen auf einen unvermeidlichen Verfall hin inszeniert wird. Als erzählerisches Leitmotiv lässt sich dabei die Vorstellung identifizieren, Kulturen verfügten über eine begrenzte Lebensdauer und bedürften, um nicht abzusterben, regelmäßiger vitaler Impulse von außen. Im Hintergrund stand hier zweifellos das Theorem der *Dekadenz* – d. h. die Angst vor einer ›zersetzenden‹ Wirkung durch die zunehmenden Bequemlichkeiten materieller Kultur (siehe Stern 2005). Nicht zuletzt aber waren hier aufscheinende Charakterisierungen der semitischen Nomaden als ›Eroberer‹- und ›Herrenvolk‹ in der zeitgenössischen Wahrnehmung keineswegs negativ besetzt, verwiesen sie doch zugleich auf Jugendlichkeit, Willenskraft und die Fundamente des nationalen Machtstaates. Vor diesem Hintergrund müssen auch die seit Beginn des 19. Jahrhunderts verschiedentlich erstellten Parallelen zwischen historischen Arabern und Germanen gesehen werden: Demnach verkörperten beide die schöpferische Kraft ›junger Völker‹, die aus von der Natur benachteiligten Regionen vorgestoßen seien und die dekadenten Zivilisationen der Antike überrannten (Beispiele bei Heigl 2000, 78–95).

In welcher Variante die Erzählung auch gestaltet sein mochte – den Semiten wurde ein zentraler Platz in der Geschichte des Vorderen Orients zugewiesen. Zwar war diese Völkerfamilie selbst ein Produkt philologischer Klassifikation; dennoch spielte der Rekurs auf archäologische Funde eine wichtige Rolle: Auf diese Weise ließen sich materielle und sprachliche Quellen, philologische und anthropologische Klassifikationen

verknüpfen und in eine kohärente Erzählung integrieren. Zudem schienen archäologische Funde eine schärfere Abgrenzung der Semiten von anderen Völkerfamilien oder Rassen des Vorderen Orients zu ermöglichen, als dies allein mit philologischen Methoden möglich gewesen wäre. Waren hier jedoch die historisch-philologischen Narrative und Klassifizierungen die älteren, so verhielt es sich bei einer zentralen Frage der ethnohistorischen Kartographie Kleinasiens – der Zugehörigkeit der Hethiter – genau umgekehrt: Hier nämlich ging die archäologisch-anthropologische der philologischen Klassifizierung voraus.

Die Hethiter in Kleinasien

Die ethnohistorische Kartographie des antiken – insbesondere des vorgriechischen – Kleinasien war um 1900 ein zentrales und umstrittenes Feld der historisch-archäologischen Forschung (Überblick bei Marek 2010, 37–72). Im Zentrum der Debatte standen dabei die seinerzeit rätselhaften Hethiter. Heute versteht man darunter in erster Linie das anatolische Großreich des zweiten vorchristlichen Jahrtausends. Dessen bloße Existenz aber war bis zum Ende des 19. Jahrhunderts nahezu unbekannt, denn anders als Ägypter, Babylonier und Assyrer waren die Hethiter im europäischen Geschichtsbild nicht präsent (Klinger 2007, 7 ff.). Auch nachdem man aus den keilschriftlichen Überlieferungen vage Informationen über das hethitische Reich hatte gewinnen können, konnte der deutsch-britische Ägyptologe Wilhelm Max Müller noch 1893 die Hethiter als »das jetzige Modevolk dilettantischer Historiker« bezeichnen und offenbar von deren baldigem Verschwinden aus der seriösen Literatur ausgehen (Müller 1893, 319). Wie dem auch sei – die Hethiter waren die große Unbekannte unter den altorientalischen Mächten, und entsprechend zeigte sich jeder ehrgeizige Archäologe und Assyriologe bemüht, das ›hethitische Rätsel‹ zu lösen. Erheblich verstärkt wurde die Verwirrung zudem durch eine unpräzise Begriffsverwendung, denn als ›Hethiter‹ wurden in der seinerzeitigen Literatur drei unterschiedliche Dinge bezeichnet: (1.) die im Alten Testament als vorhebräische Urbevölkerung Kanaans präsentierten *biblischen Hethiter*[24]; (2.) die nach dem Ende des hethitischen Reiches in Nordsyrien entstehenden *spät- oder neo-hethitischen Stadtstaaten*; sowie schließlich (3.) das *anatolische Großreich* des zweiten vorchristlichen Jahrtausends: Hier beschränkten sich die Informationen auf einige spärliche Angaben in babylonischen und ägyptischen Quellen. So wusste man, dass es eine größere Macht im Norden gegeben haben muss, welche Mitte des zweiten Jahrtausends nach Babylon vorgedrungen war und später den ägyptischen Pharao Ramses II. in der Schlacht von Kadesh herausgefordert hatte.

Die ›Entdeckung‹ der Hethiter am Ende des 19. Jahrhunderts wurde zunächst in der Biblischen Archäologie als Bestätigung der alttestamentlichen Erzählung gefeiert (Wright 1884; Sayce 1892). Gerade diese Identifizierung der biblischen Hethiter mit

24 Am bekanntesten ist hier die Geschichte, in der Abraham von den »Kindern Heths« in Hebron eine Begräbnisstätte für die verstorbene Sara erbittet und schließlich von Ephron, »dem Hethiter«, auch ersteht (Gen. 23). In der heutigen Forschung scheint man weitgehend einig, dass zwischen diesen angeblich in Kanaan autochthonen ›Hethitern‹ und den ›Hethitern‹ des viele Jahrhunderte vor der Entstehung der Bibel untergegangenen anatolischen Großreiches keine Verbindung besteht (Singer 2006).

den Hethitern des anatolischen Großreiches trug dabei erheblich zu der Vorstellung bei, wonach man es hier mit einer distinktiven Völkerfamilie oder Rasse zu tun habe, die die Geschichte des Alten Orients über mehrere Jahrtausende nachhaltig beeinflusst habe und möglicherweise als eigentliche Urbevölkerung der Region angesehen werden müsse (Sayce 1892, 101 ff.). Da die hethitische Sprache am Ende des 19. Jahrhunderts aber noch nicht entziffert und eine philologische Zuordnung somit nicht möglich war, schien die anthropologische Interpretation archäologischer Funde das einzige Mittel zu sein, Herkunft und Zugehörigkeit dieses rätselhaften Volkes zu bestimmen. Aus Mangel an anatolischen Funden bediente man sich dabei zunächst der Repräsentation der Hethiter auf ägyptischen Monumenten (Tempel von Karnak). Deren Untersuchung hatte bereits die britischen Archäologen William M. Flinders Petrie und Archibald Sayce zu dem Schluss geführt, dass es sich bei den Hethitern um eine anthropologisch erheblich von den Semiten abweichende Bevölkerung mongolischer Herkunft gehandelt haben müsse (Flinders Petrie 1888, 130; Sayce 1892, 101 f.). Herkunft und Zugehörigkeit der Hethiter blieben hingegen umstritten und stellten eine zentrale Frage archäologischer Expeditionen nach Kleinasien am Ende des 19. Jahrhunderts dar.

Das galt auch für die 1881/82 unter der Leitung des Klassischen Archäologen Otto Benndorf durchgeführte österreichische Expedition ins südwestliche Kleinasien. Medizinischer Begleiter dieses Unterfangens war der eingangs zitierte archäologisch interessierte Arzt und Anthropologe Felix von Luschan (zur Biographie Ruggendorfer/Szemethy 2009). Dieser führte während der Expedition umfangreiche anthropologische Untersuchungen an der örtlichen Bevölkerung durch und kam zu dem Schluss, dass trotz der sprachlichen (Griechen, Armenier, Türken) und religiösen (Christen, Muslime, Juden) Heterogenität der Region, »für einen großen Theil von Kleinasien eine völlig einheitliche Urbevölkerung anzunehmen ist« (Luschan 1889, 212). Diese sah er durch eine »extreme Kurz- und Hochköpfigkeit, mittlere Statur, dunklen Teint, dunkles schlichtes Haar, dunkle Augen« (Luschan 1889, 212) charakterisiert; in seinen späteren Schriften betonte er zudem die markanten Nasen, die entweder als »Turmnasen« oder als »Hakennasen« in Erscheinung träten (Luschan 1922, 143). Da sich dieser Typus am deutlichsten unter den Armeniern erhalten habe, bezeichnete er ihn zunächst als »armenoid« (Luschan 1889, 212 f.).

Bereits ein Jahr später war Luschan erneut in der Region unterwegs; dieses Mal als medizinischer Begleiter der im Auftrag der Berliner Akademie der Wissenschaften durchgeführten Expedition zum nordmesopotamischen Berg Nimrod unter der Leitung des Pergamon-Ausgräbers Carl Humann. Während dieser Reise stieß man auf die Ruinen der neo-hethitischen Stadt Sendschirli (Zincirli), die dem zeitgenössischen Wissen entsprechend als zentraler Ort des mysteriösen Reiches der Hethiter gedeutet wurden. Sendschirli wurde schließlich zwischen 1888 und 1902 unter der Leitung des Berliner Orient-Komitees systematisch ausgegraben. Ab der zweiten Kampagne ersetzte Luschan Humann als Grabungsleiter und hatte somit unmittelbaren Zugang zum archäologischen Material (Dörner/Dörner 1989, 292–301; Wartke 2009). Darunter befanden sich viele gut erhaltene Reliefs mit Darstellungen von Menschen, die Luschan natürlich für authentische Repräsentationen der rätselhaften Hethiter hielt. An diesen identifizierte er nun genau jene Charakteristika, die er der ›armenoiden‹ Urbevölkerung Kleinasiens zugeschrieben hatte: die brachykephale Kopfform und die markanten Nasen. Daraus

schloss er nicht nur auf eine Kontinuität der Bevölkerung in der Region seit Urzeiten, sondern glaubte auch, die Hethiter nun eindeutig anthropologisch zuordnen zu können; ja, er ging sogar so weit, diesen Typus von nun an als »hethitisch« zu bezeichnen (Luschan 1911, 242). So schrieb er 1894 in einem seiner vielen englischsprachigen Beiträge:

> »This old brachycephalcic race, which from its beginning was utterly distinct from any Semitic tribe and was in physical view the very counterpart of the Semites, can only be identified with the Hittites – the same Hittites mentioned as a Syrian tribe in the Bible, which had been a strong and formidable enemy to Ramses II. …« (Luschan 1894, 21).

Als eine von drei vermeintlichen Hauptrassen Vorderasiens – zudem nannte er Semiten und Indogermanen – war diese Rasse für Luschans ethnohistorische Kartographie der Region von zentraler Bedeutung. Wiewohl er die Hethiter als autochthone Urbevölkerung präsentierte, spielten Wanderungen in seinem Modell eine wichtige Rolle. Dabei präsentierte er allerdings ein sehr viel weniger konfliktreiches Bild als die geschilderten katastrophischen Invasions- und Völkerwellen-Erzählungen. Wanderungsvorgänge fungierten hier nicht als Indiz stattgefundener Kämpfe und stellten insofern auch keinen Anlass zur dramatischen Inszenierung dar. Vielmehr hielt Luschan sie – jedenfalls insofern sie die »Mischung hochstehender Rassen« wie der genannten drei förderten – für einen »wichtige[n] Faktor der Weiterentwicklung« (Luschan 1907, 371).[25]

Ursprünglich am reinsten durch die Hethiter repräsentiert, glaubte er entsprechend, bestimmte Merkmale dieses Typs in allen vorderasiatischen Völkern nachweisen zu können. Genau hier lag schließlich die zeitgenössische Relevanz des Modells: Luschan legte nämlich größten Wert darauf, die anthropologischen Merkmale der Hethiter nicht nur bei den Armeniern, sondern auch bei den europäischen Juden identifiziert zu haben. So erläuterte er in mehreren Aufsätzen, dass sich »die modernen Juden« anthropologisch aus »arischen Amoritern«[26], »wirklichen Semiten«, aber »hauptsächlich aus den Nachkommen der alten Hethiter« zusammensetzten (Luschan 1892, 99; ferner 1894; 1905; 1911). Hintergrund dieser These war die zeitgenössische Debatte über die ›Anthropologie der Juden‹, in der Luschan eine zentrale Rolle spielte (Kiefer 1991; Lipphardt 2008): Mit seinem vermeintlichen Nachweis einer Rassenverwandtschaft zwischen Juden und Hethitern wollte er vor allem aufzeigen, dass die Juden – wie jedes andere Volk auch – anthropologisch gesehen eine ›Mischung‹ darstellten und

25 Luschans Position in der zeitgenössischen Debatte um ›Rasse‹ und ›Rassenmischung‹ blieb indes ambivalent. So trat er einerseits als Kritiker des Rassebegriffs und vor allem des Antisemitismus in Erscheinung, war aber andererseits überzeugter Anhänger der Eugenik und Rassenhygiene (Laukötter 2007, 102–124).

26 Auf die in der zeitgenössischen Literatur herumgeisternde Vorstellung, die biblischen Amoriter seien ›Arier‹ gewesen – eine These, die zum Ausgangspunkt antisemitischer Spekulationen über eine arische Herkunft Jesu von Nazareth wurde – kann an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden.

mithin die Behauptung der Antisemiten, es gebe so etwas wie eine jüdische Rasse, gegenstandslos sei.[27]

So ermöglichte Luschans Modell einer kleinasiatischen Urbevölkerung die Konstruktion einer kontinuierlichen rassen- und kulturgeschichtlichen Erzählung, in der historische (Hethiter) mit gegenwärtigen Völkern (Armenier, Juden) verbunden wurden. Mit Luschans eingangs zitierten Worten schien durch die ordnende Hand des Archäologen Licht in das »unentwirrbare Chaos« des Orients gebracht (Luschan 1922, 58).

Als langjähriger Direktor der Afrika-Abteilung am Berliner Völkerkundemuseum sowie als erster Lehrstuhlinhaber für Anthropologie an der Berliner Universität gehörte Luschan zweifellos zu den einflussreichsten und angesehensten Anthropologen und Völkerkundlern seiner Zeit. Entsprechend hat seine These einer autochthonen ›hethitischen‹ oder ›vorderasiatischen Rasse‹[28] umgehend Eingang in die – nationale wie internationale – anthropologische wie auch in die historisch-archäologische Literatur gefunden.[29] Dabei war die Charakterisierung der Hethiter als vermeintlich autochthone Urbevölkerung Kleinasiens schließlich so fest verankert, dass man dem 1915 durch Bedrich Hrozný erbrachten Nachweis, dass es sich beim Hethitischen um eine indoeuropäische Sprache handelt, zunächst äußerst skeptisch begegnete.[30] Die indoeuropäische Sprachzugehörigkeit schien eine nördliche bzw. östliche Einwanderung nahe zulegen und der These einer vorderasiatisch-hethitischen Urbevölkerung den Boden zu entziehen. Als sich diese Erkenntnis durchsetzte wechselten in den 1920er und 1930er Jahren die Hethiter entsprechend die Seiten und konnten auf diese Weise auch in völkische Erzählungen über arische Wanderungen und Kulturgründungen einbezogen werden (Hinweise bei Ellinger 2006, 307 ff.). Der Wechsel der Hethiter aus einer vorderasiatischen in eine indogermanische Geschichte zeigt wiederum, inwieweit historisch-archäologische Wanderungsnarrative immer schon in politische und kulturelle Kontexte eingebunden waren und sind – ein Zusammenhang, der im Falle der Historiographie des Vorderen Orients vor allem in Hinblick auf die hier nur angedeutete Verknüpfung mit zentralen Narrativen der zeitgenössischen Judenfeindschaft noch genauer untersucht werden müsste.

---

27 Bezeichnenderweise wurde er von den Antisemiten gänzlich anders rezipiert: Diese sprachen nunmehr von einer besonders gefährlichen ›jüdischen Rassenmischung‹, übernahmen die neue Kartographie des Orients und ordneten die Juden nun vornehmlich der vorderasiatischen (=hethitischen) Rasse zu (hierzu Wiedemann 2009).

28 Als solche ging sie in die anthropologische Literatur ein (Fischer 1923, 170–182).

29 Exemplarisch Messerschmidt 1902; Meyer 1914; für die internationale Rezeption Breasted 1916, 240 ff.

30 Die These der indoeuropäischen Zugehörigkeit des Hethitischen war bereits 1902 von dem norwegischen Assyriologen Jørgen Alexander Knudtson aufgestellt worden, ist aber seinerzeit nicht rezipiert worden (Riecken 2006; Singer 2006, 723 f.; Klinger 2007, 18–21). Luschan selbst hielt »die Vorstellung, dass die Hethiter, deren extrem kurze Köpfe und extrem große Nasen wir aus so zahlreichen zeitgenössischen Bildwerken kennen, von Haus aus eine europäische Sprache gesprochen haben sollten«, für »geradezu grotesk« (Luschan 1922, 121; ähnlich: Meyer 1915, 12).

Herkunfts- und Wanderungsnarrative

So lassen sich in der Historiographie des Vorderen Orients um 1900 verschiedene narrative Strategien und Muster erkennen, Herkunft und Wanderungen historischer Völker aufeinander zu beziehen und in eine mehr oder weniger kohärente Gesamterzählung zu integrieren.

Ein älteres – ›traditionales‹ – Erzählen stellte vor allem auf die räumliche und zeitliche Lokalisierung des Ursprungs und der Wanderungswege einzelner Völker oder Völkerfamilien ab und versuchte, das Geschehen in einer linearen Erzählung – mit einem klar identifizierbaren Anfang (Ursitz), einer Mitte (Wanderung) und einem Ende (Sesshaftwerdung; Gründung einer neuen Kultur) – zu präsentieren. Vor dem Hintergrund der zeitgenössischen kolonialen Expansion lässt sich als Leitmotiv dieser Erzählungen der heroische Gründungs- und Kolonisierungsakt und die entsprechende Suche nach externen Kulturgründern und Kulturbringern identifizieren – ein Rollenmuster, welches in der Historiographie des Vorderen Orients bis weit in das 20. Jahrhundert hinein paradigmatisch mit den Sumerern besetzt wurde. Die Rezeption ethnologischer und kulturgeographischer Migrationsmodelle führte indes um 1900 zur Etablierung neuer Erzähltypen, in denen Herkunfts- und Zielräume dynamisch miteinander verknüpft und Wanderungsbewegungen als periodische ›Völkerwellen‹ in Szene gesetzt wurden. Der dynamische Charakter ermöglichte dramatische Darstellungen vom Einbruch wandernder Völker in kulturelle Zentren, die durch die vermeintliche Periodizität der Ereignisse zusätzlich den Charakter des Tragödienhaften erfuhren. Entsprechend waren diese Erzählungen auf die ›Kulturzerstörer‹ und deren Aneignung kultureller Errungenschaften fokussiert – eine Rolle, die im Kontext der vorderasiatischen Geschichte in der Regel den aus der Wüste in die Länder des Fruchtbaren Halbmonds vordringenden Semiten zugewiesen wurde. Wanderungsvorgänge wurden in archäologisch-historischen Darstellungen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts mithin durchaus ambivalent bewertet: Sie erschienen sowohl als Gründungs- als auch als Zerstörungsakte, leiteten Aufstieg und Fall ein und konnten an den Anfang wie an das Ende einer Erzählung gesetzt werden. Dabei bot dieses Muster sowohl Raum für zeitgenössische kulturpessimistische wie kulturkritische Narrative. Dies zeigt sich etwa an der Figur der kulturfernen Einwanderer – im vorderasiatischen Kontext der nomadischen Semiten: Als Teil eines kulturkritischen Narrativs, das auf die ›Dekadenz‹ der Kultur und eine Regeneration durch junge Krieger- und Wandervölker abhob, ließ sich schließlich auch diese Figur noch romantisch umwerten. Eine andere Variante versuchte hingegen, derartige katastrophische oder kathartische Szenarien zu umgehen und stellte stattdessen vermeintliche ethnohistorische Kontinuitäten heraus, wobei stetige Wanderungen und die dadurch bewirkten ›Mischungen‹ in einem gewissen Maß positiv gewertet wurden. Hierzu gehörte Luschans Darstellung der ›hethitischen‹ Urbevölkerung als integraler Bestandteil einer Rassen- und Kulturgeschichte Vorderasiens.

Wiewohl diese Narrative mitunter weniger als genuin archäologische Produkte anzusehen sind, sondern zum allgemeinen Repertoire historischen Erzählens im 19. und frühen 20. Jahrhundert gehören, spielte der Bezug auf archäologische Funde insbesondere für den vorderasiatischen Kontext eine zentrale Rolle: Zum einen ermöglichte die Einbeziehung materieller Objekte in die historische Interpretation die Erstellung neuer,

von sprachlichen Quellen und philologischen Klassifikationen unabhängiger Genealogien und die Verknüpfung kulturhistorischer mit biohistorischen Narrativen. Nicht zuletzt aber sollte man nicht den Effekt unterschätzen, den die nun erst möglich gewordene museale Visualisierung, das physische Gestaltannehmen historischer Akteure wie der Babylonier, Assyrer und Hethiter, auf die Popularisierung historisch-archäologischer Narrative hatte (Bohrer 2003).

Literatur

Alaura 2006: S. Alaura, »Nach Boghasköi!«. Zur Vorgeschichte der Ausgrabungen in Bogazköy–Hattusa und zu den archäologischen Forschungen bis zum Ersten Weltkrieg. Berlin: Deutsche Orient-Gesellschaft 2006.

Anidjar 2008: G. Anidjar, Semites. Race, Religion, Literature. Stanford: University Press 2008.

Baum 2006: B. Baum, The Rise and Fall of the Caucasian Race. A Political History of Racial Identity. New York: University Press 2006.

Becker 1985: A. Becker, Neusumerische Renaissance? Wissenschaftsgeschichtliche Untersuchungen zur Philologie und Archäologie. Baghdader Mitt. 16, 1985, 229–316.

Bertin 1882: G. Bertin, On the Origin and Primitive Homes of the Semites. Journal Anthr. Inst. Great Britain and Ireland 11, 1882, 423–437.

Bezold 1903: C. Bezold, Ninive und Babylon. Monogr. Weltgesch. 18. Bielefeld u. a.: Velhagen & Klasing 1903.

Bezold 1910: Ders., Die Kulturwelt des alten Orients. In: J. v. Pflugk-Hartung (Hrsg.), Weltgeschichte. Die Entwicklung der Menschheit in Staat und Gesellschaft, in Kultur und Geistesleben. Bd. 3: Die Geschichte des Orients. Berlin: Ullstein 1910, 3–129.

Bohrer 2003: F. N. Bohrer, Orientalism and Visual Culture. Imagining Mesopotamia in Ninetheenth-Century Europe. Cambridge: University Press 2003.

Botta 1848: P.-E. Botta, Monument de Ninive. Découvert et décrit. 5 vol. Paris: Gide & Baudry 1848.

Brather 2004: S. Brather, Ethnische Interpretationen in der frühgeschichtlichen Archäologie. Geschichte, Grundlagen und Alternativen. Ergbd. RGA 42. Berlin: de Gruyter 2004.

Breasted 1916: J. H. Breasted, Ancient Times. A History of the Early World. An Introduction to the Study of Ancient History and the Career of Early Man. Boston: Ginn 1916.

Challis 2008: D. Challis, From the Harpy Tomb to the Wonders of Ephesus. British archaeologists in the Ottoman Empire 1840–1880. London: Duckworth 2008.

Cooper 1993: J. S. Cooper, Sumerian and Aryan. Racial Theory, Academic Politics and Parisian Assyriology. Rev. Hist. Religiones 210, 1993, 169–205.

Curtius 1958: L. Curtius, Deutsche und Antike Welt. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1958.

Danto 1980: A. C. Danto, Analytische Philosophie der Geschichte. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1980.

Delitzsch 1920: F. Delitzsch, Die große Täuschung. Kritische Betrachtungen zu den alttestamentlichen Berichten über Israels Eindringen in Kanaan, die Gottesoffenbarung am Sinai und die Wirksamkeit der Propheten. Stuttgart u. a.: Deutsche Verlags-Anstalt 1920.

Dörner/Dörner 1989: F. K. Dörner/E. Dörner, Von Pergamon zum Nemrud Dag. Die archäologischen Entdeckungen Carl Humanns. Kulturgesch. Ant. Welt 40. Mainz: von Zabern 1989.

Ellinger 2006: E. Ellinger, Deutsche Orientalistik zur Zeit des Nationalsozialismus. Edingen-Neckarhausen: Deux mondes 2006.

Fischer 1923: E. Fischer, Spezielle Anthropologie: Rassenlehre. In: Ders. u. a., Anthropologie. Die Kultur der Gegenwart. Ihre Entwicklung und ihre Ziele Bd. 3. Leipzig u. a.: Teubner 1923, 170–182.

Flinders Petrie 1888: W. M. Flinders Petrie, The Earliest Racial Portraits. Nature 39 (No. 997), 1888, 128–130.
Friedell 1998 [1936]: E. Friedell, Kulturgeschichte Ägyptens und des alten Orients. München: Beck 1998 [Erstausgabe 1936].
Gould 1983: S. J. Gould, Der falsch vermessene Mensch. Basel: Birkhäuser 1983.
Hanisch 2003: L. Hanisch, Die Nachfolge der Exegeten. Deutschsprachige Erforschung des Vorderen Orients in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Wiesbaden: Harrassowitz 2003.
Hauser 2001: S. R. Hauser, Not out of Babylon? The Development of Ancient Near Eastern Studies in Germany and its Current Significance. In: T. Abusch u. a. (Hrsg.), Historiography in the Cuneiform World. Papers read at the 45th Rencontre Assyriologique Internationale. Cambridge/MA: Harvard University 2001, 211–237.
Hauser 2006: Ders., Die Integration der Orientarchäologie in die Universitäten. In: L. Hanisch (Hrsg.), Der Orient in akademischer Optik. Beiträge zur Genese einer Wissenschaftsdisziplin. Halle: Orientwissenschaftliches Zentrum 2006.
Heigl 2000: R. Heigl, Wüstensöhne und Despoten. Das Bild des Vorderen Orients in deutschsprachigen Weltgeschichten des 19. Jahrhunderts. Regensburg: Magisterarbeit 2000.
Hommel 1879: F. Hommel, Arier und Semiten. Corrbl. Dt. Ges. Anthr. 10, 1879, 52–61.
Hommel 1883: Ders., Die semitischen Völker und Sprachen. Als erster Versuch einer Enzyclopädie der semitischen Sprach- und Alterthumswissenschaft Bd. 1. Leipzig: Schulze 1883.
Irwin 2006: R. Irwin, Dangerous Knowledge. Orientalism and its Discontents. Woodstock/NY: Overlook 2006.
Jones 1969: T. Jones (Hrsg.), The Sumerian Problem. New York: Wiley 1969.
Katzer 2008: A. Katzer, Araber in deutschen Augen. Das Araberbild der Deutschen vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. Paderborn: Schöningh 2008.
Kellner 1989: H. Kellner, Language and Historical Representation. Getting the Story Crooked. Madison: University of Wisconsin Press 1989.
Kleinschmidt 2002: H. Kleinschmidt, Menschen in Bewegung. Inhalte und Ziele historischer Migrationsforschung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2002.
Klinger 2007: J. Klinger, Die Hethiter. München: Beck 2007.
Kiefer 1991: A. Kiefer, Das Problem einer »jüdischen Rasse«. Eine Diskussion zwischen Wissenschaft und Ideologie. Marburger Schr. Medizingesch. 29. Frankfurt a. M.: Peter Lang 1991.
Kremer 1875: A. von Kremer, Semitische Culturentlehnungen aus dem Pflanzen- und Thierreiche. Stuttgart: Cotta 1875.
Larsen 2010: M. T. Larson, Versunkene Paläste. Wie Europa den Orient entdeckte. Berlin: Osburg 2010.
Laukötter 2007: A. Laukötter, Von der »Kultur« zur »Rasse« vom Objekt zum Körper? Völkerkundemuseen und ihre Wissenschaften zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Bielefeld: transcript 2007.
Layard 1849: A. H. Layard, Nineveh and its Remains. With an Account of a Visit to the Chaldaean Christians of Kurdistan; and the Yezidis, or Devil-Worshippers; and an Enquiry into the Manners and Arts of the ancient Assyrians 2 Vol. London: Murray 1849.
Lenormant 1878 [1874]: F. Lenormant, Die Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer. Jena: Costenoble 1878 [Frz. Original 1874].
Lewis 1999: B. Lewis, Semites and Anti-Semites. An Inquiry into Conflict and Prejudice. New York: Norton & Company 1999.
Lipphardt 2008: V. Lipphardt, Biologie der Juden. Jüdische Wissenschaftler über »Rasse« und Vererbung 1900–1935. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2008.
Luschan 1889: F. von Luschan [mit Eugen Petersen], Reisen in Lykien, Milyas und Kibyratis. Reisen im südwestlichen Kleinasien 2: Wien: Gerold 1889.
Luschan 1892: Ders., Die anthropologische Stellung der Juden. Corrbl. Dt. Ges. Anthr. 23, 1892, 94–102.
Luschan 1894: Ders., Jews and Hittites. Science 23 (No. 571), 1894, 21.

Luschan 1905: Ders., Zur physischen Anthropologie der Juden. Zeitschr. Demographie u. Statistik der Juden 1 (Nr. 1), 1905, 1–4.
Luschan 1907: Ders., Offener Brief an Elias Auerbach. Archiv Rassen- u. Gesellschaftsbiol. 4, 1907, 362–373.
Luschan 1911: Ders., The Early Inhabitants of Western Asia. Journal Royal Anthr. Inst. Great Britain and Ireland 41, 1911, 221–244.
Luschan 1922: Ders., Völker, Rassen, Sprachen. Berlin: Welt-Verlag 1922.
Mangold 2004: S. Mangold, »Eine weltbürgerliche Wissenschaft«. Die deutsche Orientalistik im 19. Jahrhunderts. Stuttgart: Steiner 2004.
Marchand 1996: S. L. Marchand, Down from Olympus. Archaeology and Philhellenism in Germany 1750–1970. Princeton: University Press 1996.
Marchand 2009: Dies., German Orientalism in the Age of Empire: Religion, Race, and Scholarship. Cambridge: University Press 2009.
Marek 2010: C. Marek, Geschichte Kleinasiens in der Antike. München: Beck 2010.
Maspero 1877: G. Maspero, Geschichte der morgenländischen Völker im Altertum. Leipzig: Engelmann 1877.
Meissner 1920: B. Meissner, Babylonien und Assyrien Bd. 1. Kulturgesch. Bib. 3. Heidelberg: Winter 1920.
Messerschmidt 1902: L. Messerschmidt, Die Hettiter. Leipzig: Hinrichs 1902.
Meyer 1906: E. Meyer, Sumerier und Semiten in Babylonien. Berlin: Akademie der Wissenschaften 1906.
Meyer 1913: Ders., Geschichte des Altertums Bd. 1.2: Die ältesten geschichtlichen Völker und Kulturen. Stuttgart u. a.: Cotta 1913.
Meyer 1914: Ders., Reich und Kultur der Chetiter. Berlin: Curtius 1914.
Meyer 1915: Ders. Die Entzifferung der hethitischen Sprache. Mitt. Deutsche Orient-Ges. 62, 1923, 5–17.
Morton 1844: S. G. Morton, Crania Aegyptica or Observations on Egyptian Ethnography Derived from Anatomy, History, and the Monuments. Philadelphia: Penington 1844.
Müller 1854: F. M. Müller, Letter to Chevalier Bunsen on The Classification of the Turanian Languages. London: Spottiswoode 1854.
Müller 1893: W. M. Müller, Asien und Europa nach altägyptischen Denkmälern. Leipzig: Engelmann 1893.
Müller 1993: K. E. Müller, Grundzüge des ethnologischen Historismus. In: W. Schmied-Kowarzik/J. Stagl (Hrsg.), Grundfragen der Ethnologie. Beiträge zur gegenwärtigen Theorie-Diskussion. Berlin: Reimer 1993, 197–232.
Musil 1908: A. Musil, Arabia Petraea. Ethnologischer Reisebericht. Wien: Hölder 1908.
Nöldeke 1899: T. Nöldeke, Die semitischen Sprachen. Eine Skizze. Leipzig: Tauchnitz 1899.
Nott/Gliddon 1854: J. C. Nott/G. Gliddon, Types of Mankind or Ethnological Researches based upon the Ancient Monuments, Paintings, Sculptures and Crania of Races. London: Trübner 1854.
Olender 1995: M. Olender, Die Sprachen des Paradieses. Religion, Philologie und Rassentheorie im 19. Jahrhundert. Frankfurt a. M.: Campus 1995.
Oppenheim 1900: M. von Oppenheim, Vom Mittelmeer zum Persischen Golf. Durch den Hauran, die syrische Wüste und Mesopotamien, 2 Bde. Berlin: Reimer 1900.
Pallis 1956: S. A. Pallis, The Antiquity of Iraq. A Handbook of Assyriology. Copenhagen: Munksgaard 1956.
Ratzel 1890: F. Ratzel, Völkerkunde Bd. 3: Die Kulturvölker der Alten und Neuen Welt. Leipzig: Bibliographisches Institut 1890.
Ratzel 1898: Ders., Der Ursprung und das Wandern der Völker geographisch betrachtet Teil 1. In: Ber. Verhandl. Königl. Sächsischen Ges. Wiss. Leipzig. Phil.-Hist. Cl. 50, 1898, 1–75.
Ratzel 1900: Ders., Der Ursprung und das Wandern der Völker geographisch betrachtet Teil II. In: Ber. Verhandl. Königl. Sächsischen Ges. Wiss. Leipzig. Phil.-Hist. Cl. 52, 1900, 23–148.

Rawlinson 1862: G. Rawlinson, The Five Monarchies of the Eastern World. The History, Geography, and Antiquities of Chaldaea, Assyria, Babylon, Media and Persia. Vol. I. London: Murray 1862.

Renger 1979: J. Renger, Die Geschichte der Altorientalistik und der vorderasiatischen Archäologie in Berlin von 1875 bis 1945. In: W. Arenhövel/C. Schneider (Hrsg.), Berlin und die Antike. Architektur, Kunstgewerbe, Malerei, Skulptur, Theater und Wissenschaft vom 16. Jahrhundert bis heute. Berlin: Wasmuth 1979, 151–192.

Riecken 2006: E. Riecken, Hethitisch. In: M.-P. Streck (Hrsg.), Sprachen des Alten Orients. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2006, 80–127.

Rohrbacher 2002: P. Rohrbacher, Die Geschichte des Hamiten-Mythos. Veröff. Inst. Afrikanistik u. Ägyptologie Univ. Wien 96. Wien: Afro-Pub 2002.

Römer 1985: R. Römer, Sprachverwandtschaft und Rassenideologie in Deutschland. München: Fink 1985.

Ruggendorfer/Szemethy 2009: P. Ruggendorfer/H. D. Szemethy (Hrsg.), Felix von Luschan (1854–1924). Leben und Wirken eines Universalgelehrten. Wien: Böhlau 2009.

Rüsen 1990: J. Rüsen, Die vier Typen des historischen Erzählens. In: Ders., Zeit und Sinn. Strategien historischen Denkens. Frankfurt a. M.: Fischer 1990, 153–230.

Rüsen 2001: Ders., Historisches Erzählen. In: Ders., Zerbrechende Zeit. Über den Sinn der Geschichte. Köln: Böhlau 2001, 43–106.

Sayce 1892: A. Sayce, The Hittites. The Story of a Forgotten Empire. London: The Religious Tract Society 1892.

Schrader 1873: E. Schrader, Die Abstammung der Chaldäer und die Ursitze der Semiten. Zeitschr. Dt. Morgenländ. Ges. 27, 1873, 397–424.

Silberman 1995: N. A. Silberman, Promised Lands and Chosen Peoples: the Politics and Poetics of Archaeological Narrative. In: P. L. Kohl/C. Fawcett (Hrsg.), Nationalism, Politics, and the Practice of Archaeology. Cambridge: University Press 1995, 249–262.

Singer 2006: I. Singer, The Hittites and the Bible Revisited. In: A. M. Maeir/P. de Miroschedji (Hrsg.), »I will speak the Riddles of Ancient Times«. Archaeological and Historical Studies in Honor of Amihai Mazar on the Occasion of his Sixtieth Birthday Vol. 2. Winona Lake: Eisenbrauns 2006, 723–756.

Soden 1958: W. von Soden, Aufstieg und Untergang der Großreiche des Zweistromgebietes (Sumerer, Babylonier, Assyrer). In: W. F. Müller (Hrsg.), Aufstieg und Untergang der Großreiche des Altertums. Stuttgart: Kohlhammer 1958, 37–64.

Soltysak 2004: A. Soltysak, Physical Anthropology and the ›Sumerian Problem‹. Stud. Hist. Anthr. 4, 2004, 145–158.

Sprenger 1875: A. Sprenger 1875, Die Alte Geographie Arabiens als Grundlage der Entwicklungsgeschichte des Semitismus. Bern: Huber 1875.

Stern 2005: F. Stern, Kulturpessimismus als politische Gefahr. Eine Analyse nationaler Ideologie in Deutschland. Stuttgart: Cotta 2005 [Erstausgabe 1961].

Tidrick 1981: K. Tidrick, Heart-Beguiling Araby. English Romance with Arabia. Cambridge: University Press 1981.

Topinard 1888: P. Topinard, Anthropologie. Leipzig: Baldamus 1888.

Toral-Niehoff 2002a: I. Toral-Niehoff, Der edle Beduine. In: M. Fludernik u. a. (Hrsg.), Der Alteritätsdiskurs des Edlen Wilden. Exotismus, Anthropologie und Zivilisationskritik am Beispiel eines europäischen Topos. Identitäten u. Alteritäten 10. Würzburg: Ergon 2002, 281–296.

Toral-Niehoff 2002b: Dies., Der Nomade. In: E. Horn/S. Kaufmann/U. Bröckling (Hrsg.), Grenzverletzer. Von Schmugglern, Spionen und anderen subversiven Gestalten. Berlin: Kadmos 2002, 80–97.

Trigger 2006: B. Trigger, A History of Archaeological Thought. Cambridge: University Press 2006.

Trümpler 2010: Ch. Trümpler (Hrsg.), Das Große Spiel. Archäologie und Politik zur Zeit des Kolonialismus (1860–1940). Begleitbuch zur Ausstellung im Ruhr Museum, Weltkulturerbe Zollverein Essen. Köln: DuMont 2010.

Ungnad 1923: A. Ungnad, Die ältesten Völkerwanderungen Vorderasiens. Ein Beitrag zur Geschichte und Kultur der Semiten, Arier, Hethiter und Subaräer. Breslau: Selbstverlag des Verfassers 1923.

Ungnad 1936: Ders., Subartu. Beiträge zur Kulturgeschichte und Völkerkunde Vorderasiens. Berlin: de Gruyter 1936.

Veit 2006: U. Veit, Der Archäologe als Erzähler. In: H.-P. Wotzka (Hrsg.), Grundlegungen. Beiträge zur europäischen und afrikanischen Archäologie für Manfred K. H. Eggert. Tübingen: Francke 2006, 201–213.

Wahrmund 1887: A. Wahrmund, Das Gesetz des Nomadentums und die heutige Judenherrschaft. Karlsruhe u. a.: Reuther 1887.

Wartke 2009: R.-B. Wartke. Felix von Luschan und die Ausgrabungen in Sendschirli. In: Ruggendorfer/Szemethy 2009, 307–320.

Weber 1902: O. Weber, Arabien vor dem Islam. Leipzig: Hinrichs 1902.

Weissbach 1898: F. H. Weissbach, Die sumerische Frage. Leipzig: Hinrichs 1898.

White 1973: H. White, Metahistory. The Historical Imagination in Nineteenth-Century Europe. Baltimore u. a.: Johns Hopkins University Press 1973.

White 1978: Ders, The Tropics of Discourse. Essays in Cultural Criticism. Baltimore u. a.: Johns Hopkins University Press 1978.

White 1987: Ders., The Content of the Form. Narrative Discourse and Historical Representation. Baltimore u. a.: Johns Hopkins University Press 1987.

Whittaker 2005: G. Whittaker, The Sumerian Question. Reviewing the issues. In: W. H. van Soldt (Hrsg.), Ethnicity in Ancient Mesopotamia. Papers read at the 48th Recontre Assyriologique Internationale Leiden. 1–4 July 2002. Leiden: Nederlands Instituut voor het Nabije Oosten 2005, 409–429.

Wiedemann 2009: F. Wiedemann, Der doppelte Orient. Zur völkischen Orientromantik des Ludwig Ferdinand Clauß. Zeitschr. Religions- u. Geistesgesch. 61, 2009, 1–24.

Wiedemann 2012: Ders., Zwischen Völkerflut und Heroismus. Wanderungsnarrative und Repräsentation des Nomadischen in kulturhistorischen Deutungen des Vorderen Orients um 1900. In: J. Becker/B. Braun (Hrsg.), Die Begegnung mit Fremden in ihrer Bedeutung für das Geschichtsbewusstsein. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2011 [im Druck].

Winckler 1899: H. Winckler, Die Völker Vorderasiens. Leipzig: Hinrichs 1899.

Winckler 1903: Ders., Die politische Entwicklung Babyloniens und Assyriens. Leipzig: Hinrichs 1903.

Winckler 1905a: Ders., Die Euphratländer und das Mittelmeer. Leipzig: Hinrichs 1905.

Winckler 1905b: Ders., Auszug aus der vorderasiatischen Geschichte. Leipzig: Hinrichs 1905.

Wiwjorra 2002: I. Wiwjorra, »Ex oriente lux« – »Ex septentrione lux«. Über den Streit zweier Identitätsmythen. In: A. Leube (Hrsg.), Prähistorie und Nationalsozialismus. Die mittel- und osteuropäische Ur- und Frühgeschichtsschreibung in den Jahren 1933–1945. Stud. Wissenschafts- u. Univgesch. 2. Heidelberg: Synchron 2002, 73–106.

Wokoeck 2009: U. Wokoeck, German Orientalism. The Study of the Middle East and Islam from 1800 to 1945. London: Routledge 2009.

Wright 1884: W. Wright, The Empire of the Hittites. New York: Scribner & Welford 1884.

Zimmerman 2001: A. Zimmermann, Anthropology and Antihumanism in Imperial Germany. Chicago: University Press 2001.

Felix Wiedemann
Exzellenzcluster Topoi, Topoi Building Dahlem, Hittorfstraße 18, D-14195 Berlin
felix.wiedemann@topoi.org

EAZ – Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift
Jahrgang 51, 1/2 (2010), S. 129–150
© Waxmann

Manfred K. H. Eggert

Carl Schuchhardt (1858–1943): Ein Rückblick auf *Alteuropa*[*]

Zusammenfassung:
Dieser Beitrag ist einer Analyse von Carl Schuchhardts wohl wichtigstem Buch Alteuropa *gewidmet. Dabei geht es weniger um inhaltliche Einzelheiten als vielmehr um eine vergleichende Betrachtung der zwischen 1919 und 1941 erschienenen vier Auflagen und deren Grundmuster. Sie wiederum bildet die Grundlage für eine Charakterisierung des ›erzählerischen Stiles‹ der Darstellung. Schließlich ist angestrebt, Schuchhardt als ›archäologischen Erzähler‹ vor dem Hintergrund der Typisierung des historischen Erzählens durch Jörn Rüsen zu beurteilen und darüber hinaus Grundsätzliches zum archäologischen Erzählen in den Blick zu nehmen.*

Schlüsselwörter: Deutsche Ur- und Frühgeschichte; Forschungsgeschichte; Alteuropa; Archäologisches Erzählen; Historisches Erzählen

Carl Schuchhardt (1858–1943): *Alteuropa* in Retrospect

Abstract:
This paper is devoted to an analysis of Carl Schuchhardt's Alteuropa *which probably is his most important book. Instead of concentrating on details of content, the contribution focuses on comparing its four editions published between 1919 and 1941 and their basic layout. On this basis the narrative style of Schuchhardt's archaeological synthesis is being characterized. Furthermore, the paper tries to evaluate Schuchhardt as ›archaeological narrator‹ against the background of Jörn Rüsen's categorization of historical narration. In conclusion, some general reflections on ›the archaeologist as author‹ are being presented.*

Keywords: German pre- and protohistory; history of archaeology; ancient Europe; archaeological narration; historical narration

Carl Schuchhardt war von 1908 bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1925 Direktor der Vorgeschichtlichen Abteilung des Berliner Völkerkundemuseums.[2] Im Jahre 1909 gründete er gemeinsam mit Karl Schumacher in Mainz und Hans Seger in Breslau die *Praehistorische Zeitschrift*. Das von Anbeginn gespannte Verhältnis zu seinem Kollegen

* Stefanie Samida (Berlin) möchte ich sehr für die kritische Lektüre einer früheren Version dieses Textes und für weiterführende Vorschläge danken. Melanie Augstein (Leipzig) gilt mein Dank für nützliche Vorschläge bei der Endredaktion.

1 Zur Biographie Schuchhardts siehe S. Samida in diesem Heft.

Gustaf Kossinna – des zweiten für die wissenschaftliche Etablierung der Ur- und Frühgeschichtsforschung in Berlin wichtigen Archäologen – ist erstmals von Hans Jürgen Eggers in seiner *Einführung in die Vorgeschichte* (1959) ausführlich kommentiert worden. Inzwischen informiert Heinz Grünert (2002) in seiner Kossinna-Biographie im Einzelnen und mit allen wünschenswerten Belegen darüber.

Schuchhardt hat ein sehr umfangreiches Œuvre hinterlassen. Dazu gehören mehrere Monographien, z. B. ein frühes Werk über *Schliemann's Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka im Lichte der heutigen Wissenschaft* (1890), das bereits ein Jahr später eine Neuauflage erlebte[2] und eine *Vorgeschichte von Deutschland*, die von 1928 bis 1943 fünfmal aufgelegt wurde. In den folgenden Ausführungen geht es jedoch ausschließlich um seine Synthese mit dem Titel *Alteuropa*.

Alteuropa und Nachfolgewerke anderer Autoren

Das Buch wurde erstmals 1919 veröffentlicht. Eine zweite, überarbeitete Auflage erschien bereits sieben Jahre später, eine dritte – wiederum überarbeitet – 1935 und eine vierte und letzte, ein weiteres Mal auf den neuesten Stand gebracht, im Jahre 1941. Zu Schuchhardts Lebzeiten gab es keine ähnlich breit angelegte Synthese. Das erstaunt letztlich nicht, wenn man sich klarmacht, dass der rasante Forschungsfortschritt auf allen von ihm berücksichtigten Gebieten bereits in den zwanziger, vor allem aber in den dreißiger Jahren die umfassende Disposition im Verhältnis zum Umfang dieses Werkes konterkarierte.

Allerdings legte Hubert Schmidt (1864–1933) im Jahre 1924 den ersten Band einer im Oktavformat gehaltenen *Vorgeschichte Europas* vor. Die 105 Seiten dieses Büchleins waren der Stein- und Bronzezeit gewidmet; ein weiterer Band erschien nicht. Somit ist klar, dass diese Veröffentlichung einem Vergleich mit Schuchhardts *Alteuropa* nicht standzuhalten vermochte.

Trotz des enormen Quellenzuwachses, insbesondere auch nach 1945, hat sich Stuart Piggott zu Anfang der sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts an eine neue gesamteuropäische Synthese gewagt und sie 1965 veröffentlicht. Er leitet sein *Ancient Europe* mit einem knappen Rückblick auf das Jungpaläolithikum ein und konzentriert sich dann auf den Zeitraum der letzten 6000 Jahre vor Christus. Daher stehen im Mittelpunkt seines Buches jene archäologischen Kulturen, die mit der Frühesten Linienbandkeramik einsetzen und mit der Spätlatènekultur enden. In unserem Zusammenhang ist besonders interessant, dass er seiner Darstellung ein längeres Kapitel mit dem Titel »Background of the Enquiry« voranstellte (Piggott 1965, 1–23). Darin unterrichtet er nicht nur in prägnanter Form über zahlreiche allgemeine und besondere Aspekte der Archäologie und seine persönliche Position, sondern erörtert darüber hinaus so grundsätzliche Fragen wie die Definition von ›Urgeschichte‹ und ›Geschichte‹. Auch der archäologische Kulturbegriff sowie der Charakter sogenannter ›Fakten‹ und die Relativität historischer und damit archäologischer Erkenntnis werden in diesem Vorspann neben vielem anderen thematisiert (ebd. 3–7).

2 Schuchhardt 1891. Zu diesem Buch Samida in diesem Heft.

Fast 35 Jahre nach Piggott hat Hermann Müller-Karpe mit seinem fünfbändigen Werk *Grundzüge früher Menschheitsgeschichte* (1998) eine monumentale Synthese vorgelegt. Sie beruht auf der seit Jahrzehnten in vielen anderen Werken demonstrierten gewaltigen Arbeitskraft des Verfassers, mit deren Hilfe er sich eine bewundernswerte Detailkenntnis des wichtigsten archäologischen Quellenmaterials angeeignet hat.[3] Dies ist um so beeindruckender, als die Perspektive Müller-Karpes im Gegensatz zu der von Schuchhardt und Piggott nicht auf Europa beschränkt ist, sondern die gesamte Welt einbezieht und den Zeitraum vom Altpaläolithikum bis zum 2. Jahrhundert v. Chr. behandelt.

Müller-Karpe (1998/I, 3–14) beginnt sein Werk mit einer »Einleitung«, in der er vor allem Grundfragen der Menschheitsgeschichte und damit das Wesen und die Geschichtlichkeit des Menschen und seiner Kultur anspricht. Diese Fragen verknüpft er dann mit der geochronologischen Gliederung des Paläolithikums – dem dieser erste Band seines Werkes gewidmet ist – und wesentlichen Aspekten der archäologischen Quellenbasis. In einem anschließenden knapperen Vorspann gibt er dem Leser einen »Geschichtsräumlichen Überblick« (ebd. 15–19). Darin skizziert er die kontinuierliche Ausweitung des menschlichen Lebensraumes vom Früh- bis zum Jungpaläolithikum.

Für die unterschiedliche Wahrnehmung der Archäologie sowie jede über den engen fachwissenschaftlichen Diskurs hinausgehende Vermittlung ihrer Ergebnisse an eine interessierte Öffentlichkeit wäre es gewiss aufschlussreich, Schuchhardts *Alteuropa* mit dem Buch von Piggott, aber auch mit Müller-Karpes *Grundzügen* zu vergleichen. Gerade auch in Hinblick auf die Veränderung der archäologischen Erzähltradition dürften dabei mancherlei Einsichten zu gewinnen sein. In Anbetracht der hier verfolgten begrenzten Fragestellung muss auf ein solches Vorhaben jedoch verzichtet werden.

Vier Auflagen von *Alteuropa*

Bereits beim ersten Blick in die vier Auflagen von *Alteuropa* zeigt sich der Wandel der Zeiten: Die Auflage von 1919 ist in Fraktur gesetzt, die von 1926 in Antiqua, die von 1935 und 1941 wiederum in Fraktur. Das Namens- und Sachregister von 1919 wurde 1926 zu einem »Register« verkürzt, und ab 1935 hat man das Fremdwort ›Register‹ durch »Wörterverzeichnis« ersetzt. Dies alles geht sicherlich nicht auf den Autor, sondern auf den Verlag zurück, der offiziellen Vorgaben verpflichtet war.[4] Bis zu einem gewissen Grade ist die Veränderung des Untertitels aufschlussreich. Der Gesamttitel lautete 1919 »Alteuropa in seiner Kultur und Stilentwicklung«, 1926 »Alteuropa:

3 Bei dieser Synthese hat Müller-Karpe vor allem auf sein *Handbuch der Vorgeschichte* (1966–1980) zurückgreifen können, in dem er versuchte, das archäologische Wissen der sechziger bis späten siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts systematisch zu präsentieren. Seine Perspektive war darin nicht auf Europa beschränkt, sondern auf die gesamte Alte Welt ausgerichtet. Aufgrund neuer beruflicher Verpflichtungen ab 1980 als Erster Direktor der damaligen Kommission für Allgemeine und Vergleichende Archäologie in Bonn – heute Kommission für Archäologie Außereuropäischer Kulturen – des Deutschen Archäologischen Instituts gelang es Müller-Karpe allerdings nicht, den Abschlussband »Früheisenzeit« dieses Werkes vorzulegen.

4 Zur Frage der Frakturschrift siehe Grünert 2002, 238 f.

Eine Vorgeschichte unseres Erdteils«, 1935 »Alteuropa: Kulturen – Rassen – Völker« und 1941 »Alteuropa: Die Entwicklung seiner Kulturen und Völker«.

Die Eliminierung des Begriffes ›Rassen‹ im Untertitel von 1941 überrascht; man fragt sich unwillkürlich, warum dieser zeitspezifische Schlüsselbegriff nunmehr fallengelassen wurde. Schuchhardts posthum erschienene Autobiographie *Aus Leben und Arbeit* von 1944 verzeichnet darüber nichts – sie endet, obwohl in den Jahren 1940–42 geschrieben, bereits 1928. Sein überaus erfolgreiches Werk *Alteuropa* wird zwar im Vorwort erwähnt, darüber hinaus aber im gesamten Buch nicht mehr. Es scheint offenkundig, dass die Zeit seit der Machtübernahme der Nationalsozialisten am 30. Januar 1933 keinen Eingang in die Autobiographie finden sollte. Übrigens wurde sein zweites sehr populäres Buch – die bereits erwähnte, in insgesamt fünf Auflagen erschienene *Vorgeschichte von Deutschland* – in der Autobiographie ebenfalls mit keiner Zeile erwähnt. In dieser Autobiographie ist überhaupt nur sehr wenig von den Publikationen die Rede, die man noch heute mit Schuchhardts Namen verbindet.

Im Folgenden kann und soll es nicht darum gehen, inwieweit die erste Auflage von *Alteuropa* den Forschungsstand einigermaßen gut repräsentiert hat. Auch für die anderen Auflagen stellt sich diese Frage hier nicht. Halten wir lediglich fest, dass das Werk durchaus kritisch, ja – natürlich insbesondere im Kossinna-Lager – sogar sehr kritisch aufgenommen wurde. Ich strebe ebenso wenig an, der Frage nachzuspüren, ob es überhaupt noch irgendeine Übereinstimmung seiner Ansichten mit denen der Gegenwart gibt – die Antwort darauf müsste naturgemäß ein weitgehendes ›Nein‹ sein. Hier geht es vielmehr um die Struktur und die Grundlinien dieses wegen seiner gesamteuropäischen Perspektive bedeutenden Werkes der Vermittlung archäologischer Erkenntnisse an eine fachübergreifende und darüber hinaus an eine allgemeine, an den Ergebnissen der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie interessierte Öffentlichkeit. Es kommt hinzu, dass Schuchhardt darüber hinaus offenbar beanspruchte, mit diesem Buch in die Archäologie selbst hineinzuwirken.

Gliederung, Inhalt und Sprache

Ich werde zunächst die erste Auflage von *Alteuropa* zu umreißen versuchen und dabei Hinweise auf die späteren Auflagen einflechten. Daran sollen sich einige zusammenfassende Bemerkungen zu Schuchhardts Leitvorstellungen anschließen. Hier wie auch bei späteren Ausführungen zum ›Zeitgeist‹ habe ich zusätzlich zu *Alteuropa* seine *Vorgeschichte von Deutschland* herangezogen.

Schuchhardts Synthese der europäischen Ur- und Frühgeschichte ist zeitlich und räumlich weitgespannt. Sie folgt im Wesentlichen einem chronologischen Aufbau, indem sie den Faden der Geschichte im Paläolithikum aufnimmt und bei Slawen und Wikingern des Frühen Mittelalters niederlegt. In geographischer Hinsicht schlägt sie den Bogen von West-, Südwest- und Südeuropa bis nach Ägypten und »Hettitien«. Hinzu kommen Griechenland, der Donauraum sowie Mittel- und Nordeuropa. Die insgesamt elf Kapitel oder »Bücher« – wie Schuchhardt sie nennt – münden in ein zwölftes Buch, das einige Schlussfolgerungen präsentiert. Selbstverständlich ist die Behandlung der ur- und frühgeschichtlichen Phänomene unterschiedlich detailliert. So werden

auf den »Nordischen Kreis« – der hier als neolithisch verstanden wird – 25 Seiten, auf die Bronzezeit im Süden rund 40 Seiten, auf die Latènezeit, Römische Kaiserzeit und Völkerwanderungszeit einschließlich der Slawen und Wikinger hingegen lediglich 15 Seiten verwendet.

Wie Schuchhardt (1926, IX) im Vorwort zur zweiten Auflage zu Recht selbstkritisch anmerkte, wurde in der ersten Auflage »zwischen Süd und Nord hin und hergesprungen«. Er sprach von den »Eierschalen der alten chronologischen Nebeneinanderstellung der Kulturen«, die der ersten Auflage noch anklebten.[5] Nunmehr ersetzte er diese ursprüngliche Disposition durch einen räumlich und chronologisch systematischeren Aufbau.[6]

Soweit zur Gliederung und zum behandelten Stoff. Schuchhardt lässt den Leser im Vorwort im Unklaren darüber, an wen er sich in erster Linie richtet. Sicherlich hat er den gebildeten Laien im Auge. Tatsächlich ist es aber mit seinen ungezählten Details sowie der Erörterung von oft ziemlich komplexen Fragen anhand des ja gemeinhin recht spröden archäologischen Materials doch ein Buch für den Fachmann. Da es aber vier Auflagen erlebte, muss offenbar dennoch eine entsprechende Nachfrage über die Fachwelt hinaus vorhanden gewesen sein.

Die Kenntnis der Klassischen Sprachen wird vorausgesetzt, obwohl Schuchhardt von ihnen nur sehr sparsam Gebrauch macht. Das gebildete Bürgertum ist sicherlich angesprochen, wenn er etwa das Kapitel »Ägypten, Hettitien und Etrurien« folgendermaßen einleitet: »Drei Worte nenn' ich Euch inhaltsschwer!« und dann nach einem Gedankenstrich fortfährt: »Ägypten, Hettitien und Etrurien haben an den Rändern des Mittelmeeres jedes eigenartige und starke Kulturen entwickelt, ohne daß ganz leicht zu sagen wäre, wie weit und in welcher Richtung sie mit den andern Mittelmeerkulturen zusammenhängen« (Schuchhardt 1919, 185). Wer weiß heute noch, dass Schiller mit der Zeile »Drei Worte« sein Gedicht »Die Worte des Glaubens« beginnen lässt? Um das herauszufinden, verfügen wir heutzutage über das Internet und entsprechende Suchmaschinen.

Schuchhardts (1919, VIII f.) Sprache ist sehr bilderreich: »In breitem Strome können wir nunmehr die verschiedenen Stilarten der Steinzeit von Mittel- und Süddeutschland nach dem Balkan wandern sehen. Mit ihnen zieht das rechteckige Haus, und der Zug geschieht in schwerer Rüstung: Burgen bezeichnen seinen Weg. Nicht bloß friedliche Durchdringung, Eroberung ist die Losung gewesen«. Über die Keramik etwa schreibt er: »Am augenfälligsten geben sich die verschiedenen Kulturkreise zu erkennen durch ihre Keramik. Seine Töpfe macht sich das Volk jederzeit selbst. In diesem Alltagsgerät drückt es seine Eigenart unverhohlen aus, zeigt sich gewissermaßen in Schlafrock und Pantoffeln, während es Schmuck und Waffen vielfach von auswärts bezieht und mit ihnen somit in fremdem Prunkgewande erscheint« (ebd. 43).

---

5 In diesem Beitrag wurden Adjektive und Substantive in Zitaten dem hier vorliegenden Kontext ohne Berücksichtigung abweichender Flexion im Original angepasst. Ich folge damit E. Standop, der diese Praxis in seinem Standardwerk *Die Form der wissenschaftlichen Arbeit* ([13]1990, 44) empfiehlt. Desgleichen habe ich die Groß- und Kleinschreibung von Adjektiven, Präpositionen und Partikeln abweichend vom Original nach dem Zusammenhang des Zitates verändert, ohne dies kenntlich zu machen. Auch Rechtschreib- und Zeichenfehler wurden stillschweigend korrigiert. Hingegen blieb die Alte Rechtschreibung in Zitaten unverändert.

6 Um möglichst viel von Schuchhardts Sprachstil zu vermitteln, werde ich ihn auch im Folgenden oft wörtlich zitieren.

Zur Steinzeit – im umfassenden Sinne von Paläolithikum, Mesolithikum und Neolithikum – stellt er fest, dass sie »keineswegs eine Periode des Urschlamms war, des Chaos, das die Alten an den Anfang der Weltentwicklung stellten«. Ganz im Gegenteil, aus der bereits »in reicher Stufenfolge entwickelten und künstlerisch hochstehenden Diluvialkultur« seien »drei große Kulturkreise« hervorgegangen, die »nach dem den Menschen eingepflanzten Herrschaftstriebe alsbald miteinander zu ringen begannen, jeder nach seiner Kraft und Tüchtigkeit sich durchzusetzen suchten«. Die Bronzezeit schließlich sei »die Periode, wo das Wachstum jener Kulturen schon in das historische Licht einrückt und wo die bleiche Unbenanntheit ihrer Träger rotwangigen Völkernamen wie Thrakern, Karern, Achäern Platz zu machen beginnt« (Schuchhardt 1919, 143). Wie bereits an diesen Zitaten deutlich wird, tendieren die gewählten Bilder bisweilen zu einer ungewollten Komik.

Zielsetzung, Zeitgeist und Ergebnis

Im Vorwort zur ersten Auflage stellte Schuchhardt (1919, IX) fest, dass er bemüht gewesen sei, »den Gang der Entwicklung rein aus den Kultur- und Stilerscheinungen abzulesen«. Ein Ergebnis seiner Ausführungen bereits an dieser Stelle preisgebend, wies er darauf hin, dass »die alte, auf sprachlicher Grundlage stehende Konstruktion einer indogermanischen Urheimat in Zentralasien oder Südrußland« in seinem Buch »keinerlei Stütze« finde. Damit schuf er sich einen eleganten Ansatzpunkt, um sein Vorgehen zu umreißen: Er wolle nicht etwa die Geschichte von Völkern wie Germanen und Kelten in die Tiefe der Zeit zurückverfolgen, sondern vorwärtsschreitend das archäologische Material sprechen lassen. Wäre der Kontakt mit der historischen Zeit hergestellt, würden sich die Völkernamen wie von selbst ergeben.[7] Dem Archäologen – so sagte er in einem anschaulichen Bild – ginge es »wie einem Forschungsreisenden, der in Zentralafrika oder in Brasilien lange an unbekannten Wasserläufen dahinzieht und erst, wenn er an ihre Mündung gelangt, erkennt, welchen Flusses Quellen er entdeckt hat« (ebd.).

Es ist offenkundig, dass Schuchhardt von der Reaktion manches Rezensenten der ersten Auflage enttäuscht war. Im Vorwort zur zweiten Auflage stellt er unmissverständlich fest, dass der Untertitel seines Buches »Alteuropa *in seiner Kultur- und Stilentwicklung*« vielfach nicht recht verstanden worden sei. Selbst »von hochstehender Seite« sei ihm in einer Besprechung geraten worden, die späten Perioden ebenso ausführlich zu behandeln wie die früheren – von »Stil« brauche dann nicht mehr viel die Rede zu sein. Hierauf weist er kurz und knapp darauf hin, dass eine solche Empfehlung den »Witz des Buches« völlig verkenne.[8] Unmittelbar darauf wählt er wiederum ein Bild – diesmal

7 Im Prinzip geht er tatsächlich so vor, wenngleich er von dieser ›Kontaktsituation‹ dann gelegentlich durchaus in die Tiefe der Zeit zurückschreitet – so etwa bei der Rückprojektion der ›Illyrer‹ auf die linienbandkeramische Bevölkerung (siehe unten, S. 139).

8 Schuchhardt (1926, X) kommentierte: »Damit war das eigentliche Ziel, ich möchte sagen, der Witz des Buches völlig verkannt. Sammlungen des vorgeschichtlichen Kulturinventars, hübsch nach Perioden und ›Typen‹ geordnet, gibt es viele; sie um eine neue zu vermehren, war nicht meine Absicht. Ich wollte vielmehr gerade den Stil in den Kulturen und Typen aufzeigen; denn nach ihm sind am ehesten die großen Entwicklungslinien zu erkennen: der Dualismus des alten Europa, aus dem durch das Herüber- und Hinüberspringen von Funken neue Formen entstehen und allmählich die Grundlage für das geschichtliche Europa sich gestaltet«.

aus dem Alltagsleben –, um sein Anliegen noch deutlicher zu machen: »Wie beim Alltagsroman aber die Spannung zu Ende ist, wenn ›sie sich gekriegt haben‹, und nicht der ganze Verlauf der Ehe dann noch geschildert wird, so wird man auch bei weitgespannten Geschichtsbildern sich mit den grundlegenden Tatsachen begnügen und das Weitere nur in einer Skizze hinwerfen. Deshalb bin ich auch bei diesem Verfahren geblieben. Als Untertitel des Buches aber habe ich nun bekenntniskühn gesetzt: ›eine Vorgeschichte unseres Erdteils‹« (Schuchhardt 1926, X).

Vergleicht man die vier Auflagen, dann ist der entscheidende Schnitt zwischen ihnen in der zweiten Auflage erfolgt. Wie bereits angesprochen, liegt ihr eine gegenüber der Erstauflage wesentlich veränderte Disposition zugrunde. In den beiden folgenden Auflagen hat sich Schuchhardt neben Aktualisierungen dann nur noch um kleinere Umstellungen, bisweilen neue Gewichtungen und wie schon bei der zweiten Auflage um eine stete Vermehrung der Abbildungen und Tafeln bemüht.

Die Einleitung zur zweiten Auflage von 1926 ist in den beiden folgenden Auflagen nicht mehr verändert worden. Schuchhardt hat auch in der dritten Auflage keinerlei Anpassung an den dann wehenden nationalsozialistischen Zeitgeist vorgenommen (siehe hierzu auch unten, S. 137 f.). Zwar verweist er im Vorwort dieser Auflage auf »unser nordisches Gut« und »das alte nordische Blut« und stellt fest, dass beides in der »germanischen Volksburg«, den Schiffszeichnungen auf nordischen Felsbildern und den Thüringischen Einzelgräbern erkennbar werde. Aber diese Denkmäler würden erst durch Homers Beschreibung des Schiffslagers vor Troia, des zweigeschossigen Floßes des Odysseus sowie der Bestattungen von Patroklos und Hektor verständlich. Er zieht daraus folgenden Schluss: »Das ist Gewinn genug, um auch für die deutsche Vorgeschichte den gelegentlichen Blick auf das alte Mittelmeer anzuraten« (Schuchhardt 1935, VIII). Allerdings findet sich im letzten Absatz des sehr kurzen, nur aus zwei Absätzen bestehenden Vorwortes zur vierten Auflage ein Satz, der doch recht eindeutig zeigt, was jetzt erwartet wurde. Er lautet: »Möge das Buch, das vielen ein Freund geworden ist, so noch eine Weile weiter deutschen Lesern erzählen von den ersten großen Wirkungen der germanischen Kraft in Europa und von den Bemühungen deutscher Wissenschaft um Echtheit und Wahrheit« (Schuchhardt 1941, XI).

Im Gegensatz zu *Alteuropa* findet sich in Schuchhardts *Vorgeschichte von Deutschland* jedoch durchaus eine Verbeugung vor dem Zeitgeist. Im Vorwort zur ersten Auflage von 1928 hatte er noch festgestellt, dass »eine richtige Vorgeschichte von Deutschland« fehle,[9] denn jene, »die sich so oder ähnlich nannten«, seien »durchweg Vorgeschichten der Germanen, womöglich in chauvinistischer Auffassung«. 1934 hieß es dann ohne alle Umschweife: »Umzuschalten hab ich nichts brauchen in dem Buche. Die Auffassungen des National-Sozialismus vom Germanentum sind auf denselben Ideen und Erkenntnissen aufgebaut, die unsereiner seit Jahrzehnten vertreten und verbreitet hat«. Um diese Aussage zu untermauern, führte er eine zwei Jahre zuvor in »Adolf Hitlers National-Sozialistischen Monatsheften« erschienene, sehr positive Besprechung seines Buches *Die Burg im Wandel der Weltgeschichte* (1931) durch den »verehrten heutigen Oberpräsidenten von Brandenburg und der Grenzmark« an (Schuchhardt 1934, 8). Diese politische Rückversicherung muss angesichts der in *Alteuropa* geübten Praxis erstaunen.

9 Zitiert nach dem Wiederabdruck bei Schuchhardt 1934, III.

Ist das von Schuchhardt (1926, IX) selbst im Vorwort zur zweiten Auflage beklagte Hin- und Herspringen zwischen Nord und Süd in dieser Auflage durch einen strafferen Kapitelaufbau ausgemerzt worden, so war die inhaltliche Gewichtung davon nicht betroffen. Auf einen knappen Nenner gebracht, meinte er in der alteuropäischen Kulturentwicklung drei wesentliche Faktoren feststellen zu können: Erstens eine Wirkung von West nach Ost im Mittelmeerraum,[10] zweitens einen »Zug vom Norden nach dem Balkan« und drittens »die Verschmelzung beider an verschiedenen Stellen des Mittelmeeres« (Schuchhardt 1919, 333; zu Letzterem auch ebd. 146; 336 f.). Griechenland habe bereits in der Jüngeren Steinzeit über den Balkan einen »ersten Zustrom aus Mitteleuropa« erfahren. Ein zweiter sei »mehr als tausend Jahre später, gegen Ende der Bronzezeit« erfolgt; er sei »von mehr nördlichem Charakter als der erste und von einem hartnäckerigen Selbsterhaltungstriebe beseelt« gewesen (ebd. 306; ferner ebd. 335 f.; 267 f.). Die Kulturentwicklung im Mittelmeerraum bis zur kleinasiatischen Küste sah er hingegen – wie gesagt – als wesentlich vom Westen beeinflusst an. Das gelte etwa für die mykenische Keramik, die er auf spanische Vorbilder zurückführte, ebenso wie für den kretischen Kamares-Stil, dessen Vorbilder er auf Malta zu erkennen glaubte.[11] Aber er führte auch andere Kulturelemente an, die er aus dem Westen ableitete; darunter befanden sich solche, die wir heute keinesfalls mehr in einen kulturgeschichtlichen Zusammenhang stellen würden. So brachte er beispielsweise mit Ocker bestreute Hockerbestattungen in Südrussland und Italien mit ebenfalls rötelbestreuten Bestattungen des westeuropäischen Jungpaläolithikums in Zusammenhang und verband damit unter anderem die Sitte, dass »die Mächtigen dieser Erde, der König wie der Kardinal, Purpur tragen«. Sogar die rotseidene Decke, die über den Leichnam von Papst Leo XIII. gebreitet war – der überdies in einem mit rotem Samt ausgeschlagenen Sarg lag – nennt er in diesem Kontext (ebd. 22 f.).[12]

Obwohl Schuchhardt, wie bereits angedeutet, den Beitrag der Vergleichenden Sprachwissenschaft für die Archäologie eher skeptisch beurteilt, kommt er doch gelegentlich – insbesondere bei den Hethitern – zu einer anderen Einschätzung. Wenige Jahre vor der Veröffentlichung seines Buches hatte man den Zusammenhang der hethitischen Sprache mit der indogermanischen Sprachfamilie erkannt, während die Archäologie bei den Hethitern zugleich einen »nordischen Einfluß« feststellte. In diesem Fall sah er die Ergebnisse der Archäologie durch die Historische Sprachforschung bestätigt.[13] Darüber hinaus verstieß er auch im Schlusskapitel seines Buches gegen seinen Grundsatz, der Vergleichenden Sprachwissenschaft keine allzu große Rolle bei der

10 Diese ›Kulturdrift‹ im Mittelmeerraum führt Schuchhardt (1919, 146) sogar auf das Paläolithikum zurück: »Nicht von Osten, wie die meisten immer noch glauben möchten, sondern vom Westen her, aus der alten Kultur des Paläolithikums von Frankreich und Spanien hat das Mittelmeer seine Hauptanregungen erhalten«.

11 In Schuchhardts (ebd. 334 f.) Worten: »Was Kreta und Mykene von Ägypten und vom Orient bekommen haben, sind nur Einzelheiten, die nicht Wurzel geschlagen haben, Schnittblumen, keine Setzlinge«.

12 Die gesamte Passage findet sich unverändert bis in die vierte Auflage (Schuchhardt 1941, 27).

13 Schuchhardt (1919, 192) kommentierte wie folgt: »So wirkt hier die archäologische Analyse mit der Sprachforschung zu gegenseitiger Belehrung zusammen. Die Sprachforschung hatte die Indogermanisierung des Hettitertums erkannt, die Archäologie zeigt den Weg, auf dem sie erfolgt ist, nämlich von der nördlichen Ägäis her. Die Archäologie würde für sich allein nicht wagen können, den Einfluß, den sie feststellt, als Indogermanisierung zu bezeichnen. Diese wertvolle Bestimmung verdankt sie der Sprachforschung«.

Gewichtung archäologischer Erkenntnisse einzuräumen. Unter der Zwischenüberschrift »Indogermanen« zeichnete er dort nämlich anhand des von ihm ausgebreiteten archäologischen Materials die »Indogermanisierung Europas« nach (Schuchhardt 1919, 340 ff.). Das Ergebnis hatte er schon rund 200 Seiten früher vorweggenommen, als er Zentralasien als Heimat der Indogermanen aufgrund der von ihm herausgearbeiteten West-/Ost-Bewegung der materiellen Kultur ausschloss.[14] Dieses Urteil schränkte er jedoch insofern ein, als er die Frage, ob überhaupt von einer festumgrenzten Heimat der Indogermanen und von »*einem* indogermanischen Urvolke« die Rede sein könne, von der Lösung eines anderen Problems abhängig machte: zunächst müsse »das Urverhältnis der bis jetzt gleichwertig nebeneinander stehenden Germanen und Kelten« geklärt werden (ebd. 346). Dabei hielt er sogar eine am ehesten in Thüringen oder Süddeutschland zu lokalisierende »paläolithische Wurzel« für denkbar. Allerdings schreckte er vor präziseren Aussagen zurück (ebd.): »Durch diese dünne Luft zu fliegen, will ich Kühneren überlassen«.

Unmittelbar nach diesen Überlegungen beendet Schuchhardt (1919, 346) sein Buch, indem er archäologisch erschlossene Völkerbewegungen in ein Sprachbild fasst,[15] um dann in einer Art metaphorischem Crescendo fortzufahren: »Die Germanen und Kelten stehen da wie die Gruppe einer Eiche und einer Buche in weiter Landschaft. Je nach dem Winde werfen sie ihren Samen bald nach dem Osten, bald nach dem Süden, bald nach dem Westen. Neue Bäume wachsen dort auf und streuen ihren Samen abermals weiter, bis so das ganze Land gleichartig bestanden ist und nur wenige Flächen noch die alte Heide- oder Kiefernwildnis tragen, die ursprünglich alles überzog«.

Es ist aufschlussreich, dass dieses Bild mit der dritten Auflage von 1935 leicht, aber doch signifikant verändert wurde: An Stelle der Kelten werden jetzt die Illyrer genannt, Eiche und Buche streuen ihren Samen nunmehr zuerst nach Westen, dann nach Süden und zuletzt nach Osten aus und der Schlusssatz mit der »alten Heide- oder Kiefernwildnis […], die ursprünglich alles überzog«, erfährt ebenfalls eine Veränderung: »Aber die alte Vegetation des Landes wird sich dabei immer noch geltend machen, und so werden die Gesichter dieser Länder bei einer allgemeinen Familienähnlichkeit doch immer ihre individuellen Züge haben« (Schuchhardt 1935, 322).[16]

Für die dritte Auflage ist das 12. Kapitel (»Zwölftes Buch«) – in den ersten beiden Auflagen »Schlußfolgerungen« genannt –, das den zitierten Abschlussparagraphen enthält, unter dem nunmehrigen Titel »Gesamtbild« neu organisiert und beträchtlich umgeschrieben worden. Statt »Gesamtbild«, »Überlieferung. Sprache« und »Indogerma-

14 Hierzu ebd. 145: »Wenn alle reale Kultur zur Stein- und Bronzezeit von Mittel- und Nordeuropa nach dem Osten geflutet ist, kann die Sprache allein nicht gegen den Strom geschwommen sein«.

15 Ebd. 346: »Schließlich lehrt die archäologische Betrachtung, daß die Ausbreitung nach dieser oder jener Richtung nicht in einem langen Zuge erfolgt, daß nicht etwa ein bestimmtes Volk vom Nordmeere bis nach Troja oder Mykene wandert, daß die Entwicklung vielmehr öfter Halt macht, ihre Kräfte sammelt und einen neuen Kulturherd bildet, von dem dann wiederum eine Wirkung nach verschiedenen Richtungen ausgeht«.

16 Der Vollständigkeit halber sei angeführt, dass aus dem einleitenden »Schließlich« nunmehr »Für alle diese Verhältnisse« geworden war und der unbestimmte Artikel in »nicht in einem langen Zuge« im ersten anschließenden ›daß‹-Gliedsatz nunmehr hervorgehoben war, also »nicht in *einem* langen Zuge«.

nen« hießen die Untertitel jetzt »Kulturen«, »Rassen« und »Völker«,[17] wobei »Rassen« bereits in die zweite Auflage eingefügt worden war. Es muss betont werden, dass weder das Rassen- noch das Völkerkapitel – so überholt die darin vertretenen Thesen heute auch sind – in irgendeiner Weise der nationalsozialistischen Ideologie verpflichtet waren. Es spricht im Übrigen für Schuchhardt, dass er auch 1935 den Wiederabdruck des Vorwortes zur ersten Auflage von 1919 unverändert ließ.[18] Damit bekannte er sich weiterhin zu seinem »hochverehrten Freund Prof. Ludwig Darmstaedter« – einem sehr bekannten jüdischen Chemiker und Wissenschaftshistoriker –, der ihm im Jahre 1912 eine zweimonatige Grabungskampagne an den berühmten paläolithischen Fundstellen von Otto Hauser[19] um Les Eyzies in der Dordogne ausgerüstet hatte.[20] Nach dem Inkrafttreten der berüchtigten »Nürnberger Rassegesetze« im September 1935 war Schuchhardt die namentliche Nennung von Ludwig Darmstaedter jedoch nicht mehr möglich – im Wiederabdruck des Vorwortes von 1919 in der vierten Auflage von 1941 wird nur noch »ein hochverehrter Freund« genannt (Schuchhardt 1941, VII).[21]

Wurden in den ersten beiden Auflagen noch die Germanen für den Norden und die Kelten bzw. »Urkelten« für den Donauraum als »Kulturträger« bezeichnet (Schuchhardt 1919, 342; 1926, 282), treten – wie bereits angeführt – in der dritten Auflage die Illyrer an die Stelle der »Urkelten« (Schuchhardt 1935, 321). Ihr Name werde zwar erst in der Hallstattzeit sicher fassbar, aber die Hallstattkultur sei »so unverkennbar die Tochter der alten Bandkeramik«, dass wir auch die Bandkeramik bereits »illyrisch« nennen dürften. Die Germanen hingegen seien aus der Verschmelzung von »Megalithleuten und Thüringern« hervorgegangen.[22] Jene »Vereinheitlichung, die wir als Indogermanisierung« bezeichneten, beginne mit den Zügen von Germanen nach Ost- und Süddeutschland und sei dann unter starker Beteiligung der Illyrer über die Balkanhalbinsel bis nach Kleinasien fortgesetzt worden. Die Kelten hingegen hätten sich später in Südwestdeutschland als ein »drittes großes Volk« entwickelt und besonders Italien und Westeuropa in die »Indogermanisierung« einbezogen (ebd.).

Fachverständnis und Leitvorstellungen

Es fällt schwer, Schuchhardts Fachverständnis und seine Leitvorstellungen auf der Grundlage von *Alteuropa* herauszuarbeiten und auf einen knappen Nenner zu bringen. Offenkundig ist, dass er die Archäologie in ihrer Eigenwertigkeit gegenüber der

17 Im Völkerkapitel wurde auch die »Indogermanisierung« erörtert.

18 Das Vorwort datiert vom 6. Januar 1935.

19 Der gebürtige Schweizer Otto Hauser (1874–1932), ursprünglich ein archäologischer Autodidakt, promovierte 1921 in Erlangen mit einer Dissertation über das Micoquien – nach der Station von La Micoque bei Les Eyzies. Er führte von 1906–14 zahlreiche wichtige Grabungen um Les Eyzies durch. Deren Ergebnisse sowie ein beträchtlicher Teil der Funde wurden von ihm mit bemerkenswertem Geschäftssinn vermarktet. Davon profitierte auch die von Schuchhardt geleitete Vorgeschichtliche Abteilung des Königlichen Berliner Museums für Völkerkunde, die von Hauser unter anderem im Jahre 1910 das Skelett eines jugendlichen Neandertalers von Le Moustier sowie das Skelett eines in das Aurignacien datierenden Mannes von Combe Capelle erwarb.

20 Ludwig Darmstaedter lebte von 1846 bis 1927.

21 Den bekannten westpreußischen jüdischen Prähistoriker Abraham Lissauer (1832–1908) hingegen führte (Schuchhardt 1941, 144) auch noch in der vierten Auflage an.

22 So erstmals Schuchhardt 1935, 154 ff.; angedeutet: ders. 1926, 282 f. – hierzu ders. 1935, VII.

Vergleichenden Sprachwissenschaft und der Physischen Anthropologie gebührend hervorheben und letztlich ihren Primat in allen Fragen der Ur- und Frühgeschichte betonen wollte.[23] Er versuchte, dieses Ziel mit den Mitteln seiner Zeit zu verwirklichen. Das Fach war jung, er hatte ihm im Laufe seiner persönlichen Karriere sozusagen Geburtshilfe geleistet. Grundfragen wurden erstmals 1928 durch Karl Hermann Jacob-Friesen systematisch erörtert – ein bis heute herausragender Versuch, der seinem Autor eine unverdient harsche Rezension durch den von Schuchhardt zu Recht sehr geschätzten Alfred Götze (1928) eintrug. Diese Rezension zeigt, wie wenig die seinerzeit *Großen Alten Herren* die Notwendigkeit einer systematischen Grundlegung des Faches erkannt hatten. Es ist bedenklich, dass diese letztlich wissenschaftsfeindliche Tradition noch heute im Fach als eine unterschwellige Strömung fortwirkt. Geht man also vom allgemeinen fachspezifischen Reflexionsstand um 1920 aus, dann ist von einem Werk wie *Alteuropa* – gleichgültig, ob es nun in erster Linie auf ein Fachpublikum oder auf das gebildete Bürgertum zielte – nicht gerade eine erschöpfende Erörterung des Fachverständnisses und der Leitkonzepte seines Verfassers zu erwarten.

Dennoch überrascht es, dass Schuchhardt in der ersten Auflage beinah auf jegliche Thematisierung solcher Fragen verzichtete. Er nahm nicht einmal eine generelle Standortbestimmung seines Faches vor. Vielmehr entwickelte er seine Grundüberzeugungen in Bezug auf das interpretatorische Potential der ur- und frühgeschichtlichen Quellen weitgehend beiläufig und ließ sich dabei nur am Rande auf eine Bestimmung des Verhältnisses der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie zu Nachbarwissenschaften ein. Die Physische Anthropologie etwa wurde im Kapitel »Paläolithikum« unter der Zwischenüberschrift »Die Menschenrassen« auf gut drei Seiten mit einem nur sehr oberflächlichen Bezug zur Archäologie abgehandelt (Schuchhardt 1919, 16 ff.). Schaut man genauer hin, dann zeigt sich, dass Schuchhardt lediglich sein ebenfalls sehr knappes Referat über den Forschungsstand zu sprachlichen Fragen – das heißt zu vor-indogermanischen und indogermanischen Sprachen – soweit wie möglich mit den archäologischen Quellen verknüpfte (ebd. 337 ff.). Dagegen widmete er der Abgrenzung seines Fachgebietes zu den Geschichtswissenschaften im engeren Sinne kein einziges Wort.

Erst in der Einleitung zur zweiten Auflage setzte er sich mit der »Vorgeschichte« als Wissenschaft auseinander. Sie arbeite, so stellte er im ersten Satz fest, »mit ganz anderem Material und anderen Mitteln als die Geschichte« (Schuchhardt 1926, 1). Da sie sich mit den Zeiten beschäftige, die noch keine schriftliche Überlieferung besaßen, müsse sie versuchen, »die scheinbar stummen Denkmäler, die Bodenfunde, zum Reden zu bringen«. Dazu gehöre »nicht bloß Verstand, sondern auch Auge« (ebd.). Nach dieser überaus knappen Standortbestimmung erwähnte er sogleich die onomastische Überlieferung – Berg-, Fluss- und Ländernamen – sowie die Vergleichende Sprachwissenschaft. Dieser Leitwissenschaft des 19. Jahrhundert, die – wie er formulierte – »noch heute weithin das Feld« behaupte, setzte er die Archäologie als ein neues Feld entgegen.[24] Seine Einschätzung dieses »ganz neuen Gebietes« unterliegt keinem Zweifel:

23 Zur Frage der Vergleichenden Sprachwissenschaft – konkret der »Indogermanisierung« Europas – siehe etwa Schuchhardt 1919, 337 ff.; 340 ff.; 1926, 276 ff.; 281 ff.; 1935, 154 ff.; 320 ff.; 1941, 161 ff.; 345 ff.

24 Schuchhardt (1926, 1 f.) schreibt wörtlich: »Inzwischen ist aber ein ganz neues Gebiet hinzugekommen, um über solch alte Zusammenhänge Aufschluß zu geben: das sind die archäologischen Ausgrabungen«.

»Allmählich ist die Spatenforschung in ganz Europa zu einer tiefgreifenden Wissenschaft geworden« (ebd. 2).

Wie den meisten Archäologen seiner Generation ging es Schuchhardt sehr wesentlich um Fragen von ›Völkern‹ und ihren ›Wanderungen‹. Dabei erschienen ihm die Erkenntnismöglichkeiten der Archäologie bei weitem besser als die der Vergleichenden Sprachwissenschaft. Die archäologischen Hinterlassenschaften stellten »für die alten Völkerbewegungen ein Erkenntnismittel von viel höherer Zuverlässigkeit« dar, »als es die Sprachen sein können« (Schuchhardt 1926, 2). In den »Bodenfunden«, so sagte er, »liegen die verschiedenen Zeitschichten klar übereinander, wir können sehen, wann eine Bewegung in dieser oder jener Richtung sich abgespielt hat und wie weit sie über die Länder gegangen ist« (ebd.). Dabei differenzierte er durchaus zwischen »Kulturwanderung« – für ihn die Verbreitung einzelnder Güter durch »Handel« – und »Volkswanderung«. Zusammenfassend leitete er daraus ab, dass die Archäologie ohne weiteres im Stande sei, aus ihren Beobachtungen »politische und historische Schlüsse« abzuleiten, die sich »auf Volksgemeinschaft und Volksbewegung« bezögen (ebd.).

Solche Schlüsse ermöglicht nach Schuchhardt die Keramik – er folgt hier der gängigen Auffassung seiner Zeit. Sie sei der »feinste Seismograph für Völkerbewegungen« (Schuchhardt 1919, 296), sie spreche die »heimische Sprache der vorgeschichtlichen Völker, wie es in gleicher Reinheit sonst nur Hausbau und Grabbau« täten; aber sie gehe »uns weit hilfreicher zur Hand als diese Schöpfungen«, weil sie immer da sei, uns überall begegne, uns auf Schritt und Tritt verfolge (ebd. 43).[25] So klar diese Handlungsanweisung erscheint, so wird sie doch stark relativiert, wenn er betont, dass auf die Keramik einer Region aber auch ganz erhebliche externe Einflüsse einwirken könnten. So meinte er eine starke Abhängigkeit der Keramik der Vorrömischen Eisenzeit im Nord- und Ostseeraum von der Latène- und Hallstattkeramik feststellen zu können (ebd. 295 ff.) und sah im Gegensatz zu Kossinna dennoch keinen Grund, nach Ende der Lausitzer Kultur einen Bevölkerungswechsel anzunehmen.[26]

In der Einleitung zur zweiten Auflage widmete Schuchhardt (1926, 3) sich auch knapp der Frage ›Kulturtypus versus Menschentypus‹. Sein Betrachtung führte ihn zu einer skeptischen Einschätzung: »Selten«, so meinte er, »wird sich für eine geschlossene Kultur auch ein geschlossener Menschentypus ergeben«. Im Vordergrund stehe nicht die »Rassengemeinschaft«, sondern immer die »Volksgemeinschaft«; sie bilde die feste »Lebens- und Wirkensform«.[27] Daraus folgte für ihn, dass die »einheitlichen Kulturen«, die wir »oft mit ganz bestimmten Grenzen« erkennten, »Völker, nicht Rassen« be-

25 Diese Ausführungen schließen unmittelbar an seine ›Schlafrock-und-Pantoffel-Passage‹ an, die ich oben auf S. 133 zitiert habe.

26 In seiner bildhaften Sprache liest sich das so: »Genau besehen sind solche fremden Einflüsse nur Oberflächenerscheinungen, ähnlich wie es zu ihrer [sic!] Zeit der Rokokostil in Deutschland gewesen ist. Unter ihnen pulsiert das alte nationale Blut unbeirrt weiter und spricht sich wieder vornehmlich aus, sobald die ausländische Mode vorübergegangen ist. So ist es auch nach dem vermeintlichen Aussterben des Lausitzer Stils in der Mark [Brandenburg] gewesen« (Schuchhardt 1919, 297). Entsprechend äußert er sich wenig später: »In den letzten Jahrhunderten vor Christus wird die Mode der Zeit mitgemacht in Latène- und Mäanderkeramik, dann schlägt aber doch die nationale Ader wieder durch und zeigt noch am Ausgang der römischen Kaiserzeit das alte Volk am alten Platze« (ebd. 298).

27 Weiter heißt es: »Wie in der späteren Geschichte immer das Volk, der Staat sich als die schicksalbestimmende Einheit darstellt, nicht die Rasse, so haben wir es auch schon für die Vorgeschichte anzunehmen« (Schuchhardt 1926, 3).

zeichneten (ebd.). Es sind die »Kulturhinterlassenschaften der verschiedenen Zeiten«, die Schuchhardt interessieren, und er betrachtet sie, »sooft sich geschlossene Kreise ergeben, als die Ausprägung von Völkern und Staaten, deren Wirksamkeit für die Mitwelt und die Nachwelt sich dann vielfach wird erkennen lassen« (ebd.).

Wiederholt fasst Schuchhardt (1919, 307) in *Alteuropa* das »Verhältnis von Kultur und Staat« und damit die Frage ins Auge, ob sich beide immer decken müssen. Seine Haltung dazu ist ambivalent. Einerseits bekennt er sich dazu, dass Kultur- und Staatsgrenzen sich nicht decken müssen (ebd. 308), andererseits aber besteht – wie bereits oben angesprochen – für ihn kein Zweifel, dass hinter ›geschlossenen Kulturkreisen‹ Völker und Staaten stehen (ebd. 344 ff.).

Aufschlussreich für Schuchhardts Fachverständnis sind Ausführungen, die sich nicht in *Alteuropa*, sondern in seiner *Vorgeschichte von Deutschland* (1934) finden. Darin beschäftigt er sich in einem zweieinhalbseitigen Vorspann unter dem Titel »Quellen und Schriften« mit der Abgrenzung von Ur- und Frühgeschichtlicher Archäologie und Geschichtswissenschaft.[28] Er geht von Rankes Vorschlag aus, unter ›Geschichte‹ »erst die Geschichte von der Zeit der schriftlichen Aufzeichnung an zu verstehen«. Daraus hätten manche den Schluss abgeleitet, dass »die Vorgeschichte vor aller Geschichte liege und somit noch keine Geschichte sei«, man also statt ›Vorgeschichte‹ besser ›Urgeschichte‹ sagen solle (Schuchhardt 1934, IX). Inzwischen, so meinte er, würden auch die Historiker selbst dem Rankeschen Vorschlag nicht mehr in vollem Umfang folgen.[29] Im Übrigen heiße ›Vorgeschichte‹ auch nach dem Wortsinn »keineswegs ›Ungeschichte‹, sondern vielmehr ›vordere‹, ›erste‹, ›früheste‹ Geschichte, ebenso wie ›Vorraum‹ nicht die raumlose freie Luft bedeutet, sondern den vorderen Raum«. Entsprechend stehe es mit ›Vorklasse‹, ›Vorschule‹, ›Vorzeichen‹ und ›Vorbote‹« (ebd.).

Für Schuchhardt (1934, IX) meinen die Begriffe ›Vorgeschichte‹ und ›Urgeschichte‹ dasselbe – angeblich sei der erste mehr in Norddeutschland, der zweite mehr in Süddeutschland gebräuchlich. Diese Überlegung führt ihn zu einem letztlich konsequenten, aber für unseren überkommenen Sprachgebrauch dennoch überraschenden Ergebnis: »Abschaffen darf man nun auch die umständliche Bezeichnung ›Vor- und Frühgeschichte‹, denn auch diese beiden Worte decken sich« (ebd.). Die Unterscheidung zwischen Vorgeschichte und Geschichte sei dagegen wohlberechtigt, da letztere die Geschehnisse aus schriftlichen Quellen schöpfe, während die ›Vorgeschichte‹ »sich mit dem Spaten die Erkenntnisquelle verschaffen und aus den Bodenfunden die Kulturgeschichte und wenn möglich auch die politische Geschichte ablesen muß« (ebd.). Zusammenfassend stellt Schuchhardt (ebd.) fest: »Wir lassen also den Unterschied, wie Ranke ihn formuliert hat, bestehen: beginnen die ›Geschichte‹ mit den schriftlichen Quellen und nennen das davor durch den Spaten gewonnene ›Vorgeschichte‹. Aber wir betrachten diese Vorgeschichte nicht als eine Ungeschichte, sondern als die frühe, erste Stufe der Geschichte, und wir suchen mit unserem Materiale neben den kulturellen auch die politischen Zustände und Geschehnisse dieser Frühperioden zu gewinnen«.

---

28 Erstaunlicherweise hat Schuchhardt diese grundsätzliche Einführung in der vierten Auflage von 1939 fortgelassen.

29 Schuchhardt (1934, IX) führt hier explizit »die große kretische und mykenische Kulturperiode« an, die von Historikern »als Geschichte mitbehandelt« würde.

Offenkundig handelt es sich bei »Ungeschichte« nicht etwa um einen Druckfehler, sondern um einen von Schuchhardt bewusst gewählten Begriff.

Nicht minder aufschlussreich ist Schuchhardts (1934, IX) Umschreibung der aus der unterschiedlichen Quellenstruktur resultierenden Vorgehensweise – er nennt sie »Arbeitsart« – von Historikern und Archäologen. Sie erfordere eine je besondere Veranlagung und Schulung. Was der Historiker »rein mit dem Verstande« ausübe, müsse der Archäologe »großenteils mit dem Auge leisten«, er brauche »den kritischen Blick, um im Gelände wie im Museum die Erscheinungen richtig zu werten«. Die Geländedenkmäler – z. B. Ringwälle, Steingräber, Hügelgräber und Urnenfelder – sowie die Kleinaltertümer in den Museen seien die Hauptquellen der Ur- und Frühgeschichtsforschung: »Um diese Dinge richtig zu beurteilen, ist nicht bloß wissenschaftlicher Sinn, sondern auch ein von Natur zum Sehen begabtes und durch Übung geschultes Auge erforderlich. Die Aufgabe des Prähistorikers ist hier der des klassischen Archäologen und des Kunsthistorikers nächstverwandt«.

Schuchhardt als Erzähler

Die Schuchhardtsche Prosa ist im Vorstehenden mit einer Fülle an wörtlichen Zitaten illustriert worden. Sieht man von gelegentlichen schiefen Metaphern ab, setzen die vielen eingestreuten Sprachbilder dem Text insgesamt doch Glanzlichter auf. Denn auch Schuchhardt musste die Realität – wie alle Autoren unseres Faches, die sich an Synthesen wagen – so nehmen wie sie ist: Die gängige archäologische Kost ist ihrer Natur nach frugal. Die meisten Archäologen verfügen nicht über jene erzählerischen und stilistischen Fähigkeiten, die benötigt werden, um den meist spröden Quellenstoff der materiellen Kultur und der Befunde in einer Weise zu präsentieren, die das Interesse des Lesers längerfristig zu binden, ja ihn womöglich gar zu fesseln vermag. Aber selbst die genannten Fähigkeiten könnten letztlich nicht den besonderen Charakter archäologischer bzw. urgeschichtlicher Quellen überwinden.[30]

Schuchhardt hat auf verschiedenen Wegen versucht, die inhärenten Schwierigkeiten des archäologischen Quellenmaterials zu minimieren. So bemühte er sich etwa, den vielen ur- und frühgeschichtlichen Einzelheiten bisweilen eine überzeitliche Qualität beizumessen und sie durch Rekurs auf die Gegenwart nicht nur aktuell erscheinen zu lassen, sondern ihnen gleichsam Leben einzuhauchen.[31] Außerdem ist es ein Grundmuster seines Erzählstiles, Funde und Befunde – Steinartefakte, Keramik und Metallobjekte ebenso wie Grabbauten, Häuser etc. – wie handelnde Subjekte auftreten zu lassen. Dies ist durchaus zeittypisch. Aus einer heutigen erzählkritischen Perspektive erscheint es jedoch antiquiert. Es verdeutlicht einmal mehr, mit welchen Problemen ein Archäologe konfrontiert ist, der sich nicht damit begnügt, mit den Mitteln seiner Wissenschaft

30 Zur Charakterisierung urgeschichtlicher Quellen zuletzt Eggert 2011.

31 Ein Beispiel für viele sei genannt: Unter der Zwischenüberschrift »Wohnung: Pfahlbau, Haus und Burg« im Kapitel über Westeuropa erörtert er Rundbauten und stellt dann fest: »Die Neigung für den Rundbau ist dem Westen bis auf den heutigen Tag verblieben. In entlegenden Gebirgsgegenden Frankreichs, wie in den Cevennen, […] sieht man vielfach runde steinerne Schutzhütten in den Feldern, die in ganz prähistorischer Art gebaut sind« (Schuchhardt 1935, 62).

die Veränderungen der materiellen Kultur über die Zeit darzustellen und zu deuten. Die Schwierigkeiten beginnen offenkundig dort, wo dieser Archäologe in einem umfassenden Sinne zum ›historischen Erzähler‹ werden möchte. Dann ist es nicht mehr damit getan, die Quellen als Mittel zum Zweck der Interpretation zu nutzen, sondern sie müssen als eine Art Handlungsträger – genauer Pseudo-Handlungsträger – eingesetzt werden. Diese erzählerische ›Instrumentalisierung‹ der Quellen lässt sich bis zu einem gewissen Grade als ›Vermenschlichung materieller Kultur‹ begreifen – ein Verfahren, das heute nicht mehr überzeugt. Aus gegenwärtiger Sicht muss es überraschen, wie stark das Interesse an einem so präsentierten Alten Europa in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg bis in den Zweiten Weltkrieg hinein offenbar gewesen ist. Denn nur so sind die vier Auflagen von *Alteuropa* schließlich zu erklären.

Angesichts des eben charakterisierten Erzählmodus ist es erstaunlich, dass ein so kritischer Kopf wie Georg Wilke (1927, 196) darüber insgesamt recht positiv urteilte. Er hat in einer – im Übrigen durchaus kritischen – Besprechung der zweiten Auflage die »sehr gewandte und flüssige, auch für den unkundigen Laien leicht verständliche Darstellungsweise« hervorgehoben, »die ungemein bestechend« wirke. Er sprach von einer »großen Darstellungskunst« und meinte, dass man »diesen Ausdruck mit vollem Recht gebrauchen« könne (ebd.). Zusammenfassend bezeichnete er das Buch als »ungemein anziehend geschrieben« (ebd. 202). Das erscheint mir aus heutiger Perspektive, wo wir seit rund 50 Jahren mit ganz anderen Darbietungen archäologischen Stoffes vertraut sind, nur schwer nachvollziehbar. Allerdings sind solche Bücher nur höchst selten von Archäologen geschrieben. Es handelt sich dabei üblicherweise nicht um systematische Erörterungen bestimmter Zeiten oder Räume, wobei das archäologische Material in seiner Fülle ausgebreitet wird. Vielmehr geht es darin um ausgewählte Themen, wie das etwa bereits in den Titeln zweier deutscher Klassiker dieses Genres zum Ausdruck kommt: *Götter, Gräber und Gelehrte* von C. W. Ceram (1949) und *Mit dem Fahrstuhl in die Römerzeit* von Rudolf Pörtner (1959).[32] Um jedoch zu Wilke zurückzukehren, so hat er sich vielleicht ebenfalls auf all die oben umrissenen Schwierigkeiten besonnen, mit denen Schuchhardt zu kämpfen hatte. Sein Urteil mag aus dem resultieren, was jener unternommen hatte, um die Präsentation der spröden archäologischen Quellen mit mancherlei Sprachbildern und den genannten anderen Mitteln aufzulockern.

Jörn Rüsen und das Historische Erzählen

Im Folgenden möchte ich Schuchhardts Erzählmodus in den größeren Zusammenhang historischen Erzählens stellen. Außerdem erscheint es sinnvoll, auf dieser Grundlage einige generelle Überlegungen zur Spezifik archäologischen Erzählens anzuschließen.

Im Rahmen einer grundsätzlichen Auseinandersetzung mit Fragen der historischen Sinnbildung hat Jörn Rüsen 1982 das Erzählen als den Dreh- und Angelpunkt der Historiographie ausgemacht. Angesichts der Mannigfaltigkeit der Geschichtsschreibung strebte er eine Typisierung der empirisch gegebenen historiographischen Darstellungen an, wobei er deren Funktion als definierendes Kriterium wählte (Rüsen 1982, 517). Auf

32 Zu Ceram und Pörtner siehe Oels 2005; zu Ceram ferner Samida 2010, 39.

diese Weise unterschied er vier Typen, nämlich das »traditionale Erzählen«, das »exemplarische Erzählen«, das »kritische Erzählen« und das »genetische Erzählen«. Rüsen zufolge sind alle vier Erzählweisen letztlich durch die Gegenwart bestimmt, in der erzählt wird: Vergangenheit werde erzählerisch erinnert, um die Gegenwart verständlich zu machen. Dabei sei das Prinzip der Kontinuität entscheidend: sowohl die Erzähler als auch ihre Adressaten suchten damit ihre Identität sowohl im Positiven als auch im Negativen zu sichern.

Die idealtypisch verstandene Kategorisierung Rüsens ist meines Wissens der einzige Versuch, die Historiographie nach inhaltlichen Kriterien zu systematisieren (Abb. 1).[33] Durch *traditionale* Erzählungen wird an die Ursprünge gegenwärtiger Lebensverhältnisse erinnert und damit Kontinuität hergestellt. Dieser historiographische Typus bestätigt und verstärkt die eigene Identität. Im *exemplarischen* Erzählen werden einzelne geschichtliche Handlungen durch Verallgemeinerungen zu Vorbildern im Sinne von Erfahrungsregeln. Diese Erzählweise schafft Identität durch Generalisierung von Zeiterfahrung zu Handlungsregeln und stellt Kontinuität als überzeitliche Geltung dieser Regeln dar. Hingegen konfrontieren *kritische* Erzählungen überkommene Vorstellungen mit Gegengeschichten, die durch diese Negation dann wiederum zur Bildung neuer Kontinuität beiträgt. Die Identität bleibt durch die Fähigkeit zur Veränderung geltender Normen gesichert. Das *genetische* Erzählen schließlich ruft Veränderungen ins Gedächtnis, die Lebensverhältnisse der Vergangenheit in solche der Gegenwart überführt haben. Kontinuität wird als Entwicklung präsentiert, in der Identität als Anpassungsfähigkeit im Wandel der Zeit erscheint.

	Traditionales Erzählen	**Exemplarisches Erzählen**	**Kritisches Erzählen**	**Genetisches Erzählen**
Erinnerung	an *Ursprünge* gegenwärtiger Lebensverhältnisse	an *Fälle*, die Regelhaftigkeiten von Handlungen und Geschehen aufzeigen	an *Abweichungen*, die gegenwärtige Lebensverhältnisse in Frage stellen	an *Veränderungen* von Lebensverhältnissen
Kontinuität	als *Dauer* im Wandel	als *überzeitliche Geltung* von Regelhaftigkeiten im Leben	als *Bruch* im Zeitverlauf	als *Entwicklung*, in der sich Lebensverhältnisse dynamisch anpassen
Form der Kommunikation	*Zustimmung* zu vorgegebenen Ordnungen	*Anerkennung* von Grundmustern der Existenz	*Abgrenzung* von Orientierungen	*Abwägung* von Orientierungen und Perspektiven
Identität	durch *Nachahmung* vorgegebener Ordnungen	durch *Generalisierung* von Zeiterfahrungen	durch *Negation* identitätsbildender Deutungsmuster	durch *Synthesen* von Dauer und Wandel
Sinn von Zeit	Zeit wird als Sinn verewigt	Zeit wird als Sinn in Beispielen manifestiert	Zeit wird als Sinn gewichtet	Zeit wird als Sinn in dynamischem Verlauf erfahrbar
Beispiel	Ursprungsmythen	Geschichten mit Vorbildcharakter	Geschichten, die gängigen historischen Klischees widersprechen	Geschichten, die den Fortschritt betonen

Abb. 1. Die vier Typen des historischen Erzählens (nach Eggert 2006, 216 Abb. 12.3).

33 Die folgende Kurzcharakteristik der vier Erzählweisen nach Rüsen ist wörtlich aus Eggert 2006, 216 übernommen. Ergänzende Einzelheiten zu den einzelnen Typen finden sich in Abb. 1.

Wie bereits mit der Qualifizierung ›idealtypisch‹ zum Ausdruck gebracht, geht Rüsen nicht davon aus, dass jeweils nur ein Erzählmodus in einer historischen Darstellung verwirklicht ist. Ganz im Gegenteil, alle vier Erzählweisen steckten – so betont er – »in nuce in jeder Form historischen Erzählens«. Sie stünden in einem »Komplementaritätsverhältnis« und seien in historischen Texten in unterschiedlicher Dominanz vertreten (Rüsen 1982, 542 f.).[34]

Erzählen in der Archäologie

Mit der Systematisierung des historischen Erzählens nach Rüsen und der Identifizierung der von ihm unterschiedenen vier Typen in der archäologischen Literatur setzte sich Ulrich Veit 2006 im Einzelnen auseinander.[35] Mit Bezug auf Darstellungen zur europäischen Ur- und Frühgeschichte führte er für jeden Typus paradigmatisch bestimmte Archäologen an: Gustaf Kossinna für das Traditionale Erzählen, Ernst Sprockhoff und vor allem Wolfgang Kimmig für das Exemplarische Erzählen sowie Vere Gordon Childe für das Kritische und das Genetische Erzählen (Veit 2006, 205 f.). Veit ging es dabei offenkundig um das große Ganze in einem erst durch ihn erschlossenen Feld der meta-archäologischen Analyse und nicht um etwaige Brechungen in der den Rüsenschen Kriterien folgenden Grundorientierung des archäologischen Erzählens der individuellen Autoren. Mit anderen Worten: das oben angesprochene »Komplementaritätsverhältnis« von Rüsen ist für Veit nachgeordnet – er skizziert stattdessen die unterschiedliche Gewichtung, die die vier Erzählmodi einerseits in der Älteren Urgeschichtsforschung (Paläolithikum) und andererseits der Jüngeren Urgeschichts- und Frühgeschichtsforschung (Neolithikum bis einschließlich Frühmittelalter) entfaltet haben (ebd. 207–209).

Mit Veits Beitrag liegt erstmals der Versuch vor, Darstellungen aus dem Bereich der europäischen Ur- und Frühgeschichte mit Rüsens Elle des historischen Erzählens zu messen. Auf die gleiche Weise könnte man versuchen, Schuchhardts *Alteuropa* zu kategorisieren. Dabei würde sich herausstellen, dass dieses Buch im Wesentlichen dem Modus des Genetischen Erzählens folgt: Schuchhardt handelt von der Veränderung von Lebensverhältnissen, er legt eine Entwicklung dar, in der sich diese Lebensverhältnisse veränderten Bedingungen anpassen, er deutet eine Abwägung von Orientierungen und Perspektiven an, er lässt Identität aus Synthesen von Prozessen entstehen, die durch Dauer und Wandel bestimmt sind, er macht die Dimension ›Zeit‹ als Sinn in dynamischem Verlauf erfahrbar, und er exemplifiziert mit *Alteuropa* schließlich eine Geschichte, die den Fortschritt betont.

Da jedoch nach Rüsen alle vier von ihm unterschiedenen Erzählweisen zumindest im Kern in jeder historischen Darstellung stecken, wäre zu prüfen, ob und inwieweit das auch für Schuchhardt zutrifft. Die Antwort fällt leicht: Es sind in erster Linie

34 Zur vielfältigen Kombinationsmöglichlichkeit der vier Erzählweisen und dem ›Komplementaritätsprinzip‹ siehe Rüsen 1982, 561 ff.

35 Einen ersten Versuch in dieser Richtung hatte Veit (1998) in seiner unveröffentlichten Tübinger Habilitationsschrift unternommen. Seine damaligen Ausführungen nahm ich acht Jahre später im Rahmen von Überlegungen zu historischen und archäologischen Darstellungsformen auf (Eggert 2006, 211–219, bes. 217 f.).

Aspekte des Traditionalen Erzählens, die wir gleichsam als Nebenstrang in *Alteuropa* ausmachen können. Denn schließlich geht es Schuchhardt um Ursprünge gegenwärtiger Lebensverhältnisse (z. B. der »Dualismus des alten Europa«, aus dem »die Grundlage für das geschichtliche Europa« entsteht[36]), es geht auch immer wieder um eine mehr oder minder ausgeprägte Dauer im Wandel, die er dem archäologischen Material entnimmt (z. B. die »Eigenart« eines Volkes, die sich im Alltagsgerät ausdrücke[37]), und schließlich erfolgt eine weitgehend implizite Zustimmung zu vorgegebenen, durchaus auch fiktiven Ordnungen (z. B. das Konzept der »Kulturträger«[38]), die durch Fortschreibung aufrecht erhalten wird. Aber auch Aspekte des Exemplarischen lassen sich in *Alteuropa* ausmachen. So verweist Schuchhardt beispielsweise auf die überzeitliche Geltung von Regelhaftigkeiten im Leben, wenn er dem Menschen einen »eingepflanzten Herrschaftstrieb« attestiert.[39] Auch die Überzeugung – die er im Übrigen mit zeitgenössischen Archäologen, darunter nicht zuletzt Kossinna teilte –, dass ›geschlossene Kulturkreise‹ für Staaten und Völker stehen,[40] lässt sich in diesem Sinne deuten.[41]

Diese knappe Charakterisierung der in *Alteuropa* nachweisbaren Erzählmodi möge genügen. Eine gezielte Durchsicht der vier Auflagen seines Buches würde ohne Zweifel noch manches zutage fördern, dass sich im Sinne der drei genannten Erzählweisen deuten ließe. Dabei dürfte das wesentliche Ergebnis, das Schuchhardt gemäß der Systematisierung von Rüsen in erster Linie als Genetischen Erzähler ausweist, noch klarer hervortreten. Hingegen würde es sich wohl als verhältnismäßig schwierig erweisen, irgendwo explizite Elemente Kritischen Erzählens zu entdecken.[42] Letztendlich aber stellt sich die Frage, was mit der hier angedeuteten erzählspezifischen Charakterisierung von *Alteuropa* gewonnen ist. Sicherlich ist es immer nützlich, ein bestimmtes Phänomen in einen größeren Zusammenhang einordnen zu können. Darüber hinaus aber ist in unserem Falle nur wenig Handfestes zu gewinnen. Da diesem Buch kein zeitgenössisches Werk gleichen Inhaltes und Anspruches an die Seite gestellt werden kann, lässt sich die darin dominante Erzählweise noch nicht einmal auf der durch das Jahr der Erstveröffentlichung markierten Zeitebene vergleichend einschätzen. Allerdings liegt es nahe, anzunehmen, dass Gesamtentwürfe wie *Alteuropa* dazu tendieren, als Genetische Erzählungen aufgebaut zu sein: die über die Zeit beobachtbare Veränderung und zunehmende Differenzierung des Materiellen legt – auch wenn sie nicht im Sinne eines

36 Siehe oben, S. 131 Anm. 7.
37 Siehe oben, S. 133.
38 Siehe oben, S. 138.
39 Siehe oben, S. 134.
40 Siehe oben, S. 151. Dass seine Aussagen hier nicht ganz widerspruchsfrei sind, wurde erwähnt.
41 Neben diesen ›handgreiflichen‹ Anhaltspunkten für die verschiedenen Erzählweisen ist zu berücksichtigen, dass nach Rüsen (1982, 563) »in der Sinnbildungsleistung der einen Erzählweise notwendig auf die der anderen Bezug genommen werden muß«, da alle vier »in einem inneren Zusammenhang« stünden, der keine unberührt lasse, wenn eine in einer bestimmten Hinsicht verändert werde. »Dieser Zusammenhang«, so führt Rüsen (ebd. 563 f.) weiter aus, »beruht darauf, daß jede Erzählweise die andere prinzipiell impliziert«. Diese Auffassung legt er dann im Einzelnen dar (ebd. 564 ff.).
42 Hierzu kommt allerdings noch die in der vorangehenden Anmerkung angesprochene innere Verschränkung der Erzählweisen. Nach Rüsen (1982, 575) impliziert das Genetische Erzählen das Kritische Erzählen, da »traditionale und exemplarische Kontinuitätsvorstellungen« – die ihrerseits eine notwendige Voraussetzung des Genetischen Erzählens seien – ohne das Kritische Erzählen »zeitlich überhaupt nicht dynamisiert« werden könnten.

schlichten ›Fortschrittes‹ gedeutet wird – eine genetische Betrachtung nahe. Ein Blick in Piggotts *Ancient Europe* und Müller-Karpes *Grundzüge* spricht für diese Auffassung. Dies gilt trotz der Tatsache, dass sich die erzählerischen Mittel dieser beiden Archäologen grundsätzlich von denen Schuchhardts unterscheiden.

Gibt es ein archäologisches Erzählen?

In einer knappen Würdigung des in *Alteuropa* praktizierten allgemeinen Erzählstiles habe ich oben die Meinung geäußert, dass es aus heutiger Perspektive nicht mehr überzeugt, Funde und Befunde als handelnde Subjekte auftreten zu lassen. Die materielle Kultur würde auf diese Weise ›vermenschlicht‹ und im gleichen Atemzuge erzählerisch instrumentalisiert. Dies sei typisch für den Versuch, archäologische ›Meistererzählungen‹ zu schaffen, statt mit den Mitteln der Archäologie die Veränderungen der materiellen Kultur über die Zeit darzustellen und zu deuten. Diese Auffassung führt in die grundsätzliche Thematik der archäologischen Narration, der abschließend noch einige Worte gewidmet werden sollen.

Im Mittelpunkt eines vor einiger Zeit veröffentlichten Aufsatzes mit dem Titel »Between Facts and Fiction: Reflections on the Archaeologist's Craft« stehen Überlegungen zu ›historiographischen‹ und ›archäologischen‹ Fakten (Eggert 2002).[43] Aus der unterschiedlichen Natur schriftlicher und nicht-schriftlicher historischer Quellen folge – so meine damalige Hypothese –, dass historische ›Meistererzählungen‹ nach dem Vorbild von Wolfgang Kimmigs Späthallstattpanorama[44] in der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie nicht nur überholt, sondern letztlich schon immer eine Art Verstoß gegen den Geist der Quellen gewesen seien. Nach dieser Hypothese ließ sich das »schwer zu fassende Wesen« des archäologischen Quellenmaterials nur schlecht mit Meistererzählungen verbinden.[45] Damals meinte ich, dass in der Archäologie die Zeit

43 Der Begriff ›historiographisch‹ steht hier für ›schriftlich‹, während ›archäologisch‹ als ›nichtschriftlich‹ gelesen werden muss. Unter Berücksichtigung der quantitativen Verteilung dieser Quellengruppen sind die Ersteren der Geschichtswissenschaft (im engeren Sinne), die Letzteren hingegen der Urgeschichtswissenschaft zugeordnet. In diesem Sinne kann man auch von ›historischen‹ und ›paläohistorischen‹ Quellen sprechen. Zur generellen Problematik siehe vor allem Eggert 2011.

44 Kimmigs Früheisenzeitpanaroma unterscheidet sich in seiner Diktion vom Schuchhardtschen Erzählmuster – trotz der beiden gemeinsamen beträchtlichen Sprachmacht. Auch bei Kimmig ist das archäologische Material zwar im Hintergrund durchaus ständig präsent, das Interesse des Lesers wird aber in erster Linie durch ein ausgeprägtes fiktionales Element und den Appell an weithin akzeptierte Schlagwörter des Kulturdiskurses der Gegenwart geweckt und gefesselt (hierzu Eggert 2002, 126 f.; Rieckhoff 2007; Veit 2006, 206).

45 Seinerzeit habe ich diesen Tatbestand mit der Formulierung »the elusive nature of the archaeological record when it comes to historical interpretation« zu umschreiben versucht (Eggert 2003, 126). An anderer Stelle jenes Aufsatzes (ebd. 128) ist das näher dargelegt. Da diese Passage für die Argumentation des vorliegenden Beitrages wichtig ist, sei sie hier im Wortlaut wiederholt: »What argues against the grand narrative in archaeology is […] the limited potential of the archaeological record in this regard. This will not be overcome by whatever leap of imagination. Any attempt to follow in the footsteps of grand narratives in history would have to be based on what might be called ›borrowed life‹, i. e., to rely exclusively on analogical reasoning of whatever inspiration for want of pertinent archaeological evidence. However, lack of dynamism, human individuality, inspiration and aspiration in the archaeological record cannot be

für die Auseinandersetzung mit einem anderen erzählerischen Ansatz reif sei. Dieser Ansatz müsse empirische Solidität – das heißt ein ausgeprägtes Quellen- und Methodenbewusstsein – mit einer adäquaten Reflexion jener theoretischen Implikationen verbinden, die jeder Interpretation innewohnen (ebd. 127). Jedweder fiktionale Anteil an einer so gestalteten archäologischen Erzählung sei dabei von vornherein so gering wie möglich zu halten. Hingegen zeige eine kritische Betrachtung großer archäologischer Panoramen, dass sie zwar meist mit erheblicher rhetorischer Brillanz und einem hohen Maß an ›fiktionaler Energie‹ vorgetragen werden, dabei aber nur allzu oft eine solide empirische Basis vermissen ließen.[46]

Mit diesen Überlegungen hat Veit (2006) sich in seinem bereits mehrfach erwähnten Erzählbeitrag intensiv beschäftigt. Wenngleich mit den meisten Punkten übereinstimmend, äußerte er Vorbehalte gegen die Auffassung, »die materiellen Quellen der Archäologie erzählten uns – anders als ›historische Quellen‹ im engeren Sinne (also Texte) keine Geschichten« (ebd. 209 f. mit Bezug auf Eggert 2002, 125). Er hält dagegen, dass »Geschichte« immer narrative Darstellung sei, die allerdings – im Gegensatz zum Roman – »nicht nur spannend und interessant, sondern vor allem wahr« sein müsse (ebd. 210).[47] Daher – so seine Folgerung mit dem französischen Althistoriker Paul Veyne (1990) – sei die Quellenfrage für die Art und Weise der historischen und damit auch der archäologischen Darstellung unerheblich.

Es scheint mir interessant, dass Veit (2006, 210 Anm. 23) in einer längeren Anmerkung unter Verweis auf den Historiker Arnold Esch (1985) ausführt, die Erfindung des Buchdruckes habe nicht nur den Quellenbestand und damit unsere Kenntnis der Geschichte, sondern »den Charakter der Geschichte selbst verändert«. Andererseits, so meint er, verfügten Althistoriker und Mediävisten nur über »wenige wirklich ›sprechende‹ Quellen«, so dass auch sie »bei ihren Geschichtserzählungen ein großes Spektrum unterschiedlichster Quellen« berücksichtigen müssten.

Wenn ich Veit richtig interpretiere, räumt er in dieser Anmerkung ein, dass die durch den Buchdruck bereitgestellten Schriftquellen den Charakter der *Potenz der Geschichtszeugnisse* verändert haben.[48] Vielleicht liegt hier der Schlüssel für unsere abweichende Bewertung der Auswirkung des Charakters der Quellen auf die darauf basierenden – im umfassenden Sinne – historischen Darstellungen. Während er bei der Beurteilung unseres Problems pragmatisch vorgeht, versuche ich etwaige Differenzen auf eher ›idealtypischem‹ Wege – der gleichsam ›reine‹ oder ›extreme‹ Positionen gegenüberstellt – zu ermitteln.[49] Mit anderen Worten, er vergleicht den Althistoriker und Mediävisten mit dem Archäologen und stellt nur einen geringen Unterschied fest, während ich den Archäologen mit dem ›Schriftquellen-Historiker‹ konfrontiere und dabei

---

overcome by searching for ›suitable‹ analogs. Indeed, any attempt at this, quite obviously, would amount to genuine fiction«.

46 Diese Gedanken sind an anderer Stelle etwas näher ausgeführt: Eggert 2006, 218 f.

47 Im hier interessierenden Zusammenhang erscheint es mir unnötig, auf die für – im umfassenden Verständnis – historische Darstellungen meines Erachtens nicht adäquate Qualifizierung ›wahr‹ einzugehen.

48 Die Veränderung des »Charakters der Geschichte« in Veits Formulierung kann sich meines Erachtens ja nicht auf Geschichte im Sinne der Vergangenheit, sondern nur auf die Wissenschaft von dieser Vergangenheit beziehen.

49 Diesen Ansatz habe ich auch einer Erörterung der archäologisch-historischen Forschungspraxis und ihrer Voraussetzungen zugrunde gelegt: Eggert 2006, 219.

zu einer entgegengesetzten Schlussfolgerung komme. Während für Veit antike und mittelalterliche Schriftquellen ähnlich wenig ‚sprechend' wie nicht-schrifttragende archäologische Zeugnisse sind, sehe ich in der Schriftlichkeit an sich eine qualitative Dimension. Dabei erscheint es mir unerheblich, ob – wie Veit zu Recht feststellt – Alt- und Mittelalterhistoriker neben ihren Schriftquellen auch noch andere Zeugnisse heranziehen. Nichts anderes gilt selbstverständlich für Frühgeschichtliche Archäologen, die zwar vorwiegend nicht-schrifttragende archäologische, gelegentlich aber auch Schriftquellen verwenden.

Literatur

Ceram 1949: C. W. Ceram, Götter, Gräber und Gelehrte: Roman der Archäologie. Hamburg u. a.: Rowohlt 1949.

Eggers 1959: H. J. Eggers, Einführung in die Vorgeschichte. München: Piper 1959.

Eggert 2002: M. K. H. Eggert, Between Facts and Fiction: Reflections on the Archaeologist's Craft. In: P. F. Biehl/A. Gramsch/A. Marciniak (Hrsg.), Archäologien Europas / Archaeologies of Europe. Tübinger Arch. Taschenbücher 3. Münster u. a.: Waxmann 2002, 119–131.

Eggert 2006: Ders., Archäologie: Grundzüge einer Historischen Kulturwissenschaft. Tübingen u. a.: Francke 2006.

Eggert 2011: Ders., Über archäologische Quellen. In: N. Müller-Scheeßel/S. Burmeister (Hrsg.), Fluchtpunkt Geschichte: Archäologie und Geschichtswissenschaft im Dialog. Tübinger Arch. Taschenbücher 9. Münster u. a.: Waxmann 1911, 23–44.

Esch 1985: A. Esch, Überlieferungs-Chance und Überlieferungs-Zufall als methodisches Problem des Historikers. Hist. Zeitschr. 240, 1985, 529–570.

Götze 1928: A. Götze, Besprechung zu K. H. Jacob-Friesen, Grundfragen der Urgeschichtsforschung (1928). Prähist. Zeitschr. 19, 1928, 394–397.

Grünert 2002: H. Grünert, Gustaf Kossinna (1858–1931): Vom Germanisten zum Prähistoriker. Ein Wissenschaftler im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Vorgesch. Forsch. 22. Rahden/Westf.: Leidorf 2002.

Jacob-Friesen 1928: K. H. Jacob-Friesen, Grundfragen der Urgeschichtsforschung. Veröff. Urgesch. Abt. Prov.-Mus. Hannover 1 [Festschr. Feier 75jähriges Bestehen Prov.-Mus.]. Hannover: Helwing 1928.

Müller-Karpe 1998: H. Müller-Karpe, Grundzüge früher Menschheitsgeschichte. 5 Bde. Stuttgart: Theiss 1998.

Oels 2005: D. Oels, Ceram – Keller – Pörtner. Die archäologischen Bestseller der fünfziger Jahre als historischer Projektionsraum. In: W. Hardtwig/E. Schütz (Hrsg.), Geschichte für Leser. Populäre Geschichtsschreibung in Deutschland im 20. Jahrhundert, Stuttgart: Franz Steiner 2005, 345–370.

Piggott 1965: S. Piggott, Ancient Europe from the Beginnings of Agriculture to Classical Antiquity: A Survey. Edinburgh: University Press 1965. [Dt. Ausgabe unter dem Titel: »Vorgeschichte Europas: Vom Nomadentum zur Hochkultur«. Kindlers Kulturgesch. Abendland 1. München: Kindler 1974.]

Pörtner 1959: R. Pörtner, Mit dem Fahrstuhl in die Römerzeit. Städte und Stätten deutscher Frühgeschichte. Gütersloh: Bertelsmann o. J. [1959].

Rieckhoff 2007: S. Rieckhoff, Keltische Vergangenheit: Erzählung, Metapher, Stereotyp. Überlegungen zu einer Methodologie der archäologischen Historiographie. In: S. Burmeister/H. Derks/J. von Richthofen (Hrsg.), Zweiundvierzig. Festschrift für Michael Gebühr zum 65. Geburtstag. Internat. Arch., Stud. honoraria 25. Rahden/Westf.: Leidorf 2007, 15–34.

Rüsen 1982: J. Rüsen, Die vier Typen des historischen Erzählens. In: R. Koselleck/H. Lutz/J. Rüsen (Hrsg.), Formen der Geschichtsschreibung. Beitr. Historik 4. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1982, 514–605.

Samida 2010: S. Samida, Schliemanns Erbe? Populäre Bilder von Archäologie in der Öffentlichkeit. In: H.-J. Gehrke/M. Sénécheau (Hrsg.), Geschichte, Archäologie, Öffentlichkeit. Für einen neuen Dialog zwischen Wissenschaft und Medien. Bielefeld: transcript 2010, 31–48.

Schmidt 1924: H. Schmidt, Vorgeschichte Europas: Grundzüge der alteuropäischen Kulturentwicklung. Bd. 1: Stein- und Bronzezeit. Aus Natur und Geisteswelt: Samml. wiss.-gemeinverst. Darst. 571. Leipzig u. a.: Teubner 1924.

Schuchhardt 1890: C. Schuchhardt, Schliemann's Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka im Lichte der heutigen Wissenschaft. Leipzig: Brockhaus 1890.

Schuchhardt 1891: Ders., Schliemann's Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka im Lichte der heutigen Wissenschaft. Leipzig: Brockhaus ^{2}1891. [Reprint: 2000].

Schuchhardt 1919: Ders., Alteuropa in seiner Kultur- und Stilentwicklung. Straßburg u. a.: Trübner 1919.

Schuchhardt 1926: Ders., Alteuropa: Eine Vorgeschichte unseres Erdteils. Berlin u. a.: de Gruyter ^{2}1926.

Schuchhardt 1931: Ders., Die Burg im Wandel der Weltgeschichte. Wildpark-Potsdam: Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion 1931.

Schuchhardt 1934: Ders., Vorgeschichte von Deutschland. München u. a.: Oldenbourg 21934.

Schuchhardt 1935: Ders., Alteuropa: Kulturen – Rassen – Völker. Berlin u. a.: de Gruyter ^{3}1935.

Schuchhardt 1941: Ders., Alteuropa: Die Entwicklung seiner Kulturen und Völker. Berlin: de Gruyter ^{4}1941.

Schuchhardt 1944: Ders., Aus Leben und Arbeit. Berlin: de Gruyter 1944.

Veit 1998: U. Veit, Frühe Gesellschaftsordnungen in Mittel- und Nordeuropa: Studien zur Sozialarchäologie des Neolithikums und der vorrömischen Metallzeiten [Unveröff. Habilitationsschr. Univ. Tübingen 1998].

Veit 2006: Ders., Der Archäologe als Erzähler. In: H.-P. Wotzka (Hrsg.), Grundlegungen: Beiträge zur europäischen und afrikanischen Archäologie für Manfred K. H. Eggert. Tübingen: Narr Francke Attempto 2006, 201–213.

Veyne 1990: P. Veyne, Geschichtsschreibung – Und was sie nicht ist. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1990.

Wilke 1927: G. Wilke, Besprechung zu C. Schuchhardt, Alteuropa: Eine Vorgeschichte unseres Erdteils. Mannus 19, 1927, 196–202.

Manfred K. H. Eggert
Eberhard Karls Universität Tübingen, Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters, Schloss Hohentübingen, D-72070 Tübingen
manfred.eggert@uni-tuebingen.de

EAZ – Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift
Jahrgang 51, 1/2 (2010), S. 151–172
© Waxmann

Matthias Jung

Hofberichterstattung. Zur Wirkmächtigkeit des narrativen Ideals in der Hallstattforschung*

Zusammenfassung:
Mein Beitrag basiert auf der Annahme, dass für die prähistorische Archäologie eine Orientierung an geschichtswissenschaftlichen Erzähltheorien grundsätzlich unangemessen ist, denn ihre Aufgabe ist die Konstitution chronographischer Texte. Ein solcher Text kann einer Erzählung nahe kommen, es ist dies aber nicht von vornherein als Normalfall zu unterstellen. Eine archäologische Chronographie müsste in der Lage sein, eine quellenbedingte Abstraktheit und Nichtentscheidbarkeit aus- und in der Darstellung durchzuhalten, ohne sich einem Zwang zur Farbigkeit, Konkretion und Lückenlosigkeit anheimzugeben. Die, in einer Formulierung von Moritz Hoernes, »Lichtschwäche und Lückenhaftigkeit« der von den archäologischen Quellen gewährten Lebensbilder ist kein kompensationsbedürftiger Makel; vielmehr hat die Archäologie die quellenbedingten Restriktionen zu respektieren und Bestimmungen und Deutungen ihrer Gegenstände zu formulieren, die zwar abstrakt, aber gleichwohl exakt sind. Orientiert sich die Archäologie an einem narrativen Leitbild, so transponiert sie ihre Ergebnisse in die Konkretion anschaulicher Lebensbilder hinein, die aufgrund ihrer Suggestivität zur Verselbständigung neigen. Beispielhaft erläutert werden diese Überlegungen anhand der Hallstattforschung. Ausgangspunkt bilden einige sprachphysiognomische Auffälligkeiten und immer wiederkehrende rhetorische Muster, die einen spezifischen Jargon ausmachen, der wesentlich auf das Ansinnen zurückzuführen ist, eine in sich geschlossene und kohärente Geschichte dieser Epoche bzw. bestimmter Aspekte derselben zu erzählen. Dieser Jargon soll als Ausdruck eines Modelldenkens analysiert werden, das einem (freilich unausgesprochenen) narrativen Ideal verpflichtet ist.

Schlüsselwörter: Archäologische Interpretationen; Narrativ; Hallstattforschung; ›frühkeltische Fürstensitze‹

Court Report. On the Power of the Narrative Ideal in Hallstatt Studies

Abstract:
My paper is based upon the assumption that prehistoric archaeology's business is to generate chronographic texts instead of the construction of narratives like in historical science. Archaeology should have the ability to cope with abstractness and indecisiveness conditional on the nature of archaeological findings and features without conceding to a

* Für Hinweise danke ich Viktoria Oelze (Leipzig) und Johannes Süßmann (Paderborn) sehr herzlich.

supposed need for completeness and concretion. Archaeological reconstructions' »faintness and incompleteness«, to quote Moritz Hoernes, is not a blemish that has to be compensated; archaeology rather has to accept the specific restrictions of its sources and so the interpretation of its finds and features has to be accurate but abstract as well. Following a narrative concept, archaeology risks to transpose its issues into concrete life-like pictures which tend to take their own way due to their suggestive power. This assumption will be exemplified in reference to Hallstatt period research. Based on some linguistic peculiarities and repeating rhetorical figures, a specific jargon is formed that can be ascribed to a request to narrate a coherent and closed story of this period. This jargon is analysed as a characteristic of a reasoning that is bound to an ideal of narration.

Keywords: Interpretations in archaeology; narrative; Hallstatt period research; ›early Celtic princely sites‹

Theorie und Erzählung

»Wir haben diesen Fortgang des Begriffs allein betrachtet und haben dem Reiz entsagen müssen, das Glück, die Perioden der Blüte der Völker, die Schönheit und Größe der Individuen, das Interesse ihres Schicksals in Leid und Freud näher zu schildern. Die Philosophie hat es nur mit dem Glanze der Idee zu tun, die sich in der Weltgeschichte spiegelt« (Hegel 1986, 340). Hegel, dem Hayden White (1990, 34) vorgeworfen hat, Geschichtselemente als bloße »Manifestationen, als Epiphänomene der Plotstruktur« zu behandeln, beschließt mit diesen Worten seine Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, und er konzediert mit ihnen, dass es neben der philosophischen Betrachtung der Geschichte auch noch andere Zugangsweisen gibt, nämlich »Schilderungen« der genannten Sachverhalte, die sich in sein eigenes theoretisch-chronologisches Gerüst gewissermaßen einhängen lassen. Damit trägt Hegel in seiner Systematik einer Konstitution des Gegenstandes der Geschichtswissenschaften durch Erzählen Rechnung, und dies ist insofern bemerkenswert, als der Historismus, dem ja bedeutende historiographische Erzählungen zu verdanken sind, nicht zuletzt als Absetzbewegung von der Geschichtsphilosophie Hegelscher Prägung verstanden werden kann. Das Konzept der Erzählung als genuiner Erkenntnisform der Geschichtswissenschaften sieht sich traditionell in einer doppelten Frontstellung. Was die Frage nach dem Verhältnis von Theorie und Geschichte angeht, votierten Vertreter der Struktur- und Sozialgeschichte für eine explizite Theorieanwendung, das »Erzählen« erschien ihnen als mehr oder weniger defizitäre, vorwissenschaftliche Art der Beschäftigung mit Geschichte. Erzählen galt, in den Worten von Golo Mann (1979, 41), »als altmodisch, als reaktionär, elitär, erfolgverherrlichend, beschönigend, oberflächlich (…), als blind gegenüber dem Hintergrund wirtschaftlicher, sozialer Bedingungen, welche allein den Gang der Ereignisse verstehen lassen«. Umgekehrt sahen sich die Strukturgeschichtler dem Vorwurf ausgesetzt, borniert und in technokratischer Verblendung die theoretischen Anteile in den Erzählungen nicht zu sehen. Jörn Rüsen, bemüht um eine Synthese von Theorie und Narration, hat den Begriff des »narrativen Theoriegebrauchs« geprägt: »Theorien sind Konstruktionen, nach denen erzählt werden kann, sie sind sozusagen Erzählgerüste, Baupläne von Geschichten« (Rüsen 1979, 328).

Erzählen ist in diesem Verständnis eben nicht eine naive Vorform von Theorie, sondern diese ist im Gegenteil die Bedingung der Möglichkeit einer Erzählung. Zwar büßen Erzählungen, die Theorien inkorporiert haben, von ihrer »Anschaulichkeit und Plastizität« ein, sie gewinnen jedoch zugleich an »Trennschärfe und Präzision« und vermögen es, selbst ihre Geltung zu begründen, während »bloße«, theorielose Erzählungen auf externe Begründungen angewiesen bleiben (ebd. 332). Geht man aus von der wirkungsgeschichtlich folgenreichen Hegelschen Trias der Modi der Selbsterkenntnis des Geistes – Anschauung, Vorstellung, Begriff –, so befremdet dieses Konzept erst einmal. Anschauung, Vorstellung und Begriff und die ihnen korrespondierenden Gegenstandsbereiche von Kunst, Religion und Wissenschaft sind auch Stufen einer Entwicklung, und im Falle der Inkorporation von Theorien in Erzählungen ergibt sich die Konstellation, dass nicht eine niedere Stufe in einer höheren aufgehoben wird, das Verhältnis stellt sich vielmehr genau umgekehrt dar. Eine Diskussion der Frage, ob entgegen der Hegelschen Konzeption einer Aufstufung der Modus der sinnlichen Erkenntnis nicht dem der begrifflichen Erkenntnis als gleichwertig und gleichberechtigt gegenübersteht – wie zum Beispiel bei Nietzsche, Croce oder Adorno –, kann an dieser Stelle nicht diskutiert werden, es sei lediglich auf einen Aspekt hingewiesen: Versteht man die historiographische Erzählung »als Darbietungsform, die ihren Gegenstand nicht in erster Linie begrifflich konstituiert (beschreibend, analysierend, erörternd) als vielmehr sinnlich-veranschaulichend« (Süßmann 2000, 13), dann steht dies in Widerspruch zu der eigentlich evidenten Asymmetrie zwischen sinnlicher und begrifflicher Erkenntnis, die darin besteht, dass eine Theorie den Bedeutungsgehalt eines Kunstwerkes zwar begrifflich einholen, andererseits aber umgekehrt ein Kunstwerk nicht eine wissenschaftliche Theorie adäquat zur Darstellung bringen kann. Hinzu kommt die Schwierigkeit, dass Erzählungen trivialerweise sprachlich konstituiert sind, Sprache zugleich aber auch das einzige Medium der begrifflichen Erkenntnis ist.[1]

Die andere Frontstellung des Narrativitätskonzeptes ist die gegenüber Theorien wie der von Hayden White (1991), die historiographische Erzählungen als hermetische Sprachspiele versteht und nach der die Geschichtsforscher in der Immanenz ihrer tropologisch zu bestimmenden Erzählungen gefangen bleiben. Was die relativistischen Konnotationen seiner Theorie angeht, ist White nicht recht zu fassen, da sie sich in seinen Texten unterschiedlich stark artikulieren und zuweilen auch explizit dementiert werden, aber nichtsdestoweniger steht seine Theorie vor dem grundsätzlichen Problem aller Vertreter dieses Theorietyps: Sie kann ihre eigene Geltung nicht begründen. Ist sie so wie ihr Gegenstand gleichfalls reduziert auf die Logik von Tropen oder hat sie selbst einen generell anderen Status? Dass es sich dem Anspruch nach um eine Metatheorie handelt, ist durch den Titel (»Metahistory«) markiert, doch so wie eine bloße Verneinung des theorieimmanenten Relativismus diesen nicht zu beseitigen vermag, kann auch die bloße Selbsternennung zur Metatheorie eine systematische Begründung

1 Ulrich Oevermann (1996, 33) nennt zwei Aspekte der Bestimmung des Künstlerischen eines sprachlichen Werkes in Abgrenzung vom Diskursiven: »Das ist zum einen die spezifische Möglichkeit von Sprache, als Medium der Kritik, Logik und des Urteilens die Grenzen zwischen dem Sagbaren und dem noch Unsagbaren zu präzisieren und zu schärfen und so die Erfahrbarkeit des noch Unsagbaren suggestiv zu erzwingen. Zum anderen ist natürlich die Sprache gerade aufgrund ihrer außerordentlichen generativen Mächtigkeit, die ihr durch ihre algorithmische Grundverfaßtheit zukommt, besonders gut geeignet, fiktive Wirklichkeiten reichhaltig zu entwerfen und dadurch die Imagination anzuregen. Hier sind natürlich die rhetorischen und metaphorischen Funktionen und Möglichkeiten der Sprache vor allem zu nennen«.

für den Metacharakter nicht ersetzen. Ausgangspunkt einer solchen Begründung könnte etwa eine transzendentale Reflexion auf die Bedingungen der Möglichkeit der eigenen Geltung sein, wie geistesgeschichtlich die Transzendentalphilosophien – von Sokrates über Descartes, Kant, Husserl bis zu Apel – stets eine Reaktion auf die Herausforderung durch relativistische Positionen waren.

Der Jargon der Hallstattforschung

Die nachfolgenden Ausführungen sollen exemplarisch aufzeigen, wie, bezogen auf die Erforschung einer bestimmten archäologischen Periode, die Immanenz eines solchen Sprachspiels und die es bestimmenden, zumeist implizit bleibenden Deutungen beschaffen sind. Die Wahl des Fallbeispiels der Hallstattforschung kann sicher keine Originalität reklamieren, hat aber ihren Grund in der Sache, da die Neigung der mit der Erforschung dieser Zeit Befassten traditionell besonders groß ist, in der Darstellung auf an historiographische Erzählungen angelehnte Formen zurückzugreifen. Ausgangspunkt der Überlegungen bilden zunächst einige sprachphysiognomische Auffälligkeiten, die auch den Gehalt des Gesagten affizieren. Wie schon verschiedentlich bemerkt wurde, waltet in der traditionellen deutschsprachigen Hallstattforschung, zumindest insoweit, als sie sich mit dem »Fürsten«-Phänomen beschäftigt und sich auf das einschlägige Modell von Wolfgang Kimmig bezieht oder beruft, ein zuweilen eigenartiger Tonfall. Je nach theoretischem Hintergrund könnte man von einem »Diskurs«, einem »semantischen Apparat« oder von einem »Sprachspiel« sprechen; wegen der problematischen theoretischen Implikationen dieser Bezeichnungen soll im Folgenden der Begriff »Jargon« vorgezogen werden, der freilich nicht nur die lexikalische Ebene im engeren Sinne meint, sondern auch die Verknüpfung des Vokabulars zu Propositionen und Argumenten. Überhaupt interessiert hier weniger der Jargon für sich als vielmehr das ihm zugrunde liegende Modelldenken. Er stellt sich, anders als etwa in der Konzeption von White (bzw. einer rigiden Lesart derselben), auch nicht als diskursives Korsett dar, vielmehr ist er als prinzipiell transzendierbar zu verstehen. Gewährsmann der Analyse des Jargons, worauf schon die Wahl dieses Terminus verweist, ist daher nicht White, sondern eher Adorno, dessen Studie zum »Jargon der Eigentlichkeit« (Adorno 1973) ja gleichfalls keine nur sprachkritische war und auf die Deutungen abzielte, die sich in diesem Jargon artikulieren.

Der die Hallstattforschung oder, genauer gesagt, die Hallstattfürstenforschung dominierende Jargon ist, schlagwortartig gesagt, einer der »Hofberichterstattung«: Er zeichnet sich im Verhältnis zu seinem Gegenstand, den »Hallstatt-Fürsten«, durch ein identifikatorisch-vereinnahmendes Gebaren aus, das respektvoll bis fast devot sein kann und das auch dann, wenn es distanzlos wird, noch affirmative Züge behält. Von dem »Fürsten« wird ehrfurchtsvoll, manchmal salbungsvoll gesprochen, er wird als mächtiger und politisch gewichtiger Feudalherr vorgestellt mit einer Ausnahmestellung innerhalb der gesamten Vorgeschichte, nicht nur in der Späthallstattzeit. Außerdem wird ein konkretistisches Bild seiner Person und seiner Lebensumstände entworfen, oder besser: konkretistische Bilder, die bestimmte Aspekte des »fürstlichen« Lebens beleuchten, aber kein kohärentes Gesamtbild ergeben. Beispielsweise werden die Zusammenkünfte,

auf welche das dem Toten von Hochdorf mitgegebene Speise- und Trinkservice schließen lässt, einerseits im Sinne eines Gefolgschaftswesens vorgestellt, und andererseits – und zwar von denselben Autoren in denselben Texten (siehe Krausse 1999) – als Beleg einer Akkulturation an mediterrane Gebräuche wie der Symposionskultur. Diese beiden Lesarten werden nicht etwa als Alternativen angeführt, sondern als gleichermaßen gültige Rekonstruktionen der Vergangenheit, ohne dass die Diskrepanz zwischen der Zusammenkunft einer Gefolgschaft und einem Symposion noch reflektiert würde. Hinter diesen Ausblühungen steht offenbar ein selbst auferlegter Zwang zur Visualisierung und Verlebendigung des aus Befunden und Funden zu Erschließenden, ein Zwang zum Entwurf eines plastischen Lebensbildes, das, diachron dynamisiert, sich an historiographische Erzählungen anlehnt. Ein solches Vorgehen aber treibt Widersprüche wie den angeführten aus sich heraus, weil es sich eben nicht nur um ein quantitatives Auffüllen fehlender Elemente handelt, analog etwa zur Vervollständigung eines Puzzlespiels, dem Teile fehlen, sondern um eine Transformation der aus dem Gegebenen zu gewinnenden Erkenntnisse, die notwendig bis zu einem gewissen Grad in der Sphäre des Abstrakt-Allgemeinen verbleiben müssen, in die Konkretion anschaulicher Bilder hinein.[2]

Das Problematische dieser Bilder liegt in ihrer Plakativität und Suggestivität, und wem einmal die hallstättischen Fürsten auf diese Weise nahe gebracht wurden, dem wird es schwer fallen, sich ihrer zu entledigen, um die Befunde und Funde wieder unbefangen betrachten und als Quellen fruchtbar machen zu können. Angesichts dieser Suggestivität, welche allerdings die Quellen eher verstellt als sie aufschließt,[3] muten Differenzierungsversuche kleinmütig und beckmesserisch an. Entsprechende Kritik wird barsch zurückgewiesen,[4] überhaupt waltet häufig ein eigentümlicher sprachlicher Autoritarismus, der Skepsis nicht zulässt und der bisweilen einen Verlautbarungstonfall annehmen kann. In den Texten finden sich gehäuft Wendungen wie »zweifellos«, »ohne Zweifel«, »es kann kein Zweifel daran bestehen, dass …«, »niemand wird bestreiten wollen, dass …«, »alles spricht dafür, dass …«; statt eines einfachen »nicht« heißt es »keineswegs« oder »keinesfalls«, statt »keine« »keinerlei«. In einer solchen markigen »Alles oder Nichts«-Rhetorik ist für Zwischentöne kein Raum, betrachtet man aber die auf diese Weise gerahmten Sachverhalte näher, dann handelt es sich häufig um solche, bei denen Zweifel durchaus nicht von vornherein gänzlich unangebracht wären.[5]

---

2 Zur Problematik der Visualisierung auch Mainka-Mehling 2008; Samida 2009; zur Problematik der imaginativen Veranschaulichung Sénécheau 2006.

3 Die Ansprache des Hochdorfer Bronzemöbels als »Kline« (Jung 2004; 2007) gibt ein anschauliches Beispiel für die Verselbständigung einer zwar sachlich unangebrachten, aber prägnant-konkretistischen Bezeichnung. Wort- und bildreich werden die aus dieser Bezeichnung folgenden Implikationen ausbuchstabiert, ohne dass sie selbst noch auf ihre Gegenstandsangemessenheit abgeklopft würde. Zugespitzt könnte man von einer Art »Malen nach Zahlen«-Archäologie sprechen, bei der das Bild, das sich konfigurieren soll, schon von vornherein feststeht, und andere Farben als die durch Zahlen indizierten nicht zugelassen sind.

4 Siehe z. B. die polemische Schärfe in Dirk Krausses (1999) Kritik an Manfred K. H. Eggert oder der von Jörg Biel (Biel/Wahl 2001) an Stefan Burmeister.

5 Diejenigen, die zuweilen genötigt sind, wissenschaftliche Prosa zu verfassen, kennen vielleicht aus dem eigenen Produktionsprozess das Phänomen, dass man sich mit apodiktischen Floskeln wie »zweifellos« etc. selbst Mut zuspricht und sie gehäuft an Stellen gebraucht, an denen man sich der Richtigkeit und Stimmigkeit der eigenen Argumentation so ganz sicher dann doch nicht ist; man versucht, durch Rhetorik das einzulösen, was sachhaltig allein nicht einzulösen ist. Dem Verfasser jedenfalls ist dieses Phänomen durchaus geläufig.

Affirmation durch Rhetorik

Der Anschaulichkeit halber seien einige Beispiele eingeschaltet, die aufzeigen, wie das Ungewisse des Behaupteten durch eine Rhetorik der Bestimmtheit und Entschiedenheit scheinbar wieder wettgemacht wird.[6] So schreibt Dirk Krausse (1999, 344) bezüglich des Goldreifes aus dem Grab von Vix, er sei »sehr wahrscheinlich ganz gezielt als Auftragsarbeit hergestellt« worden. Vagheit (»sehr wahrscheinlich«) wird kombiniert mit einem apodiktischen Duktus (»ganz gezielt«) – der Gehalt dieses Satzes ist derselbe wie der des folgenden: »Der Goldreif wurde wahrscheinlich als Auftragsarbeit hergestellt«, durch die rhetorische Aufwertung erhält er jedoch eine Nachdrücklichkeit, die eine Präzision und Sicherheit des Behaupteten prätendiert, die sachlich insofern nicht gedeckt ist, als die in Anspruch genommene Differenzierung nicht begründet wird. Sie erweist sich damit als Pseudodifferenzierung, und eine solche Rhetorik suggeriert, das Gesagte sei mehr, als es ist. Dieselbe Figur liegt der folgenden, auf den Hochdorfer Bronzekessel bezogenen Aussage von Werner Gauer (2002, 187) zugrunde: »Es kann kein Zweifel bestehen, dass der Kessel von Hochdorf so etwas wie ein Auftragswerk ist (…)«. Gauer erklärt den Kessel kategorisch – »kein Zweifel« – für ein Auftragswerk, schränkt dies aber wieder ein und nimmt mit dem Zusatz »so etwas wie« die soeben gesetzte Bestimmtheit wieder zurück.[7]

Verbreitet ist ferner die rhetorische Figur, ein behaupteter Sachverhalt lasse »sich keineswegs ausschließen«, in welcher auch wieder das Entschlossenheit verheißende »keineswegs« zum Vorschein kommt. Diese Figur suggeriert, der Nichtausschließbarkeit komme der Stellenwert eines positiven Beleges für die Geltung des Behaupteten zu. Hierzu ein erstes Beispiel, das eines etwas längeren Vorlaufs bedarf. Ein für die sozialhistorische Deutung des Hochdorfer Grabes wichtiges Geräteensemble ist das sogenannte Schlachtgerät (Krausse 1999), bestehend aus einem großen Beil, einem Messer mit langer gerader Schneide, einer Eisenspitze sowie einem Geweihgerät. Krausse sieht in diesem Ensemble nicht nur profane Metzgerwerkzeuge, vielmehr sei es auch bei Tieropfern verwendet worden und deshalb ein Indiz für eine priesterliche Funktion des Toten, die seine Ansprache als Herrscher rechtfertige, dessen Macht sich unter anderem durch »die theokratische Vereinigung von politischer und religiöser Führerschaft« (Krausse 1996, 352) legitimierte. Begründet wird diese Deutung unter anderem mit der Ungewöhnlichkeit der Beigabe solcher Gerätschaften und ihrer Beschränkung auf »Fürstengräber«. Zu dieser Deutung vier kurze Anmerkungen.

---

6 Dass die zur Illustration ausgesuchten Zitate als eine Art Stilblütenlese missdeutet werden könnten, ist allein der Kürze dieses Beitrags geschuldet, aufgrund derer er eher pointiert als ausgewogen formuliert ist und notgedrungen nur wenige Textstellen aus einer kleinen Auswahl von Texten berücksichtigen kann. In einer umfangreicheren Darstellung würde auch deutlich werden, dass die konstatierten sprachlichen Auffälligkeiten weniger den Autoren selbst anzulasten sind als vielmehr dem, um noch einmal Hegel zu bemühen, »Äther«, dem geistigen Klima der Modell- und Theoriebildung, dem sie entstammen.

7 Man könnte monieren, Gauer als Vertreter der Klassischen Archäologie könne kaum als Beispiel für eine von der Hallstattforschung geprägte Denkweise in Anspruch genommen werden. »Hallstattforschung« soll aber hier nicht in dem engen Sinne tradierter Denkmuster einer bestimmten Schule (was sie sicher auch ist) verstanden werden, sondern eben im Sinne des angeführten »Äthers«.

1) Gegen eine Verwendung des Schlachtgerätes in außeralltäglich-kultischen Zusammenhängen ließe sich anführen, dass an den Gegenständen selbst ein außeralltäglicher Gebrauch oder eine kultische Bedeutsamkeit durch nichts angezeigt ist. Abgesehen von der beeindruckenden Größe des Beiles, die aber funktional erklärt werden kann, sind sie in keiner Weise herausgehoben gestaltet, was grabimmanent eine bemerkenswerte Differenz zu anderen Beigaben wie Bronzemöbel, Kessel oder Wagen bedeutet, ganz zu schweigen von den goldenen bzw. goldverzierten Objekten. Außerdem lag das Ensemble zusammen mit dem Speiseservice auf dem Wagenkasten, und diese Kombination spricht zunächst ebenfalls für eine profane Verwendung.[8]

2) »Da Beile des Hochdorfer Typs nahezu ausschließlich in Prunkbestattungen nachweisbar sind, wird man diese Objekte nicht als simple Gebrauchswerkzeuge deuten wollen« (Krausse 1999, 354). Die dieser Aussage zugrunde liegende Regel könnte man mit den Worten paraphrasieren: »Beigaben, die nur in (hallstattzeitlichen) Prunkbestattungen vorkommen, sind keine simplen Gebrauchsgeräte«. Dies ist sicher eine übermäßige Vereinfachung, die verkennt, dass nicht nur die Beigabe ungewöhnlicher, nicht »simpler« Gegenstände eine Funktion des Prunkcharakters eines Grabes sein kann, sondern auch die Reichhaltigkeit des Inventars insgesamt.[9] Ein Blick auf die drei erhaltenen Nach- bzw. Nebenbestattungen in dem Hochdorfer Grabhügel bestätigt diese Überlegung, denn den Ausstattungen dieser Gräber (siehe Biel 1985a) ist einzig gemeinsam, dass sie je zwei Fibeln enthalten, ansonsten finden sich nur Gegenstände, die in den jeweils anderen beiden Gräbern nicht anzutreffen sind: In Grab 2 ein Halsreif und zwei Lanzenspitzen, in Grab 3 ein Rasiermesser, in Grab 4 ein Messer und ein Gürtelblech. Vergleicht man die Ausstattungen dieser drei Gräber mit der des Zentralgrabes, dann ergibt sich das folgende Bild: Das Zentralgrab enthält wie Grab 4 ein Eisenmesser und ein Gürtelblech, wie Grab 3 ein Rasiermesser und wie Grab 2 einen Halsreif, der freilich wesentlich schlichter gestaltet ist und nicht aus Gold, sondern aus Bronze besteht.[10] Mit Ausnahme der Lanzenspitzen waren Vertreter der aus den Nach- bzw. Nebenbestattungen geläufigen Objektklassen auch in dem Zentralgrab vorhanden, was zeigt, dass sich dessen Reichtum eben auch in der Reichhaltigkeit des Beigabenspektrums manifestiert, nicht allein in wertvollen und außergewöhnlichen Objekten. Insofern ließen sich die Bestandteile des »Schlachtgerätes« auch als Ausdruck dieser Reichhaltigkeit und damit als Gebrauchswerkzeuge deuten, wie auch andere Gegenstände aus dem Grab, zum Beispiel das Rasiermesser, die Pfeile oder die Angelhaken.[11] Konsultiert man die von Krausse (1996, 436 f.) erstellte Liste vergleichbarer spät-

8 Siehe auch Biel 2009, 169: »Es liegt auf dem Wagenkasten jedoch an wenig prominenter Stelle und wird teilweise von den Bronzegeschirren ver- und überdeckt. Wegen des recht häufigen Vorkommens von Fleisch- und Hiebmessern und auch Beilen in Gräbern möchte ich an einer kultischen Deutung dieser Gegenstände zweifeln«.

9 Siehe die Operationalisierung dieses Sachverhaltes in Burmeister 2000, 128–139; kritisch hierzu Jung 2003.

10 Eine Ausnahme stellt das Gefäß mit Leichenbrand aus Grab 4 dar, das wohl nicht als reguläre Beigabe einzustufen ist, sondern dem Grab eher den Charakter einer Doppelbestattung verleiht.

11 In diesem Sinne deutet Biel (1985b, 65) die Angelhaken, deren Auffindung in eisenzeitlichen Gräbern »völlig ungewöhnlich« ist, als Ausdruck einer Idiosynkrasie des Toten: »Da das Angeln kaum die herrschaftliche Bedeutung der Jagd hatte, die wir aus vielen Kulturen kennen, dürfen wir hier durchaus eine echte Passion vermuten« (ebd. 66).

hallstatt- und frühlatènezeitlicher Beile, dann relativiert sich außerdem die Aussage, sie seien »nahezu ausschließlich« Prunkbestattungen vorbehalten.

3) Zum Beleg eines Gebrauchs des Beiles bei Opferhandlungen verweist Krausse auf Darstellungen auf Bronzegefäßen aus Sanzeno, Eppan und Sesto Calende. Leonie Koch (2002, 70) hat dagegen gezeigt, dass die Szenen auf den Gefäßen von Eppan und Sanzeno keine Opferhandlungen abbilden, vielmehr handele es sich um ein an italische Vorbilder angelehntes »standardisiertes Bildmotiv der Jagd«. Auch sei zweifelhaft, ob die italischen Situlen von Sesto Calende Tieropfer zeigen, da auch hier der Reiter eher auf eine Jagd verweise (ebd.).

4) Manfred Eggert (2007, 287) hat zu der Interpretation der fraglichen Objekte als Hinweis auf eine priesterliche Funktion des Toten angemerkt, sie übersehe, »dass normalerweise jedwedes Haupt einer Verwandtschaftsgruppe solche Funktionen ausübt; sie vermögen folglich nichts darüber Hinausgehendes« über die soziale Position des Toten auszusagen. Eggerts Vorstellung der späthallstattzeitlichen Gesellschaft als einer segmentären hält Krausse (1999, 356) für widerlegt, »denn nach den Ergebnissen der analytischen Ethnologie ist das Priesterhäuptlingstum typisch für ›agricultural societies with political integration beyond the local community‹ (Winkelman 1996, 1107)«. Ganz abgesehen von der verkürzten und sinnentstellenden Wiedergabe der Ausführungen Winkelmans, auf die Ulrich Veit (2000, 557) aufmerksam gemacht hat, setzt Krausse hier »typisch« mit »ausschließlich« gleich, und nur aufgrund dieser Gleichsetzung kann er von einer »Widerlegung« der Annahme Eggerts sprechen; diese Gleichsetzung passt im Übrigen zu der oben angesprochenen »Alles oder Nichts«-Rhetorik, in der Zwischentöne keinen Platz haben. Selbstverständlich können auch die Anführer segmentärer Gruppen sakrale Funktionen übernehmen – selbst wenn der Nachweis gelänge, dass die Schlachtgeräte dem Töten und Zerteilen von Opfertieren dienten, wäre man daher der Beantwortung der von Krausse in einem Aufsatztitel gestellten Frage: »Der ›Keltenfürst‹ von Hochdorf: Dorfältester oder Sakralfürst?« (Krausse 1999) nicht näher gekommen.

Soweit zu dem Hintergrund einer Aussage Krausses, die sich der Figur des »keineswegs auszuschließenden« Sachverhaltes bedient: »Ausgehend von der zentralen Bedeutung, die dem Beil in der Antike als Opfergerät zukam, läßt sich keineswegs ausschließen, daß die Hochdorfer ›Schlachtgeräte‹ zumindest nicht nur bei profanen Viehschlachtungen benutzt wurden, sondern auch bei der Opferung von Haus- bzw. Wildtieren Verwendung fanden« (Krausse 1996, 306).[12] Dass man sie nicht ausschließen kann, bedeutet für eine Hypothese die denkbar schwächste Geltungsbegründung, die dann bemüht werden muss, wenn es keine positiven Belege für ihre Gültigkeit gibt; als bloß residuale ist sie überhaupt nur der Grenzfall einer Begründung. Misslich an Krausses Behauptung ist die ihr inhärente Beweislastumkehr: Nicht er hat den Nachweis der Gültigkeit seiner Hypothese anzutreten, die Beweislast liegt vielmehr bei demjenigen, der aus Plausibilitätserwägungen heraus eine ausschließlich profane

12 Bezüglich des Beiles aus dem spätlatènezeitlichen Grab 1178 der Nekropole von Wederath bemerkt Alfred Haffner (1989, 183), ein Gebrauch desselben bei Opferhandlungen sei »nicht auszuschließen«, ohne eine Verwendung bei »profaner« Schlachtung und Fleischzerteilung überhaupt in Erwägung zu ziehen, möglicherweise aufgrund der starken Abnutzung. Eine Funktion als Waffe erachtet er als unwahrscheinlich (ebd. 186 Anm. 18) und spricht das Beil als Holzbearbeitungswerkzeug an.

Verwendung für wahrscheinlicher hält. Was könnte ein wirklich scharfes Kriterium sein, bei dessen Erfüllung man nicht mehr erwidern könnte: »Aber ganz ausschließen lässt es sich eben doch nicht«? Ein solches ist nicht vorstellbar, und mit seinem Beharren unterläuft Krausse die Logik des besseren Argumentes und betreibt der Sache nach einen Verifikationismus, der mit seiner Berufung auf die Forschungslogik Poppers nur schwer zu vereinbaren ist.[13]

Ganz ähnlich argumentiert Franz Fischer. Zunächst zur Einbettung: »Jedenfalls wird man kaum bezweifeln wollen, daß die ›Fürstengräber‹ des 6. und 5. Jahrhunderts v. Chr. im westlichen Mitteleuropa – ungeachtet aller Abgrenzungsprobleme im Einzelfall – für Persönlichkeiten geschaffen wurden, deren sozialer Rang nicht geringer gewesen sein kann als jener der viele Generationen jüngeren, von Caesar und anderen bezeugten *principes* und *nobiles*« (Fischer 2000, 224). Die Bestimmung des sozialen Ranges eines Individuums ist erst einmal nur innerhalb der jeweiligen sozialen Bezugssysteme aussagekräftig, und erst wenn deren Analogisierbarkeit festgestellt worden ist, kann man den Rang der Individuen miteinander vergleichen. Gemeinsamkeiten und Unterschiede des späthallstattzeitlichen und spätlatènezeitlichen Gesellschaftssystems sind aber ja gerade das, was erschlossen werden soll – hier wird ihre Erschlossenheit und ihre Analogisierbarkeit jedoch vorausgesetzt, ohne dass noch diskutiert würde, wie die Vergleichbarkeit überhaupt eingerichtet werden kann. Dies wird übergangen, und der Einschub »ungeachtet aller Abgrenzungsprobleme im Einzelfall« legt nahe, die Abgrenzungsprobleme im Allgemeinen seien gelöst. Fischer fährt fort: »Zwar können wir nicht wissen, ob manche der gallischen Aristokraten, die Caesar namentlich überliefert, auf die Frage nach dem einen oder anderen ihrer Vorfahren auf eines der

13 Auf die Diskrepanz zwischen verifikationistischen Tendenzen in der Arbeit Krausses und dem Verweis auf Popper hat schon Christiane Frirdich (1999, 313) hingewiesen. Krausses Untersuchung des Trink- und Speiseservice aus dem Hochdorfer Grab ist ein Popper zugeschriebenes Motto vorangestellt, welches lautet: »Hypothesen sind Netze; nur der wird fangen, der auswirft« (Krausse 1996, 11). Tatsächlich stammt es von Novalis, und Popper verwendete es seinerseits als Motto seiner »Logik der Forschung« (Popper 1989). Vollständig lautet das doppelte Distichon:
»Hypothesen sind Netze, nur der wird fangen, der auswirft.
Ist nicht America selbst durch Hypothese gefunden?
Hoch und vor allem lebe die Hypothese – nur sie bleibt
Ewig neu, so oft sie sich auch selbst nur besiegte« (Novalis 1984b, 518).
Es ist forschungslogisch insofern nicht ganz unproblematisch, als in ihm vereinseitigend der Aspekt der Hypothesenbildung hervorgehoben wird, ohne dass dem komplementären der Hypothesenüberprüfung Rechnung getragen würde – Amerika wurde eben nicht nur aufgrund einer Hypothese entdeckt (noch dazu einer unrichtigen), sondern aufgrund ihrer Überprüfung. Fangen wird, um in dem Bild zu bleiben, nur derjenige, der das Netz auch einholt. Inwieweit sich in Novalis' Distichon die frühromantische Abwendung vom philosophischen Systemdenken und das Austesten des Fragmentes als Kunstform spiegelt, ob insbesondere bei ihm selbst die Fragmentform ein Letztes oder doch nur etwas Transitorisches ist, kann hier nicht erörtert werden. In der Aphorismensammlung »Blüthenstaub«, deren Gestalt als ganze der Fragmentform verpflichtet bleibt, finden sich jedenfalls Gedanken, die das Empirische als Korrektiv des Spekulativen ins Recht setzen, so etwa der Aphorismus 21: »Genie ist das Vermögen von eingebildeten Gegenständen, wie von wirklichen zu handeln, und sie auch wie diese zu behandeln. Das Talent darzustellen, genau zu beobachten, zweckmäßig die Beobachtung zu beschreiben, ist also vom Genie verschieden. Ohne dieses Talent sieht man nur halb, und ist nur ein halbes Genie; man kann genialische Anlage haben, die in Ermangelung jenes Talents nie zur Entwickelung kommt« (Novalis 1984a, 433). Wichtig ist hier die Komplementarität von Genie einerseits und Beobachtungs- und Beschreibungstalent andererseits, die sich tatsächlich mit Popper in das Modell von Hypothesengenerierung und Hypothesenüberprüfung übersetzen ließe.

späthallstättischen oder frühlatènezeitlichen ›Fürstengräber‹ gewiesen hätten, doch läßt sich die Möglichkeit keineswegs ausschließen« (ebd.). In beiden Fällen, bei Krausse wie bei Fischer, wird die Nichtausschließbarkeit der genannten Sachverhalte nicht einfach nur konstatiert, sie hat darüber hinaus den Status eines Argumentes. Das ungeschützt Spekulative wird rhetorisch kaschiert, es handelt sich um Sätze, die empirisch nicht überprüfbar sind und daher keinen Beitrag zum Erkenntnisfortschritt leisten können. In der vorliegenden Formulierung hat das von Fischer Ausgeführte die Nachdrücklichkeit eines berechtigten Einwandes und behält so gewissermaßen das letzte Wort gegenüber der zuvor zutreffend konstatierten Nichtwissbarkeit.[14]

Ein weiteres Beispiel für diese Sprachfigur. Zunächst wieder der Vorlauf: Die Ansprache des Glaubergs als »Olympia des Nordens« rechtfertigt Fritz Rudolf Herrmann (2005, 27) mit den Worten: »Denn angesichts des Stromes von Gütern aus dem Mittelmeerraum in das nordalpine keltische Gebiet, der verschiedentlich nachgewiesenen engen Verbindungen und der Übernahme von Sitten und Kunstformen weigern wir uns zu glauben, dass dieser Verkehr nur auf das Materielle beschränkt war und nicht ebenso geistige und religiöse Vorstellungen in den Norden ausstrahlten und übernommen wurden. Insofern ist ein Vergleich mit antiken Heiligtümern und dem dortigen Geschehen naheliegend«. Der die Fürstensitzforschung grundierende Dogmatismus wird selten so unverhohlen artikuliert wie in dieser ausdrücklichen Weigerung, etwas anderes als die Lehrmeinung auch nur in Erwägung zu ziehen, und der aus dieser Weigerung abgeleiteten Folgerung, ein Vergleich mit antiken Heiligtümern wie dem von Olympia sei nahe liegend. Wie fragwürdig eine solche Übertragung ist, hat Egon Flaig (1999, 110) am Beispiel der vermeintlichen Hellenisierung der römischen Kultur dargelegt: »Die angebliche Akkulturation (…) der römischen Oberschicht ergibt sich aus dem Zerrspiegel der materiellen Überreste, d. h. v. a. des archäologischen Befundes: Römische Architektur und Kunst übernahmen vieles aus der hellenistischen; und das hat sich erhalten. Die total verschiedenen kulturellen Praktiken dagegen sind mit den sie ausübenden Menschen vergangen. Aber sie machen die Kultur aus, nicht die dinglichen Überreste«. Im Falle des Glaubergs kann man jedoch nicht einmal von einer Übernahme mediterraner Bauformen sprechen, insofern ist hier selbst die Grundlage der von Flaig aufgezeigten Fehlinterpretation nicht gegeben, und dennoch erblickt Herrmann am Glauberg den auf griechische Vorbilder zurückzuführenden Ort eines Ahnengrabes mit angeschlossenem Heroon, an welchem Leichenspiele und Wettkämpfe stattfanden, aus denen sich schließlich periodisch veranstaltete Festspiele entwickelten. »An einem solchen Platz ist auch ein Orakel zu erwarten, und dass hier Versammlungen und Rechtsprechung stattfanden, ist sowieso wahrscheinlich« (Herrmann 2005, 27). Die postulierte Analogie wird ausbuchstabiert, und bezeichnend ist das begründungsheischende »sowieso«, das auf eine nicht weiter explikationsbedürftige Selbstverständlichkeit verweist. Hinsichtlich der Frage nach der Größe des Einzugsbereiches des Olympias in der östlichen Wetterau denkt Herrmann an den Machtbereich des daselbst bestatteten »Fürsten«, obwohl der Einzugsbereich des Glaubergs als politisches Zentrum nicht mit dem eines Kultzentrums identisch gewesen sein muss. Welche Indizien gibt es

14 Selbst wenn uns bekannt wäre, dass die von Caesar Genannten die in den »Fürstengräbern« Bestatteten als ihre Vorfahren ansahen, wüssten wir damit noch nicht, ob sie dies auch mit Recht taten oder ob sie einen genealogischen Zusammenhang bloß konstruierten.

für die Größe des fürstlichen Machtbereiches? Herrmann verweist, »mit aller Vorsicht« immerhin, auf Überlegungen von Manfred Rösch, denen zufolge die Herkunft der Pollen aus der Glauberger Schnabelkanne etwas über diesen Machtbereich aussagen könnte – man hätte sich demnach die Abgabe von Honig aus den verschiedenen Regionen dieses Bereiches als eine Art Tributleistung an den Herrscher zu denken.[15] Herrmanns Folgerung lautet nun: »Zumindest also für diesen Bereich wäre die Anlage am Glauberg das kultische Zentrum gewesen, wobei keineswegs auszuschließen ist, dass es für ein viel größeres Gebiet und mehrere Herrschaftsbereiche gegolten hat« (ebd.). Wieder deutet die Formel »keineswegs auszuschließen« einen Sachverhalt an, für den es bei Lichte besehen keine Evidenz gibt, und wieder wird diese Nichtausschließbarkeit implizit zu einer Art Argument gewendet.[16]

Affirmation durch Berufung auf Forschungstradition

Der autoritäre sprachliche Gestus des Jargons zeigt sich in den angeführten apodiktischen Formulierungen, in dem barschen Ton, mit welchem Kritiker abgekanzelt werden sowie in einem weiteren Phänomen, einer zuweilen fast an Heldenverehrung gemahnenden Haltung der Berufung auf wissenschaftliche Autoritäten. Sprechendes Beispiel für derartige Tendenzen ist ein Text von Jörg Biel mit dem Titel: »›Fürstensitze‹. Das Modell Wolfgang Kimmigs vor dem Hintergrund neuer Ausgrabungs- und Forschungsergebnisse«. Ein einleitendes Resümee der Forschungsgeschichte beschließt der Verfasser mit den Worten: »Damit möchte ich zur Gegenwart überleiten und hier eine, natürlich recht persönlich geprägte Wertung vornehmen« (Biel 2007, 239). Die Wertung bemüht sich von vornherein nicht um Objektivität, und der Leser findet sich daher immer wieder mit Behauptungen konfrontiert, deren Begründung allenfalls angedeutet, aber nicht ausgeführt wird. So wird zu einer etymologischen Studie von Raimund Karl (2005) zu dem Begriff »Fürst« bemerkt, dass dieser »meines Erachtens in seiner Einschätzung vollkommen fehlgeht«. Und warum? Dazu heißt es lapidar: »Ich möchte diesen Punkt hier nicht weiter ausführen; aus meiner Sicht führen diese Begriffsdiskussionen etwas am Thema vorbei und sind ›Nebenkriegsschauplätze‹« (Biel 2007, 239). Die Frühlatènesiedlung in Hochdorf, für die Biel anfangs auch eine späthallstattzeitliche Phase annahm, worauf sie zum »Landsitz des Fürsten« erklärt wurde, ging wegen chronologischer Unstimmigkeiten dieser Bezeichnung zwar wieder verlustig, jedoch: »Ich halte die ursprünglich von mir gewählte Bezeichnung für gar nicht so abwegig, möchte dies in diesem Zusammenhang jedoch nicht weiter ausführen« (ebd. 243). Ohne auch nur den Anschein einer Begründungsleistung werden Einschätzungen und Werturteile verkündet, während die Beurteilung Kimmigs hagiographische Züge annimmt: »Aus heutiger Sicht halte ich den Aufsatz Kimmigs für eine geniale und richtungsweisende Interpretation verschiedenster

15 Siehe hierzu auch Eggert 2007, 291.

16 Es überrascht nicht, wenn ein derart mit plakativen Schlagworten gespickter Beitrag eine dankbare Vorlage für populäre Darstellungen wird. Im Titel einer solchen von Frank Thomas Lang (2009) verschwindet das in Herrmanns Titel enthaltene Fragezeichen (»Glauberg – Olympia des Nordens oder unvollendete Stadtgründung?«) zugunsten eines Ausrufezeichens (»Olympia des Nordens!«), der Untertitel goutiert die »spektakuläre Interpretation«, und Herrmanns Ausführungen befeuern in dem Text selbst die Fantasie des Verfassers in abenteuerlichster Weise.

archäologischer Beobachtungen, die sich in der Folge durch neue Funde und Befunde in glänzender Weise bestätigt hat« (ebd. 244). Bekanntlich formulierte Kimmig drei Kriterien, die erfüllt sein müssen, damit eine späthallstattzeitliche Höhensiedlung als »Fürstensitz« angesprochen werden kann: Eine Anlage nach dem Modell von Akropolis bzw. Arx und Suburbium, das Vorhandensein mediterraner Importgüter sowie in der Umgebung gelegene »Fürstengräber«. Nur ein Beispiel dafür sei genannt, wie neue Funde und Befunde in dieses Schema eingetragen werden. Hinter dem Kriterium einer Anlage nach dem Modell von Akropolis und Suburbium (also Burg und Unterstadt) steht die auf Armin von Gerkan zurückgehende, lange Zeit die Lehrmeinung ausmachende Vorstellung einer Akropolis als Sitz des Herrschers.[17] Von Gerkan (1924) ging in seinem Standardwerk »Griechische Städteanlagen« von einer konstanten Siedlungsweise der Adelsgesellschaft seit mykenischer Zeit aus, nämlich auf einer Akropolis. Demnach wäre auch die nachmykenische Akropolis ein Herrschersitz gewesen, der zum Ausgangspunkt der Stadtwerdung wurde. Mit diesem durch neuere Untersuchungen von Astrid Wokalek (1973, 13–28) und Franziska Lang (1996, 25) widerlegten Modell war, so ist zu vermuten, von Gerkan mittelbar oder unmittelbar auch Stichwortgeber für das Fürstensitzmodell.[18] Nur unter der Voraussetzung seiner Annahme, dass auf der Akropolis der Herrscher residierte, kann die Binnengliederung einer Siedlungsstätte in eine erhöhte Burg und eine befestigte oder unbefestigte Flachsiedlung einen indikatorischen Wert für die Identifikation einer Anlage als Fürstensitz haben; dies ist der materiale Gehalt, der dem von Kimmig postulierten Kriterium seine Berechtigung verleiht. Biel (2007, 245) aber appliziert es rein mechanistisch auf die Befunde: »Das Kriterium Arx – Suburbium ist beim Glauberg klar gegeben, wobei allerdings noch offen ist, mit welchen Funktionen die beiden Areale ausgestattet waren« – wenn jedoch bezüglich der Funktionen Unklarheit herrscht, dann ist eben auch das Kriterium nicht erfüllt oder genauer: Es ist lediglich formal, durch eine bloße Subsumtion unter Kategorien erfüllt, nicht aber material. Was die »glänzende Bestätigung« von Kimmigs »genialer und richtungsweisender Interpretation« angeht, sei auf einen anderen, ebenfalls die von Kimmigs Modell angestoßenen Forschungen resümierenden Text Biels verwiesen. In diesem heißt es, Kimmig habe 1969 verschiedene Anlagen beschrieben, »bei denen diese Kriterien [zur Identifikation eines Fürstensitzes, M. J.] festgestellt wurden und andere, bei denen sie vorauszusetzen waren. Dieses Konzept hat sich durch Neuentdeckungen, wie etwa griechischer Keramik auf dem Breisacher Münsterberg, immer wieder bestätigt« (Biel 2005, 7). Es ist jedoch ein Zirkelschluss, wenn die Befunde, die mit Hilfe der drei Kriterien überhaupt erst im Sinne des Fürstensitzmodells kategorisiert wurden, zugleich als Bestätigung dieses Modells gewertet werden, so als bedeuteten sie eine unabhängige Evidenz. Was als Bestätigung verbucht wird, erweist sich als Immunisierung und Dogmatisierung des Modells.[19]

Biel thematisiert auch die zum Beispiel von Wolfram Schier kritisierte Eigendynamik der Deutung Kimmigs, welche »die quellenkritische Sorgfalt und Stringenz der Argumentation immer entbehrlicher werden ließ« (Schier 1998, 495). Hierzu merkt Biel an: »Dies ist übrigens ein Kritikpunkt, der bei Manfred K. H. Eggert auch immer

17 Siehe hierzu auch Jung 2010, 113.

18 Im Hinblick auf die Heuneburg nimmt Wolfgang Dehn (1957, 95) ausdrücklich Bezug auf von Gerkan.

19 Denselben Zirkelschluss, übrigens auch bezüglich der Identifzierung des Breisacher Münsterberges als »Fürstensitz«, hat Eggert (1983, 746) bereits bei Heinrich Härke (1983) moniert.

wieder deutlich wird, den man aber keinesfalls generell so stehen lassen kann. Auch die Argumentation Kimmigs ist im Einzelnen quellenkritisch oft rein spekulativ, im Gesamten aus meiner Sicht jedoch genial oder genialisch, während es manchen seiner Kritiker doch etwas an Sachkenntnis zu fehlen scheint« (Biel 2007, 244). Die Kritik an der mangelnden quellenkritischen Sorgfalt Kimmigs wird nicht zu widerlegen versucht, wie man es nach der Ankündigung, man könne sie »keinesfalls generell so stehen lassen« erwarten würde, sondern das Kritisierte wird ins Affirmative gewendet: Es bedarf ihrer nicht, weil das Gesamte der Argumentation »genial oder genialisch« ist – gleichzeitig wird die mangelnde Sorgfalt, über die bei Kimmig hinweggesehen werden könne, seinen Kritikern in Gestalt fehlender Sachkenntnis zum Vorwurf gemacht. Auf der einen Seite steht Kimmig, der verdiente Forscher, der sich ob der Genialität seiner Entwürfe um Quellenkritik nicht zu kümmern braucht, auf der anderen stehen die inferioren Kritiker, die zu großen Entwürfen nicht in der Lage sind und Quisquilienforscher bleiben, obgleich es ihnen eigentlich auch dazu an der nötigen Sachkenntnis gebricht. Einzig Schiers Kritik lässt Biel gelten, da es sich »um einen der wenigen konstruktiven Ansätze handelt« (ebd.).[20] Kritik wird nur dann ernst genommen, wenn der Kritiker zugleich einen konstruktiven Gegenentwurf zu dem kritisierten Modell anzubieten hat, und so hat ja auch Krausse Eggert vorgeworfen, kein konsistentes Gegenmodell vorgelegt zu haben, weshalb »die sog. kulturanthropologische Archäologie Eggerts mit ihren hybriden und utopischen Ansprüchen, die nur als leere Worthülsen Realität werden konnten, gescheitert ist« (Krausse 1999, 356) – als ob die Eliminierung falscher Hypothesen nicht ein wissenschaftliches Kerngeschäft wäre. Darüber hinaus ist es aber auch noch sehr die Frage, ob die Forderung, die Forschung müsse in ein einfaches Modell münden, das sich schlagwortartig verdichten lässt, ihre Berechtigung hat – ist es Aufgabe des Archäologen, ein solch umfassendes Bild der Vergangenheit zu zeichnen, das sich, wie dies Kimmig von Biel zugestanden wird, auch über die Fakten hinwegsetzen kann? Dies rührt unmittelbar an der Narrativitätsproblematik, denn was Eggert vorgeworfen wird, ist letztlich, keine vergleichbar suggestive, weit ausgreifende und geschlossene Erzählung wie Kimmig verfasst zu haben. Dass eine solche prinzipiell möglich und auch der angemessene Darstellungsmodus für die Geschichte der Hallstattzeit ist, wird einfach vorausgesetzt.

Die Ausführungen von Biel mögen in ihrer Unverblümtheit als extremes Beispiel erscheinen, und um aufzuzeigen, dass die in ihnen sich dokumentierenden Dogmatisierungs- und Immunisierungstendenzen ein allgemeines Phänomen dieses Stranges der Hallstattforschung sind, sollen ähnliche Tendenzen in einem sprachlich diskreteren und argumentativ elaborierteren Text gezeigt werden, nämlich der in Band XI der Heuneburgstudien veröffentlichten, abschließenden Betrachtung Franz Fischers mit dem Titel »Zum ›Fürstensitz‹ Heuneburg«. Nur ein Aspekt sei herausgegriffen, der für die Narrativitätsproblematik von besonderem Interesse ist, nämlich Fischers Restituierung der auf Kimmig zurückgehenden Vorstellung einer Kontinuität der Sozialstrukturen von der Späthallstatt- zur Spätlatènezeit.[21] Bei Kimmig selbst heißt es hierzu: »Diese

20 Ein Bemühen um »konstruktive Lösungen«, das ihn von dem »rein destruktive[n] Kritiker« Eggert unterscheide (Biel/Wahl 2001, 508), ist denn auch das Einzige, was Biel in seiner ansonsten galligen Rezension Burmeister zugute halten kann.

21 Zu Fischers Überlegungen zum Gründungsakt der Heuneburg und seinem Verweis auf Aristoteles zur Bestimmung des Verhältnisses von Verfassung und Stadtanlage Jung 2010.

[von Caesar beschriebenen, M. J.] spätkeltischen Führer präsentieren sich vielmehr ihrer ganzen soziologischen Struktur nach als eine allmählich gewachsene und zur Macht gelangte Adelsschicht, als deren Vorfahren man ohne Zwang jene späthallstättischen und frühlatènezeitlichen ›Fürstengeschlechter‹ ansehen kann, auch wenn diese sich in den Jahrhunderten zwischen 300 und 100 infolge veränderter Grabsitten in den Bodenfunden nicht mehr nachweisen lassen« (Kimmig 1969, 95). Als Beispiele solcher Führer nennt er Vercingetorix, Dumnorix, Indutiomarus und Vercassivellaunus. Zieht man die einschlägigen Stellen bei Caesar heran (Kimmig nennt keine Belegstellen), dann erweist sich die Hypothese, dass diese vier keltischen Führer sich »ihrer ganzen soziologischen Struktur nach als eine allmählich gewachsene und zur Macht gelangte Adelsschicht« darstellen, nicht als überzeugender denn eine konkurrierende Hypothese, der zufolge die Bedeutung der genannten Führer vor allem aus der außeralltäglichen Krisensituation der Konfrontation mit den Römern erwuchs und sich weniger der Zugehörigkeit zu einer gewachsenen Adelsschicht verdankte. Als Nachweis der Existenz eines späthallstattzeitlichen Adels taugen Caesars Mitteilungen jedenfalls nur sehr bedingt, und die Behauptung, Angehörige eines solchen Adels könnten »ohne Zwang« als Vorfahren der von Caesar erwähnten keltischen Führer betrachtet werden, wäre nur dann einleuchtend, wenn im Fundmaterial eine Kontinuität zu erkennen wäre. Das aber ist nicht der Fall, wie Kimmig auch ausdrücklich einräumt.[22]

Fischer differenziert insofern, als er neben der Herkunft aus einer vornehmen Familie auch die Eigenleistung des Individuums betont, die zum Erreichen einer bestimmten Statusposition erforderlich war. Er verweist auf Vercingetorix, den er mit Caesar folgendermaßen charakterisiert: »Zugehörigkeit zu einer der ersten Familien der Arverner und trotz junger Jahre schon von großem, Kraft der Persönlichkeit erworbenem Ansehen; die erst im Verlauf des internen Ringens um Gergovia erfolgte Ausrufung zum *rex* wirkt als konsequente Steigerung« (Fischer 2000, 221). Diese Darstellung kann aber auch gerade als Bestätigung einer Deutung gelesen werden, der zufolge Vercingetorix seine Statusposition vor allem aufgrund einer außeralltäglichen Konfliktsituation erlangte, in diesem Falle einem Konflikt mit den Angehörigen seines Stammes. Die landläufige Übersetzung von *rex*, »König«, die in der Argumentationslinie der Vertreter des Fürstenmodells liegt, ist irreführend und lässt nur sehr begrenzt Rückschlüsse auf politische Institutionen zu. So schreibt Caesar, Celtillus, der Vater von Vercingetorix, hatte die Führerschaft (*principatus*) über ganz Gallien inne, wurde aber von seinem eigenen Stamm getötet, weil er nach dem *regnum*, gewöhnlich übersetzt mit »Königswürde«, strebte (Caes. Gall. 7, 4). Diese Stelle erscheint rätselhaft: Wenn Celtillus schon über ganz Gallien herrschte, welchen Reiz sollte dann noch das *regnum* auf ihn ausüben, und weshalb wurde sein Trachten so harsch sanktioniert? Für einen Bürger der Römischen Republik charakterisiert *regnum* im Unterschied zu *principatus* eine illegitime Herrschaftsform, also eine Gewaltherrschaft. Darin liegt die fundamentale Differenz zwischen diesen beiden Begriffen, nicht in Komplexitätsunterschieden der so bezeichneten Herrschaftsverhältnisse. Konsequenterweise unterschlägt Fischer, von wem Vercingetorix zum *rex* ausgerufen wurde, nämlich von einer, wie es bei Caesar heißt, Bande von Habenichtsen und verruchten, verkommenen Gestalten, die Vercingetorix um sich versammelte, nachdem ihn seine Stammesgenossen aus Gergovia vertrieben hatten, und mit denen er nun seinerseits seine Gegner

22 Hierzu ausführlicher Jung 2005.

verjagte (Caes. Gall. 7, 4). Nach Auskunft dieser Quelle war Vercingetorix viel mehr das, was man heute als *warlord* bezeichnen würde, als ein Fürst im Sinne des Repräsentanten einer »allmählich gewachsene[n] und zur Macht gelangte[n] Adelsschicht«. Zwar könnte man einwenden, dass Caesar unmittelbar zuvor von *clientes* des Vercingetorix gesprochen hat, auf welche er bereits zurückgreifen konnte, bevor er die Genannten rekrutierte, doch bleibt zu klären, wie sein Verhältnis zu diesen als *clientes* Bezeichneten beschaffen war. Immerhin bedurften sie offensichtlich der agitatorischen Aufstachelung und waren keine bloßen Befehlsempfänger.

Fischer macht nun Kimmigs Kontinuitätsthese stark: »Räumliche und zeitliche Lücken besagen nicht viel: die Gräber jener germanischen *principes* und *nobiles*, die wir aus der Überlieferung kennen, sind archäologisch nicht als ›Fürstengräber‹ kenntlich und uns deshalb gänzlich unbekannt; Grab- und Bestattungssitten können außerdem wechseln. Der Mangel an mittellatènezeitlichen ›Fürstengräbern‹ in Gallien und östlich des Rheins ist deshalb kein Indiz für ein zeitweises Verschwinden der Aristokratie« (Fischer 2000, 224). Hier findet nun wieder eine Beweislastumkehr statt. Selbstverständlich können die fehlenden mittellatènezeitlichen ›Fürstengräber‹ als Indiz für das Verschwinden einer Aristokratie verstanden werden, selbstverständlich sind aber auch Zusatzbedingungen wie die von Fischer genannten denkbar, die den indikatorischen Wert des Fehlens dieser Gräber einschränken oder aufheben. Diese Zusatzbedingungen sind aber dann erst in Anschlag zu bringen, wenn für sie zeugende Belege auch tatsächlich namhaft gemacht werden können; hier dagegen werden sie im Sinne eines abstrakten Falsifikationsvorbehaltes eingeführt. Zunächst ist die Fundlücke als solche ernst zu nehmen, bei Fischer wird sie jedoch unter der Hand fast zu einem Beleg für die Persistenz eines Adels über sie hinweg. Bezeichnenderweise wird die Möglichkeit eines Wechsels der Grab- und Bestattungssitten ausdrücklich in Rechnung gestellt, nicht aber die eines Wechsels von Sozialstrukturen und Herrschaftsorganisationen.

Affirmation durch Berufung auf Naturwissenschaften

Zurück zum Ausgangspunkt, dem spezifischen Jargon der traditionellen Hallstattforschung. Die modellhaft umrissene sprachliche Physiognomie gründet ganz wesentlich darin, dass Kimmig, auf den das traditionelle Modell späthallstattzeitlicher Sozialstrukturen maßgeblich zurückzuführen ist, und die dieses Modell Fortschreibenden eine in sich geschlossene und kohärente Geschichte dieser Epoche bzw. bestimmter Aspekte derselben erzählen wollen. Den Versuchen einer narrativen Darstellung der Hallstattzeit korrespondiert das Bemühen, diese Periode aus der Vorgeschichte in die Geschichte als der eigentlichen Domäne der Narrativität zu überführen. Ein aktuelles Beispiel hierfür sei mit Krausses Bewertung einer paläogenetischen Untersuchung von elf Proben späthallstattzeitlicher Skelettreste abschließend angesprochen. Da heißt es:

> »Man stelle sich vor, es gelänge z. B. der Beweis, dass in den räumlich kaum 10 km und zeitlich nur ca. eine Generation auseinander liegenden Zentralgräbern von Hochdorf und von Asperg ›Grafenbühl‹, blutsverwandte Männer, womöglich Vater und Sohn oder Onkel und Neffe bestattet worden wären! Ein solcher nach Auskunft der Anthropologen prinzipiell möglicher

> Nachweis wäre zweifellos ein Meilenstein der archäologischen Forschung. Denn einerseits wäre dies ein Indiz für die These, dass die späthallstattzeitliche Elite der Hohenasperg-Region blutsverwandtschaftlich organisiert war, es sich also um Erbhäuptlingstümer oder Erbaristokratien handelte. Andererseits – und dies ist wesentlich entscheidender – würden die archäologischen Quellen damit eine völlig neue Dimension erhalten, denn bisher anonyme Individuen könnten in genealogische Beziehungen zueinander gesetzt werden und somit gleichsam eine historische Qualität erlangen« (Krausse 2005, 65).

Der Nachweis von Blutsverwandtschaft wird hier als Indikator für das Erreichen einer vergleichsweise komplexen sozialstrukturellen Organisationsstufe in Anspruch genommen, zum Beleg einer dynastischen Herrschaftsorganisation wäre freilich eine größere Serie derartiger Nachweise erforderlich. Insgesamt ist diese Passage beredter Ausdruck der hochfliegenden Erwartungen, die sich mit einer Klärung der genealogischen Verhältnisse verbinden. Weshalb sollte die Kenntnis der Verwandtschaftsverhältnisse – von denen ohnehin erst einmal nur der Aspekt der Deszendenz zu erfassen ist, derjenige der Allianz aber wenn überhaupt nur vermittelt über Abstammungsverhältnisse – das Erlangen historischer Qualität bedeuten? Und warum sollte dadurch die bisherige »Anonymität« der Toten aufgehoben werden? Faktisch analysiert wurde die mitochondriale DNA, die Rückschlüsse auf das Vorliegen einer Verwandtschaft über die mütterliche Linie gestattet, und die Untersuchung hatte zum Ergebnis, »dass die bisher analysierten Sequenzmuster (…) bei den Männern aus den luxuriös ausgestatteten Zentralgräbern von Hochdorf und Asperg ›Grafenbühl‹ (…) völlig identisch sind« (Krausse 2005, 65). Laut den die Untersuchung durchführenden Anthropologen ist dieses Verfahren aber nur zur Analyse von »Verwandtschaft auf einer bevölkerungsbiologischen Ebene« (Hummel et al. 2005, 68) geeignet, und nicht für die von »Verwandtschaft als Zusammengehörigkeit von Individuen im engeren, genealogischen Sinne« (ebd. 67) – genau so interpretiert Krausse aber das Ergebnis, wenn er um der Aufrechterhaltung der These »einer erbaristokratischen Gesellschaftsstruktur der späthallstattzeitlichen Elite« (Krausse 2005, 65) willen über eine matrilineare Gesellschaftsorganisation spekuliert, mit der eine Vererbung von Besitz und sozialer Stellung vom Onkel mütterlicherseits auf den Neffen, nicht vom Vater auf den Sohn, einhergegangen sein könnte.[23] Die beiden Toten haben einen gemeinsamen weiblichen Vorfahren, wie viele Generationen aber zwischen ihm und den Männern liegen

23 Anschaulich beschreibt Bronisław Malinowski (1979, 315) am Beispiel der Einwohner der Trobriand-Inseln die Folgen der Matrilinearität für die Herrschaftsorganisation: Der Sohn eines Häuptlings ist immer ein Gemeiner, weil der Sohn den Status der Mutter besitzt und der Häuptling nicht innerhalb seines eigenen Subclans heiraten kann. – Als Beleg für eine »matrilineare Erbfolge« verweist Krausse (2005, 65) darauf, dass Livius (ab urbe condita 5, 34) zufolge zur Zeit der Herrschaft des Tarquinius Priscus in Rom (d. h. zwischen 616 und 578 v. Chr.) Ambigatus nicht seine eigenen Söhne, sondern die seiner Schwester in die durch göttliche Weisung bezeichneten Regionen schickte, damit sie eine Abwanderung von Teilen der unter Überbevölkerung leidenden Gallier anführen. Für sich genommen ist dieser Beleg aber recht unkräftig, denn aus dem so bezeugten Recht Ambigatus', seinen Neffen Aufträge zu erteilen, kann sicher nicht ohne Weiteres auf Matrilinearität im Allgemeinen und auf Modalitäten der Erbfolge im Besonderen geschlossen werden. Erstaunlicherweise bezieht sich Krausse hier nicht auf Ludwig Paulis Überlegungen zu matrilinearen Strukturen in Nordwürttemberg während der Späthallstattzeit (Pauli 1972, 114–147), die auf archäologischen Befunden basieren und, bezogen auf

– wenige, dutzende, hunderte – ist unklar, und damit auch die Größe der Population, die diesen identischen Haplotyp aufweist. Die Übereinstimmung der Proben aus Hochdorf und dem Grafenbühl besagt daher erst einmal nicht viel, sie wird aber dennoch als willkommener Beleg für einen Durchbruch in die Dimension der Geschichte gedeutet.

In Zusammenhang mit der Frage, ob die Gießübel/Talhau-Nekropole als Grabstätte fremder Eroberer der Heuneburg zu werten ist, die am Übergang zu Periode III von ihr Besitz ergriffen,[24] oder aber als Grabstätte von Nachfahren der Bestatteten in den älteren, in der Umgebung gelegenen Großgrabhügeln, was ein Hinweis auf eine interne Dynamik der auf der Heuneburg und in ihrem Umkreis siedelnden Gemeinschaft wäre,[25] hat Siegfried Kurz auf die Ergebnisse der Untersuchungen des genetischen Materials der Toten aus den Zentralgräbern des Grabhügels von Hochdorf und des Grafenbühl verwiesen. Wären die hierin sich abbildenden Verhältnisse auf die der Heuneburg übertragbar, dann spräche dies gegen die von Egon Gersbach (1969) ausgearbeitete These eines feindlichen Angriffs auf die Heuneburg mit den Folgen einer Brandkatastrophe und einer Übernahme durch die Angreifer. Kurz verweist zwar auf die »deutliche genetische Affinität« (Kurz 2009, 160) der beiden Toten, merkt aber zugleich auch an, »dass dieser Affinität beim gegenwärtigen Stand der Untersuchung noch keine große Beweiskraft zukommt« (ebd. Anm. 99).[26]

Hallstattforschung und Narrativität

Sehr zu Recht haben Ulrich Veit (2006) und Sabine Rieckhoff (2007) Kimmigs Modell als eine der diskursprägenden »Meistererzählungen« der deutschen Vorgeschichtsforschung charakterisiert.[27] Ist aber der Vorgeschichtsforschung eine Orientierung an den Erzählweisen der Geschichtswissenschaft angemessen oder birgt diese Orientierung nicht bereits einen Kategorienfehler in sich, weil sie die Restriktionen des Quellenmaterials systematisch ausblendet? Das Beispiel der Hallstattforschung mahnt daran, dass

---

das Geschehen um den Hohenasperg, in zeitlicher wie räumlicher Hinsicht weit Näherliegendes thematisieren als Livius.

24 »Einem neuen Burgherrengeschlecht aber, das keine familiären Bande mit seinen Vorgängern verflocht, konnte an der Beibehaltung einer fremden Grablege wohl kaum etwas gelegen sein. Als Nachfolger auf der Burg dürfte es für diese Herren nicht nur ein Akt der Pietät, sondern auch Zeichen ihrer Macht und Unabhängigkeit gewesen sein, ihre Toten in einer eigenen Nekropole standesgemäß zu bestatten« (Gersbach 1969, 33 f.).

25 »Die Gießhübel/Talhau-Hügel wären dann eben nicht Ausdruck neuer Herrschaftsverhältnisse auf der Heuneburg, sondern nach Auflassung der Außensiedlung als neuer Separatfriedhof für eine sich zunehmend nach außen abgrenzende Elite entstanden, die ihre Grabstätten bisher in den Großgrabhügeln der weiteren Umgebung hatte« (Kurz 2009, 154).

26 Übrigens reklamieren auch Gersbach und Kurz für ihre Thesen das Etikett »historisch«: Gersbachs Text trägt den Untertitel »Eine historische Studie«, Kurz (2009, 159) spricht von »im weitesten Sinne als historisch zu bezeichnenden Ereignissen«.

27 Rieckhoff (2007, 26 f.) hat aus einer erzähltheoretischen Perspektive die Unterschiede zwischen Kimmigs Darstellung der Entwicklung von Hallstatt- und Latènekultur und der von Pauli (1980) vorgelegten herausgearbeitet. Vor diesem Hintergrund wäre es aufschlussreich, die Gemeinsamkeiten dieser beiden Erzählungen näher zu beleuchten. So ist Pauli gleichfalls ein apodiktischer Duktus nicht fremd, und auch bei ihm lassen sich Elemente der »Hofberichterstattung« identifizieren, wie schon dem sprechenden Titel »Zu Gast bei einem keltischen Fürsten« (Pauli 1988/89) abgelesen werden kann.

die Produktion von Geschichtserzählungen nicht Sache der Vorgeschichtsforschung sein kann. Zur positiven Bestimmung ihrer Aufgabe sei auf ein Schema von Sebastian Brather (2004, 522 Abb. 85) verwiesen, das drei Ebenen der Interpretation archäologischer Quellen unterscheidet. Die erste, »quellennächste« Interpretation ist eine antiquarisch-positivistische, welche die typologische Erfassung des Sachgutes sowie seine räumliche und zeitliche Klassifikation umfasst, die zweite Ebene der strukturgeschichtlich-kulturanthropologischen Interpretation hat die Geschichte kultureller, sozialer und wirtschaftlicher Strukturen und Verhältnisse zum Gegenstand, die dritte, ereignisgeschichtlich-»historistische« Interpretation schließlich die Geschichte politischer Ereignisse, ethnischer Gruppen und rechtlicher Regelungen. Je weiter sich eine Ebene der Interpretation von den Quellen entfernt, umso unwahrscheinlicher wird deren Möglichkeit – Geschichtserzählungen sind auf der obersten Ebene zu verorten, die aufgrund der Qualität der Quellen im Normalfall einer Interpretation verschlossen bleiben muss, und nur nebenbei sei angemerkt, dass auch nach Brathers Schema die theorielastige Strukturgeschichte Bedingung der Möglichkeit einer Erzählung und also in diese inkorporiert ist. Brather (2004) beschäftigt sich mit dem Phänomen der ethnischen Deutung in der Archäologie, das mit der Narrativitätsproblematik insofern in Zusammenhang steht, als eine Geschichtserzählung klar identifizierbare Akteure benötigt und sich ethnische *labels* für die Konstruktion kollektiver Akteure besonders eignen. Auch das hartnäckige Insistieren der Hallstattforschung auf dem »Fürsten« als einer machtvollen Einzelpersönlichkeit ist als Ausdruck desselben Mechanismus bei der Konstruktion individueller Akteure zu deuten. Im Hinblick auf die diachrone Dimension könnte man sagen, die Sache der Archäologie ist es, chronographische Texte gemäß der Definition von Rüsen zu konstituieren: »Ein chronographischer Text ist keine Geschichte, sondern eine Proto-Geschichte, – eine Sammlung von Daten, die ihren narrativen Leitfaden, der sie zu einer Geschichte ordnet, noch außer sich hat, obwohl sie zumeist erkennbar auf ihn angelegt ist« (Rüsen 1990, 178). Freilich kann ein solcher Text zuweilen einer Geschichtserzählung nahe kommen, und dies kann auch sachlich gerechtfertigt sein, es ist aber eben nicht als Normalfall von vornherein zu unterstellen. Es bedürfte einer archäologischen Chronographie, die Abstraktheit und Nichtentscheidbarkeit aus- und in der Darstellung durchhält, ohne sich einem selbst auferlegten oder heteronomen Zwang zur Farbigkeit, Konkretion und Lückenlosigkeit anheimzugeben.[28] Moritz Hoernes (1923, 344) hat sich in einer Beschreibung der Widerstände, mit denen sich die Prähistorische Archäologie konfrontiert sah, der anschaulichen Formulierung bedient, »die Lichtschwäche und Lückenhaftigkeit der von ihnen [den archäologischen Quellen, M. J.] gewährten Lebensbilder bot der Skepsis breite Angriffsflächen«. Heute ist diese Skepsis eher gegenüber opulent ausgemalten Lebensbildern geboten – die »Lichtschwäche und Lückenhaftigkeit« ist kein kompensationsbedürftiger und zu verleugnender Makel, vielmehr gilt es, sich den Restriktionen der Quellen im Sinne einer zwar abstrakten, aber gleichwohl exakten Bestimmung und Deutung zu stellen. Aus dieser Perspektive erscheint gerade das Ansinnen, die Hallstattzeit im Modus historiographischer

28 Zu unterscheiden ist zwischen Narrationen im engeren Sinne und Darstellungen, die sich narrativer Gestaltungsmittel bedienen wie zum Beispiel Rieckhoffs Schilderung der »Kelten in Deutschland« (Rieckhoff/Biel 2001), die Lücken und Unentscheidbares nicht übergeht oder eskamotiert, sondern offenlegt und die keine geschlossene Erzählung sein will.

Erzählungen darstellen zu wollen, als, um das zitierte Wort Krausses aufzunehmen, hybrider und utopischer Anspruch.

Literatur

Adorno 1973: Th. W. Adorno, Jargon der Eigentlichkeit. Zur deutschen Ideologie. In: Ders., Gesammelte Schriften 6. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1973, 413–526.

Biel 1985a: J. Biel, Katalogtext zu den Exponaten 1–11. In: Der Keltenfürst von Hochdorf. Methoden und Ergebnisse der Landesarchäologie. Ausstellungskat. Stuttgart 1985. Stuttgart: Theiss 1985, 46–51.

Biel 1985b: Ders., Der Keltenfürst von Hochdorf. Stuttgart: Theiss 1985.

Biel 2005: Ders., Erinnerungen und Erkenntnisse aus 25 Jahren Hochdorf-Forschung. In: Ders./D. Krausse (Hrsg.), Frühkeltische Fürstensitze. Älteste Städte und Herrschaftszentren nördlich der Alpen? Internationaler Workshop zur keltischen Archäologie in Eberdingen-Hochdorf, 12. und 13. Sept. 2003. Arch. Inf. Baden-Württemberg 51, 2005, 7–10.

Biel 2007: Ders., ›Fürstensitze‹. Das Modell Wolfgang Kimmigs vor dem Hintergrund neuer Ausgrabungs- und Forschungsergebnisse. Fundber. Baden-Württemberg 29, 2007, 235–253.

Biel 2009: Ders., Das frühkeltische Fürstengrab von Eberdingen-Hochdorf. Eine Inszenierung. In: Ders./J.Heiligmann/D. Krausse (Hrsg.), Landesarchäologie. Festschr. D. Planck. Forsch. u. Ber. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg 100. Stuttgart: Theiss 2009, 163–174.

Biel/Wahl 2001: J. Biel/J. Wahl, Bespr. zu St. Burmeister, Geschlecht, Alter und Herrschaft in der Späthallstattzeit Württembergs (2000). Bonner Jahrb. 201, 2001 (2004), 505–509.

Brather 2004: S. Brather, Ethnische Interpretationen in der frühgeschichtlichen Archäologie. RGA Ergbd. 42. Berlin u. a.: de Gruyter 2004.

Burmeister 2000: St. Burmeister, Geschlecht, Alter und Herrschaft in der Späthallstattzeit Württembergs. Tübinger Schr. Ur- u. Frühgesch. Arch. 4. Münster u. a.: Waxmann 2000.

Dehn 1957: W. Dehn, Die Heuneburg beim Talhof unweit Riedlingen (Kr. Saulgau). Periode IV nach den Ergebnissen der Grabungen 1950–1955. Fundber. Schwaben NF 14, 1957, 78–99.

Eggert 1983: M. K. H. Eggert, Bespr. zu H. G. H. Härke, Settlement Types and Settlement Patterns in the West Hallstatt Province. BAR Internat. Ser. 57. Bonner Jahrb. 183, 1983, 744–748.

Eggert 2007: Ders., Wirtschaft und Gesellschaft im früheisenzeitlichen Mitteleuropa: Überlegungen zum »Fürstenphänomen«. Fundber. Baden Württemberg 29, 2007, 255–302.

Fischer 2000: F. Fischer, Zum »Fürstensitz« Heuneburg. In: W. Kimmig (Hrsg.), Importe und mediterrane Einflüsse auf der Heuneburg. Heuneburgstud. XI = Röm.-Germ. Forsch. 59. Mainz: Zabern 2000, 215–227.

Flaig 1999: E. Flaig, Über die Grenzen der Akkulturation. Wider die Verdinglichung des Kulturbegriffs. In: G. Vogt-Spira/B. Rommel (Hrsg.), Rezeption und Identität. Die kulturelle Auseinandersetzung Roms mit Griechenland als europäisches Paradigma. Stuttgart: Steiner 1999, 81–112.

Frirdich 1999: Ch. Frirdich, Bespr. zu D. Krausse, Hochdorf III. Das Trink- und Speiseservice aus dem späthallstattzeitlichen Fürstengrab von Eberdingen-Hochdorf (Kr. Ludwigsburg). Forsch. u. Ber. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg 64. Arch. Inf. 22, 1999, 313–318.

von Gerkan 1924: A. von Gerkan, Griechische Städteanlagen. Untersuchungen zur Entwicklung des Städtebaues im Altertum. Berlin u. a.: de Gruyter 1924.

Gersbach 1969: E. Gersbach, Heuneburg – Außensiedlung – jüngere Adelsnekropole. Eine historische Studie. In: O.-H. Frey (Hrsg.), Marburger Beiträge zur Archäologie der Kelten. Festschr. W. Dehn. Fundber. Hessen Beih. 1. Bonn: Habelt 1969, 29–34.

Haffner 1989: A. Haffner, Das spätlatènezeitliche Kriegergrab 1178 mit Feinwaage. In: Ders. (Hrsg.), Gräber – Spiegel des Lebens. Zum Totenbrauchtum der Kelten und Römer am

Beispiel des Treverer-Gräberfeldes Wederath-Belginum. Schriftenr. Rheinisches Landesmus. Trier 2. Mainz: Zabern 1989, 173–186.

Hegel 1986: G. W. F. Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte. Werke 12. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1986.

Herrmann 2005: F.-R. Herrmann, Glauberg – Olympia des Nordens oder unvollendete Stadtgründung? In: J. Biel/D. Krausse (Hrsg.), Frühkeltische Fürstensitze. Älteste Städte und Herrschaftszentren nördlich der Alpen? Internationaler Workshop zur keltischen Archäologie in Eberdingen-Hochdorf, 12. und 13. Sept. 2003. Arch. Inf. Baden-Württemberg 51, 2005, 18–27.

Hoernes 1923: M. Hoernes, Prähistorische Archäologie. In: G. Schwalbe/E. Fischer (Hrsg.), Anthropologie. Die Kultur der Gegenwart. Ihre Entwicklung und ihre Ziele, 3. Teilbd., 5. Abt. Leipzig u. a.: Teubner 1923, 339–434.

Hummel et al. 2005: S. Hummel/D. Schmidt/B. Herrmann, Molekulargenetische Analysen zur Verwandtschaftsfeststellung an Skelettproben aus Gräbern frühkeltischer Fürstensitze. In: J. Biel/D. Krausse (Hrsg.), Frühkeltische Fürstensitze. Älteste Städte und Herrschaftszentren nördlich der Alpen? Internationaler Workshop zur keltischen Archäologie in Eberdingen-Hochdorf, 12. und 13. Sept. 2003. Arch. Inf. Baden-Württemberg 51, 2005, 67–70.

Jung 2003: M. Jung, Zum Verhältnis hermeneutischer und statistischer Verfahren in ihrer Anwendung auf materielle Kultur. Rundbrief Arbeitsgemeinschaft Theorie in der Archäologie 2/2003, 11–19.

Jung 2004: Ders., Überlegungen zu möglichen Sitz- und Liegepositionen auf der Hochdorfer »Kline«. Arch. Inf. 27, 2004, 123–132.

Jung 2005: Ders., Nochmals zum Problem späthallstättischer Adelssitze. Eine kritische Wiederlektüre des Textes von Wolfgang Kimmig. In: R. Karl/J. Leskovar (Hrsg.), Interpretierte Eisenzeiten. Fallstudien, Methoden, Theorie. Tagungsbeiträge der 1. Linzer Gespräche zur interpretativen Eisenzeitarchäologie. Stud. Kulturgesch. Oberösterreich 18. Linz: Oberösterreichisches Landesmuseum 2005, 181–190.

Jung 2007: Ders., Kline oder Thron? Zu den Fragmenten eines griechischen Möbelpfostens aus dem späthallstattzeitlichen »Fürstengrab« Grafenbühl in Asperg (Kr. Ludwigsburg). Germania 85, 2007, 95–107.

Jung 2010: Ders., Anmerkungen zur sozialhistorischen Interpretation der Lehmziegelmauer der Heuneburg. In: P. Trebsche/N. Müller-Scheeßel/S. Reinhold (Hrsg.), Architektur: Interpretation und Rekonstruktion. Beitr. Ur- u. Frühgesch. Mitteleuropa 55. Langenweißbach: Beier & Beran 2010, 109–117.

Karl 2005: R. Karl, Warum nennen wir ihn nicht einfach Dietrich? Zum Streit um des dorfältesten Hochdorfer Sakralkönigs Bart. In: Ders./J. Leskovar (Hrsg.), Interpretierte Eisenzeiten. Fallstudien, Methoden, Theorie. Tagungsbeiträge der 1. Linzer Gespräche zur interpretativen Eisenzeitarchäologie. Stud. Kulturgesch. Oberösterreich 18. Linz: Oberösterreichisches Landesmuseum 2005, 191–202.

Kimmig 1969: W. Kimmig, Zum Problem späthallstättischer Adelssitze. In: K.-H. Otto/J. Herrmann, Siedlung, Burg und Stadt. Studien zu ihren Anfängen [Festschrift Paul Grimm]. Deutsche Akad. Wiss. Berlin, Schr. Sektion Vor- u. Frühgesch. 25. Berlin: Akademie-Verlag 1969, 95–113.

Koch 2002: L. C. Koch, Notizen zu zwei Bildern der Situlenkunst. Arch. Korrbl. 32, 2002, 67–79.

Krausse 1996: D. Krausse, Hochdorf III. Das Trink- und Speiseservice aus dem späthallstattzeitlichen Fürstengrab von Eberdingen-Hochdorf (Kr. Ludwigsburg). Forsch. u. Ber. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg 64. Stuttgart: Theiss 1996.

Krausse 1999: Ders., Der »Keltenfürst« von Hochdorf: Dorfältester oder Sakralfürst? Anspruch und Wirklichkeit der sog. kulturanthropologischen Hallstatt-Archäologie. Arch. Korrbl. 29, 1999, 339–358.

Krausse 2005: Ders., Vetternwirtschaft? Fragestellung und Design eines archäologisch-paläogenetischen Pilotprojekts zur sozialhistorischen Deutung späthallstattzeitlicher Elite-

gräber. In: J. Biel/D. Krausse (Hrsg.), Frühkeltische Fürstensitze. Älteste Städte und Herrschaftszentren nördlich der Alpen? Internationaler Workshop zur keltischen Archäologie in Eberdingen-Hochdorf, 12. und 13. Sept. 2003. Arch. Inf. Baden-Württemberg 51, 2005, 63–66.

Kurz 2009: S. Kurz, Neue Herren auf der Burg? Ein Beitrag zur historischen Interpretation der Heuneburg am Ende der Periode IV. In: J. Biel/J. Heiligmann/D. Krausse (Hrsg.), Landesarchäologie. Festschr. D. Planck zum 65. Geburtstag. Forsch. u. Ber. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg 100. Stuttgart: Theiss 2009, 143–161.

Lang 1996: F. Lang, Archaische Siedlungen in Griechenland. Struktur und Entwicklung. Berlin: Akademie-Verlag 1996.

Lang 2009: F. Th. Lang, Olympia des Nordens! Funde am Glauberg und eine spektakuläre Interpretation. In: Staatsanzeiger-Verlag (Hrsg.), Die Kelten. Auf den Spuren der Keltenfürsten. Frühkeltische Denkmäler in Südwestdeutschland. Geschichte, Kultur, Archäologie. Stuttgart: Staatsanzeiger-Verlag ^{2}2009, 51–53.

Mainka-Mehling 2008: A. Mainka-Mehling, LebensBilder. Zur Darstellung des ur- und frühgeschichtlichen Menschen in der Archäologie. Frühgesch. Stud. 1. Remshalden: Greiner 2008.

Malinowski 1979: B. Malinowski, Argonauten des westlichen Pazifik. Ein Bericht über Unternehmungen und Abenteuer der Eingeborenen in den Inselwelten von Melanesisch-Neuguinea. Frankfurt a. M.: Syndikat 1979.

Mann 1979: G. Mann, Plädoyer für die historische Erzählung. In: J. Kocka/Th. Nipperdey (Hrsg.), Theorie und Erzählung in der Geschichte. Beitr. Historik 3. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1979, 40–56.

Novalis 1984a: Vermischte Bemerkungen/Blüthenstaub. In: Novalis, Werke in einem Band. München u. a.: Hanser ^{3}1984, 423–483.

Novalis 1984b: Dialogen und Monolog. In: Novalis, Werke in einem Band. München u. a.: Hanser ^{3}1984, 509–523.

Oevermann 1996: U. Oevermann, Krise und Muße. Struktureigenschaften ästhetischer Erfahrung aus soziologischer Sicht [unveröffent. Mskr. eines Vortrags in der Städelschule Frankfurt a. M].

Pauli 1972: L. Pauli, Untersuchungen zur Späthallstattkultur in Nordwürttemberg. Analyse eines Kleinraumes im Grenzbereich zweier Kulturen. Hamburger Beitr. Arch. 2, 1. Hamburg: Helmut Buske 1972.

Pauli 1980: Ders., Das keltische Mitteleuropa vom 6. bis zum 2. Jahrhundert v. Chr. In: Die Kelten in Mitteleuropa. Kultur, Kunst, Wirtschaft. Ausstellungskat. Hallein 1980. Salzburg: Amt der Salzburger Landesregierung, Kulturabteilung 1980, 25–36.

Pauli 1988/89: Ders., Zu Gast bei einem keltischen Fürsten. Mitt. Anthr. Ges. Wien 118/119, 1988/89, 291–303.

Popper 1989: K. Popper, Logik der Forschung. Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck) ^{9}1989.

Rieckhoff 2007: S. Rieckhoff, Keltische Vergangenheit: Erzählung, Metapher, Stereotyp. Überlegungen zu einer Methodologie der archäologischen Historiografie. In: St. Burmeister/H. Derks/J. von Richthofen (Hrsg.), Zweiundvierzig. Festschr. M. Gebühr. Internat. Arch., Stud. honoraria 25. Rahden/Westf.: Leidorf 2007, 15–34.

Rieckhoff/Biel 2001: S. Rieckhoff/J, Biel, Die Kelten in Deutschland. Stuttgart: Theiss 2001.

Rüsen 1979: J. Rüsen, Wie kann man Geschichte vernünftig schreiben? Über das Verhältnis von Narrativität und Theoriegebrauch in der Geschichtswissenschaft. In: J. Kocka/Th. Nipperdey (Hrsg.), Theorie und Erzählung in der Geschichte. Beitr. Historik 3. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1979, 300–333.

Rüsen 1990: Ders., Die vier Typen des historischen Erzählens. In: Ders., Zeit und Sinn. Strategien historischen Denkens. Frankfurt: Fischer 1990, 135–176.

Samida 2009: St. Samida, Zwischen Scylla und Charybdis: Digitale Visualisierungsformen in der Archäologie. In: M. Heßler/D. Mersch (Hrsg.), Logik des Bildlichen. Zur Kritik der ikonischen Vernunft. Bielefeld: transcript 2009, 258–274.

Schier 1998: W. Schier, Fürsten, Herren, Händler? Bemerkungen zu Wirtschaft und Gesellschaft der westlichen Hallstattkultur. In: H. Küster/A. Lang/P. Schauer (Hrsg.), Archäologische Forschungen in urgeschichtlichen Siedlungslandschaften. Festschr. G. Kossack. Regensburger Beitr. Prähist. Arch. 5. Regensburg: Universitätsverlag Regensburg 1998, 493–514.

Sénécheau 2006: M. Sénécheau, Archäologie im Schulbuch. Themen der Ur- und Frühgeschichte im Spannungsfeld zwischen Lehrplanforderungen, Fachdiskussion und populären Geschichtsvorstellungen [Diss. Freiburg i. Brsg.].

Süßmann 2000: J. Süßmann, Geschichtsschreibung oder Roman? Zur Konstitutionslogik von Geschichtserzählungen zwischen Schiller und Ranke. Stuttgart: Steiner 2000.

Veit 2000: U. Veit, König oder Hohepriester? Zur These einer sakralen Gründung der Herrschaft in der Hallstattzeit. Arch. Korrbl. 30, 2000, 549–568.

Veit 2006: Ders., Der Archäologe als Erzähler. In: H.-P. Wotzka (Hrsg.), Grundlegungen: Beiträge zur europäischen und afrikanischen Archäologie für Manfred K. H. Eggert. Tübingen: Francke 2006, 201–213.

White 1990: H. White, Die Bedeutung von Narrativität in der Darstellung der Wirklichkeit. In: Ders., Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung. Frankfurt a. M.: Fischer 1990, 11–76.

White 1991: Ders., Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa. Frankfurt a. M.: Fischer 1991.

Winkelman 1996: M. J. Winkelman, Religious Practitioners. In: D. Levinson/M. Ember (Hrsg.), Encyclopedia of Cultural Anthropology 3. New York: Holt 1996, 1105–1109.

Wokalek 1973: A. Wokalek, Griechische Stadtbefestigungen. Studien zur Geschichte der frühgriechischen Befestigungsanlagen. Abh. Kunst-, Musik- und Literaturwiss. 136. Bonn: Bouvier 1973.

Matthias Jung
Goethe-Universität, Institut für Archäologische Wissenschaften,
Abt. Vor- und Frühgeschichte, Grüneburgplatz 1, D-60323 Frankfurt am Main
matjung@stud.uni-frankfurt.de

EAZ – Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift
Jahrgang 51, 1/2 (2010), S. 173–190
© Waxmann

Martin Porr

Art and Rock-art of the Kimberley, Northwest Australia: Narratives, Interpretations and Imaginations*

Abstract:
This chapter introduces some issues related to the different interpretations and narratives that have been put forward in relation to the Indigenous rock-art of the Kimberley, Northwest Australia. At the centre of inquiry is an examination of the construction of European narratives around these images in their respective historical context. The earliest interpretations were put forward by British explorers and were constructed within the racist and evolutionistic frameworks of the 19th century. These narratives were intimately bound to the contemporary colonialist experience. However, it is also shown that certain elements of these interpretations have lasting effects that resonate until today. Interpretations about the art and the rock-art of the Kimberley find their place today in disputes over the control over land and resources between Aboriginal and other interest groups in post-colonial Australia.

Keywords: Australia; Kimberley; rock-art; colonialism; post-colonialism

Kunst und Felskunst im Kimberley, Nordwest-Australien: Erzählungen, Deutungen und Vorstellungen

Zusammenfassung:
Dieser Beitrag gibt einen Überblick über Aspekte der verschiedenen Deutungsansätze und Erzählungen zur indigenen Felskunst im Kimberley, Nordwestaustralien. Im Mittelpunkt steht dabei die Untersuchung der europäischen Darstellungen in ihrem jeweiligen historischen Kontext. Die frühesten Deutungen stammen von britischen Forschern und folgen rassistischen und evolutionistischen Vorstellungen. Ihre Erzählungen waren untrennbar mit den gleichzeitigen kolonialen Rahmenbedingungen verbunden. Es kann jedoch aufgezeigt werden, dass bestimmte Elemente dieser Ansätze noch bis heute nachwirken. Interpretationen der Felskunst im Kimberley spielen auch heute noch bei den Auseinandersetzungen zwischen australischen Ureinwohnern und verschiedenen Interessensgruppen um die Kontrolle über Land und Ressourcen im postkolonialen Australien eine Rolle.

Schlüsselwörter: Australien; Kimberley; Felskunst; Kolonialismus; Post-Kolonialismus

* The paper was largely written in Derby during a research project funded by the Australian Institute for Aboriginal and Torres Strait Islander Studies (AIATSIS project grant G2009/7440). I would like to thank the following people for their comments, support and hospitality, who have all shaped in their own way my ideas expressed here: Jenny Wright, Hannah Rachel Bell, Donny Woolagoodja, Kim Doohan, Ari Gorring, Moya Smith, Ross Chatwick.

1. Introduction

Narratives in archaeology very often are concerned with the question of origins. Indeed, the quest for the origin of a particular social, cultural or even biological feature can be seen to be at the very heart of the archaeological endeavour. As Gamble and Gittins (2004) have recently pointed out, the search for origins in archaeology is one of the most powerful means to construct authority and generate public interest and, ultimately, research funding. In the case of Palaeolithic archaeology and the archaeology as well as anthropology of hunter-gatherers, this quest for origins is often bound to specific ideas about essentialist characteristics of humanity, which ultimately are developed from the values and imaginations of Western society and projected onto the deep past. The construction of these narratives is intimately bound to an essentialist understanding of humanity, in which history becomes the unfolding of specific traits over time until they reach their full potential in Western modernity (Ingold 2002; 2004). The notion of ›origins‹ and the importance that is placed on this concept to create authority over certain material culture items from a Western perspective also are relevant in the contexts explored here.

Here, the term ›narrative‹ will not be used in a very restricted fashion, but as a means to explore the different views and perspectives that have been constructed around the Indigenous imagery found on rock and other surfaces in the Kimberley, Northwest Australia. Rock-art itself certainly forms one of the cultural material expressions in the world that has generated a lot of interest in the wider public sphere and has sparked the imagination of Western audiences. Certainly, a complicated history is involved here connected to the concept of ›art‹ itself and its complex relationship with the idea of ›primitivism‹ (Price 1989; Miller 1991). In the formative period of the study of Palaeolithic archaeology this constellation, for example, lead to the rejection of the famous paintings of Altamira, discovered in 1879. They were regarded as too sophisticated and beautiful to be of Palaeolithic age. The academic community did not have any doubts at that time that naturalistic figurative imagery of Palaeolithic age existed, because decorated Magdalenian artefacts were known at this stage for more than twenty years. But paintings seemed to be a different matter and it took a further twenty years before European Palaeolithic cave paintings were accepted as genuine by the scientific community (e.g. Bahn/Vertut 1988; Bahn 2007). These events do show that indeed the acceptance of Palaeolithic art forms did follow the Western hierarchy of art appreciation since the Renaissance, in which realistic paintings on canvas were seen as the highest form of artistic expression. Accordingly, the scientific community had the most difficulties accommodating these into unilinear schemes of human cultural and cognitive evolution. As will be seen below, these unstable relationships are of particular importance in the context of the interpretation by Western observers of so-called rock-art, which has been produced by non-Western people with different orientations towards imagery, material culture items and the environment as a whole.

However, it also needs to be stressed that the interpretation of rock-art has always also been guided and misguided by the difficulties of dating the imagery (Whitley 2001). In the case of European 19th century Palaeolithic archaeology, for example, it was relatively straightforward to accept the Palaeolithic date for decorated objects because

they had been found in stratigraphical association with Palaeolithic tools and extinct animals. But it nevertheless remains an important observation that despite clear stylistic similarities between mobiliary and parietal art, the acceptance of the latter was significantly delayed. In the case of the imagery that will be discussed in this chapter, the relative isolation of the imagery from living contexts and other artefacts of Australian Aborigines, certainly has allowed a range of interpretations that show close links to the cultural-evolutionary as well as racist ideas put forward in the 19th and early 20th century.

This chapter aims at providing a very brief overview of the narratives that have been constructed around images on rock surfaces in the Kimberley, Northwest Australia. At the centre of this discussion here will be the ways in which European observers have related to Kimberley rock-art[1] and the narratives that have been constructed in this context. These narratives have to be seen in the contexts of the changing socio-political conditions in colonial and post-colonial Australia of the last 150 years and as reflections of White European ideas about the status of Australian Aborigines and their relative place in evolutionary schemes of cultural developments. As such they are closely related to the respective *Zeitgeist*. While the foundations of European perceptions of Kimberley rock-art were laid in the 19th century, significant elements of these interpretations continue to have an influence today. They do form one strand in the complex tapestry of narratives that are produced in present-day post-colonial Australia and its shifting conflicts about land, resources and the past. Accordingly, statements about rock-art have been made and are continued to be made in a range of different arenas such as academic journals, public media, popular books or government reports. This chapter can only provide a very broad introduction into these processes, which have been systematically studied very little. At this stage, it also needs to be stressed that the rock-images of the Kimberley have always formed an integral part of Indigenous Australian relationships between people and their environment. Indeed, the images in the Kimberley form one of the most remarkable records of these complex relationships, which, in all its diversity, are not well known to the wider Australian public. Indigenous narratives and images have always formed interrelated elements, long before they were represented and misrepresented in the journals of European explorers and later writings. In this respect, the importance of the Kimberley lies in the fact that despite the significant disruptions of the links between Aboriginal people, art and country since the European colonization of this region in the late 19th century, the art still very much forms a part of a living culture. As will be argued below, it is therefore especially important to understand the problematic orientation within a certain strand of Western narratives to ignore the rich mythology associated with the imagery – and to interpret it in relation to different and sometimes absurd cultural contexts.

1 It is here acknowledged that the term ›art‹ is insufficient to characterize the thousands of images and marks on rock that were created by Aboriginal Australians over the last tens of thousands of years. However, here the term will not be dropped, but will be used interchangeably with ›images‹ or ›drawings‹. The so-called ›rock-art‹ of the Kimberley forms an inseparable part of the traditional world-view of the local Aboriginal groups. Even though it has been transformed in the recent past to also play a role in the global art trade – as paintings on canvases – its roots are firmly located in the relationships between the people, their beliefs and the land.

2. Nature and culture of the Kimberley, Northwest Australia

The Kimberley in Northwest Australia is an administrative district of the state of Western Australia. It is located in the tropical zone of the continent. To the north and west it is bordered by the Indian Ocean and the Timor Sea. To the south, the region is bordered by the desert country of the dry centre of Australia, while to the east the Ord and the Keep River systems provide a certain natural barrier on the way to the next important cultural region, Arnhem Land in the Northern Territory. The climate of the Kimberley is tropical with a very pronounced change between a rainy and a dry season. The coast line is very rugged and is characterized by a large number of islands of different sizes. The inland of the Kimberley is similarly fragmented and very difficult to access. The geographical characteristics and its location have contributed significantly to its specific pre- and post-colonial history.

The Kimberley was most likely one of the earliest regions to be settled by the ancestors of today's Australian Aborigines. Recent research demonstrates the presence of humans at the southern fringe of the Kimberley between 45,000 – 50,000 years ago (Veth et al. 2009). Evidence from further excavations points to some of the earliest use of ochre and personal ornaments as well as long-distance trade of non-utilitarian objects (O'Connor/Fankhauser 2001; Balme 2000; Balme/Morse 2006). The details of subsequent developments are still very poorly understood, but it is clear that the Kimberley is one of the culturally most complex areas of Aboriginal Australia. It is the only region in which during the Holocene a sophisticated bifacial stone technology developed, leading to the so-called beautiful Kimberley points, which were still made in the ethnographic presence (e.g. Akerman et al. 2002). Linguistically, the Kimberley belongs together with Arnhem Land to the area of Non-Pama-Nyungan languages, which effectively means that the language differentiation here is much greater than in the rest of the Australian continent (Kofod 1993). The basis of this situation is still unclear. However, it has been suggested that the overall cultural complexity in the north of Australia can be attributed to long-term contacts with outsiders. Contrary to popular perception, Aboriginal Australia was not isolated from cultural developments elsewhere. It is clear today that northern Australia was part of a global trade network over centuries before the arrival of the first European explorers in the 17th century.

Most prominent in this context was the trade that was undertaken by Indonesian traders that were operating from the port of Makassar on the island of Sulawesi (Bowdler 2002). The main commodity that was taken from Australian waters was sea slug, *trepang* or *bêche-de-mer*. It was mainly traded throughout Asia, where it was valued for its supposedly aphrodisiac qualities. There is now extensive archaeological evidence available of these operations, which also involved the processing of *trepang* in beach camps on the mainland. Macassan visits also have their place in Aboriginal oral histories of the Kimberley and boats as well as representations of foreign sailors feature in the rock-art of the region, which proves to be one of the most complex and fascinating records of image-making in the world (O'Connor/Arrow 2008).

3. Aboriginal art and rock-art of the Kimberley: A brief overview

The Kimberley is characterized by an extraordinary rich record of Aboriginal art forms that stretches back tens of thousands of years. In the Kimberley currently the oldest known traces of artistic material expressions on the Australian continent are found. At Carpenter's Gap a slab with red ochre pigment has been found in Pleistocene occupation levels and dated to ca. 41,000 BP. Furthermore, a very early example of personal ornamentation was also found in the Kimberley, which also points to the long-distance transport of these non-utilitarian objects during the Pleistocene (Balme 2000). In terms of figurative rock-art, the Kimberley contains one of the most complex records anywhere in the world. In this text, I want to concentrate basically on two major complexes, the *Wanjina-Wunggurr* tradition and the *Gwion Gwion* tradition, but it needs to be acknowledged that the overall sequence is much more rich and complex than this dualism suggests (e.g. Morwood 2002; Layton 1992 for more detailed overviews).

Art in the tradition of the *Wanjina-Wunggurr* is the dominant expression of Indigenous figurative art in the region. It is restricted to the western and northern regions of the Kimberley and »specific to the Worrorra, Ngarinyin and Woonambal peoples who trace their own descent from Wanjina spirit ancestors« (Ryan/Akerman 1993, 10). Most recently, a simple *Wanjina* made from beeswax on a rock surface has been dated to 3780 ± 60 BP (AMS Ref: OZC434; Morwood et al. 2010). As *Wanjinas* are still being painted and re-painted today it seems fair to say that this indeed forms one of the oldest continuous art traditions in the world. This does not, however, mean that the art as well as the concepts and ideas associated with it remained unchanged over this time period. However, these past processes are so far virtually unknown. In contrast, much is ethnographically known about the Indigenous meanings and narratives associated with these images.[2]

Wanjina is a general term that refers to the spirit ancestors of the above-mentioned Kimberley people and their representations in anthropomorphic images (Figure 1). Individual *Wanjinas* can be identified and they have names and narratives associated with them. These narratives refer to the actions of the *Wanjinas* during *Lalai* (Dreaming) where the country was formed. It is said that during *Lalai* the *Wanjinas* ›finished‹ or were ›lying down‹ at certain places, and became paintings. In this way a complex social landscape was formed that intimately connects people and country, because each *Wanjina* is the ancestor of a particular local patrilineal descent group, which is subsequently »responsible for the ritual maintenance of galleries in their *dambun* (clan estate)« (Ryan/Akerman 1993, 11). The images are consequently not seen as representations of ancestral beings, but rather are perceived as the ancestors themselves, who continue to be alive and active. This understanding is encapsulated in this poem by Sam Woolagoodja (quoted in Ryan/Akerman 1993, 12):

2 e.g. Blundell 1980; 2003; Blundell/Layton 1978; Blundell/Woolagoodja 2005; Crawford 1968; Layton 1985; 1992; Petri 1954; Ryan/Akerman 1993; Schulz 1956; Vinnicombe 1992; Utemara/Vinnicombe 1992; Vinnicombe/Mowaljarlai 1995.

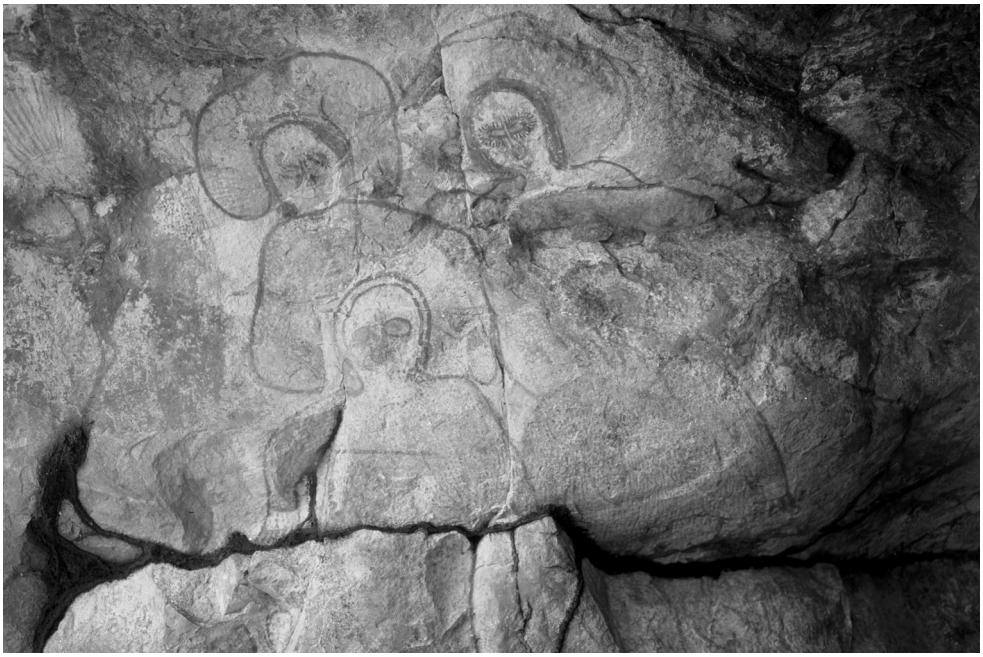


Figure 1: Rock-images of *Wanjina* near the Glenelg River, West Kimberley. These images were seen by George Grey in 1837 (Photo: Ian Crawford, 1965; permission granted by Mowanjum Art Centre; copyright: Western Australian Museum).

Some *Wandjina* went under the land,
they came to stay in the caves
and there we can see them.
Grown men listen to their *Wandjina*.
Long ago,
at another time,
these *Wandjina* changed the bad ones
into the rocks
and the springs
we always drink from.
These places hold our spirits,
these *Ungur* places of the *Wandjina*.

The term ›*Ungur*‹ or *Wunggurr* refers to the reproductive life force in nature, the eternal and ever-present *Lalai* and is mostly associated with places with water. The figurative expression of *Wunggurr* is very often the Rainbow Snake, a motive that can be found in different forms across Australia. But sometimes *Wunggurr* is also used interchangeably with *Wanjina* as the latter is in some contexts perceived as the anthropomorphic manifestation of *Wunggurr*. The dominant depictions of *Wanjinas* and *Wunggurr* are in rock-shelters often surrounded by numerous other images, mostly of animals (e.g. dingo, crocodiles, birds) but also of plants, honey bags or evil bush spirits

(*agula*) (Figure 2). It is not possible to go into the important meanings and stories associated with these depictions, but the use of the same heavy style reinforces the belief that all fertility in the country comes from *Wanjina-Wunggurr* and that they are related to each other within the time-less *Lalai*, which connects humans, animals, spirits and the country to each other. »Drawings of the *Wanjina* must be ritually restored before the wet season so that … species will increase and the land will receive the abundance which only rain can bring« (Ryan/Akerman 1993, 13).

These intimate connections between art, environment and people were seriously disrupted with the onset of the colonial expansion into the Kimberley in the early 20th century (Jebb 2002). The displacement of people from their traditional lands eventually did lead to new artistic traditions, which centred on the painting of imagery on other materials, such as canvas or bark. *Wanjina* art has now a firm place in the international art trade (Dedman 2006; Stanton 1989; 2006). The art, however, has not lost its deep connection to the country and landscape. O'Connor et al. (2008, 22) recently suggested that »painting in the new media represents a continuation or transference of traditional practice. Stories about the travels, battles and engagements of *Wanjina* and other Dreaming events are now retold and experienced in the communities with reference to the paintings, an activity that is central to maintaining and reinvigorating connection between identity and place. The transposition of painting activity from sites within Country to the new ›out-of-Country‹ settlements represents a social counterbalance to the social dislocation that arose from separation from traditional places and forced geographic moves out-of-Country to government and mission settlements in the twentieth century« (Figure 3).

Today, the largely commercial Indigenous art production in the Kimberley also increasingly incorporates imagery from the second major rock-art tradition in the region, *Gwion Gwion*. In the northwest and central Kimberley this figurative art form is distributed and extends in the northeast beyond the *Wanjina-Wunggurr* cultural landscape. It mostly consists of slender, elegant human representations, depicted with a fair amount of detail and paraphernalia (e.g. spears, personal ornaments, hair dress etc.) (Figure 4). These figures are mostly monochrome, although this might be a product of weathering processes. Stylistically, *Gwion Gwion* art seems to be largely unrelated to *Wanjina-Wunggurr* art. The former very often depicts anthropomorphic figures engaged in different activities, mostly dancing and hunting. The origins and the age of *Gwion Gwion* rock imagery is a topic of great contention. In 1997 radiometric dates were published from mud-wasp nests overlying human figures (which were superimposed on hand stencils) (Roberts et al. 1997), which ranged between ca. 17,500 and 16,500 BP. This, of course, means that these forms of art were painted well before the last glacial maximum and considerably pre-date the *Wanjina-Wunggurr* tradition. However, these results have so far not been replicated for other examples of *Gwion Gwion* rock-art (see also Watchman et al. 1997).

A certain degree of uncertainty as well as confusion seems to exist about the place of *Gwion Gwion* art in Kimberley Aboriginal mythology and narratives. It seems to be the case that this form of art did not have the same significance as *Wanjina-Wunggurr* art, because examples of regular retouching or repainting seem to be very rare. In addition, no accounts of these images feature in the early anthropological literature

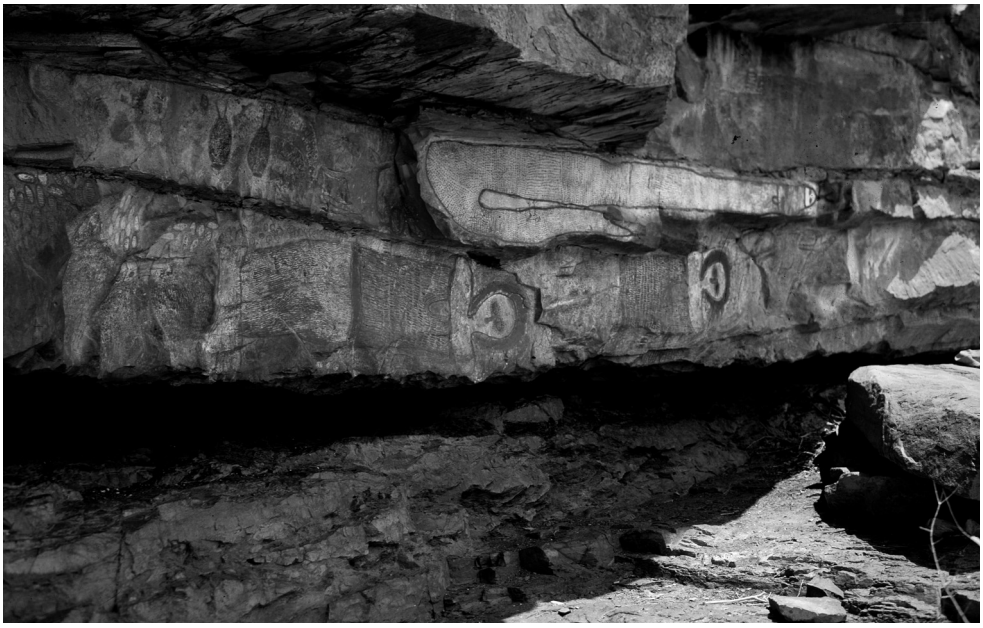


Figure 2: *Wanjina* and *Wunggurr* in a rock shelter near the Saint George Basin (Photo: Ian Crawford, 1963; permission granted by Mowanjum Art Centre; copyright: Western Australian Museum).



Figure 3:
Namarali (Artist: Donny Woolagoodja; acrylic on canvas; photo: M. Porr; permission granted by D. Woolagoodja; copyright: D. Woolagoodja).



Figure 4: Rock-images of *Gwion Gwion* near Kalumburu, North Kimberley (Photo: Ian Crawford, 1963; permission granted by Mowanjum Art Centre; copyright: Western Australian Museum).

(Blundell/Woolagoodja 2005, 226). However, Aboriginal people do indeed have stories for these images. In some contexts it is said that the imagery was made by a »*gooyorn* (small bird), occasionally seen fluttering along shelters and at the mouths of caves catching insects. *Gooyorn* is said to have pecked its beak on the rocks until it bled, then painted fine lines with the blood, using both its sharp beak tip and a feather from its tail. Other Woonambal people point to the role of the [*Gwion Gwion*] as helpers of the Wanjina ancestral beings, to whom they are of secondary importance« (Ryan/Akerman 1993, 14). This latter explanation was also given to me in a personal conversation with artist Regina Karadada, in relation to one of her own paintings of *Gwion Gwions* (Figure 5). Therefore, while it seems to be clear today that *Gwion Gwion* rock-paintings represent a very old artistic expression in the Kimberley that does not have the traditional dominance of the *Wanjina-Wunggurr*; they are indeed an integral part of the local social/physical universe or cosmogony. In the light of the available evidence of radiometric dates and superimpositions of rock-art, »the focus of living connection certainly shifted long ago to the *Wanjina*, but the *Gwion* form an ever-present and living sense of identity for contemporary peoples in much the same way that the early paintings are overlaid by, but seldom entirely obscured by, the *Wanjina*« (A. Redmond, quoted in Blundell/Woolagoodja 2005, 227–229).



Figure 5: *Gwion Gwion* (Artist: Regina Karadada; oil on canvas) (Photo: M. Porr; permission granted by R. Karadada; copyright R. Karadada).

4. *Wanjina-Wunggurr* art and European perceptions

Contacts between British settlers and Indigenous Australians were a complex affair after the establishment of Sydney in 1788 across the continent, ranging from open hostilities and massacres to mutual cooperation (Reynolds 1981; Perkins/Langton 2008). However, the contact history in the Kimberley was characterized by antagonism and violence from the very beginning. When sailing along the Kimberley coast in 1821, Philip Parker King encountered a group of Aboriginal people at Hanover Bay. After the initial exchange of artefacts on the beach the British were driven back to their boat and the ship surgeon was wounded by a spear. The following day King saw another group of Aboriginals on the beach, almost certainly members of the Worrorra, and fired upon them, wounding one of the men (Blundell/Woolagoodja 2005, 48–49). In December 1837 George Grey landed at Hanover Bay and explored the region around the Prince Regent and Glenelg Rivers. In Grey's substantial, two-volume report on his expedition there is no indication of any friendly contact with the local Aboriginal people (Grey 1841). Within days of his first advance into the country his party was attacked on a number of occasions and the Aboriginal men only retreated when he fired over their heads. In February 1838 Grey was himself wounded by three spears in another incident, in which one Aboriginal man was shot dead. At the same time the naturalist James Lort Stokes reports that when he attempted to get fresh water from the mainland, »he found the beach thronged with savages; who shouted in defiance, brandishing their spears and whirling their arms around with wind-mill like velocity to threaten our advance« (Blundell/Woolagoodja 2005, 49).

This was the atmosphere in which the first reports on Kimberley rock-art were created. George Grey was the first European to write about *Wanjina* images and he also

produced some remarkable drawings that have shaped the perception of this art for a considerable time. In March 1938 Grey came across paintings near the Glenelg River, which were later identified to be in Worrorra and Ngarinyin territories (Elkin 1948). The identification of the actual rock paintings by Aboriginal elders finally also exposed the extent of George Grey's ethnocentrism in his interpretations (see Donaldson 2007, 6–7). In his 1841 report he wrote that the »paintings were far superior to what a savage race could be supposed to be capable of« (quoted in Blundell/Woolagoodja 2005, 50). He experienced the encounter with the paintings as an encounter with »something silent, nameless and unfathomable« (quoted in Ryan/Akerman 1993, 11). His descriptions and drawings emphasized in a fascinating manner his predispositions, which lead him to search for resemblances and origins elsewhere. The sketch he presented seemed to show »a robed and haloed priest, apparently of some recent foreign origin« (Arndt 1964, 161). One of the halo headdresses was supposed to contain traces of an ancient script (with distant resemblances to Hebrew). Grey's description produced many speculative theories in the late 19th and early 20th centuries and *Wanjina* art was »deemed to be the product of a succession of alien cultures – Egyptian, Phoenician, Chinese, Japanese, Hindu – even to represent knights in armour or strange visitors from outer space« (Ryan/Akerman 1993, 11). »In 1886, Curr […] suggested an origin in ›Chinese and Malays living among the Aborigines‹ (Arndt 1964, 161). In 1902, Brockman, and in 1917 Basedow were inclined to ascribe the *Wanjina* to foreign origin; Thomas, in 1906, attributed the paintings to shipwrecked Timorese; Hill suggested a resemblance to Amain from Thebes in Egypt; Campbell and Statham favoured a Japanese origin; Carroll suggested an introduction of the figures by Arab traders; Mathews believed them to be representations of an Indian deity and other writers followed with suggestions of an origin in Persian sun cults (Arndt 1964, 161)« (Redmond 2002, 56). It needs to be stressed that all these authors made their statements without any fieldwork in the Kimberley and simply trusted Grey's report and drawings. Clearly, they were very comfortable to deny any link between the art and the Australian Aborigines, simply on the grounds of the accepted ideas about global human cultural evolution and the position of ›art‹ in this context. In this sense, these theories mirror the situation in the context of European Palaeolithic cave art mentioned above, although in Australia the situation was further complicated by a very real fight for land and resources that took place between the different people involved. Redmond (2002) draws attention to the fact that not only the time of European speculation about the origins of the Wanjina coincides with the first hundred years of colonial occupation of the region. But also that the revival of some of the more bizarre theories, such as »Von Däniken's [e.g. 1969] populist ›science faction‹ (and the ›New Age‹ incorporation of Indigenous religions into amalgams of the ›great traditions‹ that has followed it) emerged at the same historical moment that the question of Indigenous Australian land rights entered into the mainstream of Australian political life« (Redmond 2002, 56). However, from the 1970s onwards these ideas remained on the fringe of the debate as the number of ethnographic and also direct Indigenous contributions grew that showed the relevance, complexity and longevity of the *Wanjina-Wunggurr* cultural complex. This situation has possibly contributed to a shift in European interest towards the other major art form, *Gwion Gwion*, which became the focus of a similar intense debate in more recent decades.

5. *Gwion Gwion* rock-art: Origins and ownership

Joseph Bradshaw became the first European to see this distinctive class of rock-art and report about it at the General Meeting of the Royal Geographical Society in September 1891. The images subsequently became known as ›Bradshaw figures‹. However, the traditional custodians of the rock-paintings (Ngarinyin, Worrorra, Woonambal) refer to these images as *Gwion Gwion* (e.g. Doring 2000; Mowaljarlai/Malnic 1993), therefore this latter term is used here. Starting from the newly established port of Wyndham, Joseph Bradshaw travelled west across the Kimberley in 1891 in search for suitable land for pastoral use. While he was not successful in this endeavour, he reported subsequently about different aspects of the country and the rock-images he encountered. During his travel his party was constantly observed by Aboriginal men. Although no major confrontation developed, no contact was established either. Bradshaw (1892, 99) described the men as tattooed and painted and also mentioned their »imposing head-gears … extending upwards and obliquely outwards from the top of [their] heads«.

During his investigation of rock shelters in the region of the Prince Regent River, he found »native paintings« of human figures, which were in some cases life-size, »the bodies and limbs very attenuated, and represented as having numerous tassel-shaped adornments appended to the hair, neck, waist, arms, and legs« (Bradshaw 1892, 100). He continues to emphasise that the »most remarkable fact in connection with these drawings is that wherever a profile face is shown the features are of the most pronounced aquiline type, quite different from those of any natives we encountered«. The term ›aquiline‹ was used most often in art historical or physical anthropological contexts to refer to European classical Roman or Egyptian facial characteristics (e.g. in Petri 1954, 13). Accordingly, Bradshaw (1892, 100) continues that »one might almost think himself viewing the painted walls of an ancient Egyptian temple«. In contrast, other imagery that was painted over and alongside these paintings was described by him as ›crude forms‹. Finally, he reported noticing »alphabetical characters, somewhat similar to those seen by Sir George Grey in nearly the same latitude, but many miles westwards on the Glenelg River« (Bradshaw 1892, 100).

Obviously, Bradshaw was very aware of the findings of George Grey and his interpretations. He was also very happy to take up the suggestion that the ›Bradshaw figures‹ had their origins outside of Australia. It is interesting in this respect that Bradshaw was concentrating so much on this perspective that he did not notice the similarities between the paintings that he described and the Aboriginal men he described as well (see above). Although this is a field that still needs to be looked at more systematically, it is clear that in *Gwion Gwion* rock-art numerous references exist to material culture items as well as ritual paraphernalia of the local Indigenous groups (e.g. Redmond 2002, 58). One might suspect that Bradshaw's interpretation is a typical product of the dominant evolutionistic and racist narratives of the 19th century and that they were put to rest in the course of the 20th century. However, as was mentioned above, this is indeed not the case, as crucial elements of this perspective were resurrected in the last decades and continue to play a role in present-day conflicts about land rights and Native Title claims.

For many years, research and recording of *Gwion Gwion* rock-art has largely been associated with the work of the late Grahame Walsh. Before he died in 2007, he amassed what is possibly the largest collection of photographs and recordings of *Gwion Gwion* rock-art, as well as two visually-stunning volumes on the subject (Walsh 1994; 2000). However, he was also the author of highly controversial interpretations of the *Gwion Gwion*, suggesting that they were the product of a pre-Aboriginal ›race‹ – an argument which has critical implications for Indigenous rights and Native Title in Australia and places »Aboriginal people in the position of having to demonstrate cultural authenticity and legitimacy« (McNiven/Russell 1997, 807). Walsh's (1994; 2000) development and steadfast defence of an explanatory scheme of Kimberley rock-art, which sought to locate *Gwion Gwion* rock-art outside of Aboriginal art traditions garnered considerable national and international media attention (e.g. radio and television interviews). However, his failure to recognize the incredibly diverse nature of rock-art styles across Australia, explore other possibilities regarding cultural significance and/or stylistic links from within Australia, and consult with other Indigenous groups in the area resulted in a skewed interpretation of *Gwion Gwion* rock-art. Furthermore, Walsh's critics (e.g. McNiven/Russell 1997; Redmond 2002; Lewis 1997) have pointed out that the treatment of *Gwion Gwion* rock-art can be understood as part of a long tradition of disempowerment and alienation within a colonial and racist discourse. In a modern context these ideas made a revival in Walsh's (1992) argument that no claim of Aboriginal descent could establish curation rights over cultural heritage that is supposed to belong to all humanity (see also Mowaljarlai et al. 1988).

Walsh's views and theories continue to be of great popularity with non-Indigenous audiences. These theories have also captured the imagination of several non-academic writers (e.g. Wilson 2006; Parker et al. 2007) who have produced a number of books on the subject based on a less-than-factual basis (see Smith 2006). These non-academic books reach a wide audience and continue to transport an understanding of *Gwion Gwion* rock-art that is highly unbalanced and marginalizes Aboriginal viewpoints. Walsh's views do take on an additional dimension, when they are placed in the post-colonial contexts of the socio-political environment in the Kimberley today. The latter is very much characterized by conflicts over the access to land and its use. After the Federal Court of Australia recognized for the first time the possibility that Aboriginal groups can claim Native Title rights over their lands in 1993, this has lead to a large number of court cases all over the continent. While the details of these processes are well beyond the scope of this chapter, it needs to be stressed that Indigenous Australians can only achieve the recognition of Native Title over a particular tract of land if they can demonstrate a continuous and integral cultural association with it. It is clear that such a determination can be very difficult on different levels, especially given the disruption of Aboriginal lives in the last two hundred years as well as considerable population displacements. Obviously, oral histories, Aboriginal stories and narratives do play the most important element in this context. But as was explained above, in the Kimberley the existence and continuing relevance of rock-art for Aboriginal people also is a major factor in this context. Consequently, Walsh's claims of a disassociation of Aboriginal beliefs and *Gwion Gwion* rock-art do take on a different significance as this

interpretation can have considerable consequences in the determination of Aboriginal claims to their ancestral country (see Redmond 2002; 2005).

Walsh's work and the popular representation that he created of himself consist of a very interesting mosaic that fits very well into the imagination of certain groups of white Australians. There is a clear correspondence between the habitus that he presented and the theories that he put forward. He presented himself as the incarnation of the Australian white bushman that sets out alone to conquer the wilderness against the forces of nature. This image has powerful meaning in the construction of white Australian identity (see Ward 2003) and Walsh also was sometimes portrayed in opposition to academic archaeologists, who were not supposed to have the same field experience. In this way, Walsh also transported a vision of nature and the wilderness as a foreign and distant place with hidden secrets and civilisations. While this view fits well into the Western imagination of nature (see e.g. Cartmill 1993; Ingold 2000), it is completely alien to the understanding of Indigenous Australians. As was outlined above, for Aboriginal Australians the Kimberley is very much a well-known country with a well-known elaborate social and cultural geography.

The latter, however, also needs to be seen in relation to different cultural and social restrictions that influence and order Aboriginal relationships and these are not immediately obvious or even accessible to the Western viewer. As Redmond (2002, 58) points out, the »importance of the *Gwion* to local cosmogony emerges most strongly in the restricted *walungarri* ritual context, since it was the *Gwion* who are said to have introduced the ›circle dance‹ for initiation, as well as the stone-tipped spear; a technology that is intimately bound into Ngarinyin concepts of ›making men‹ from boys«.

In addition to attempts to protect culturally restricted knowledge, statements by Aboriginal informants in the literature cannot be taken at face value, but need to be carefully considered in its social and discursive context. When, for example, an Aboriginal elder responded with the remark that ›these were rubbish paintings‹ when inquired about *Gwion Gwion* art, this could mean a number of different things. The term is sometimes used to describe »someone who is very old and maybe no longer active« but it can also mean »not dangerous, friendly« or even »someone who is too young and inexperienced for an important political role« (Redmond 2002, 58). Consequently, the combination of these factors with a particular cultural disposition and the willingness to misinterpret or be selective with respect to the available evidence can lead to serious misrepresentations. Walsh's ideas appear to be a dangerous romanticism that simplifies the complexity of the existing archaeological and ethnographic evidence. His search for an ›Erudite culture‹ that supposedly preceded the *Wanjina-Wunggur* cultural complex (which was regarded by Walsh as artistically and culturally inferior) connects to a reductionist idea of culture in general. It also reflects a unilinear idea of cultural development that sees the ethnographic present as a degeneration of an imaginary Golden Age. In this sense, Walsh and his supporters became the victims of their own imaginations and narratives that they were following. Even though Walsh attempted to present himself very much ›in touch‹ with the Australian wilderness, his views were very much a reflection of ideas that were ultimately born at the desks of European armchair researchers.

6. The rock-art of the Kimberley today

Indigenous art of the Kimberley continues to be of considerable interest among both Australians and visitors from abroad. While tourism is generally welcomed as a source of income by the different Aboriginal groups, it also presents a threat to rock-art and other sacred sites. As was mentioned above, the *Wanjina-Wunggurr* cultural landscape is a complex social geography that contains restrictions of access according to age, sex or social affiliation. Unfortunately, tourist enterprises continue to bring foreign visitors to rock-art sites from yachts and boats without prior Indigenous consultations. These visits already are having detrimental effects on the environment, archaeological evidence and rock-art. Because of the ruggedness of the shoreline and the difficulties of physical access or maintaining a permanent watch along the coast, these incursions remain mostly undetected and are difficult to prevent. The different Aboriginal corporations in the Kimberley as well as the Kimberley Land Council, the major representative Aboriginal body in the Kimberley, are running local ranger programs to monitor these developments and their effects. However, unless European or Asian tourists do not develop the appropriate level of cultural sensitivity towards the art and its contexts, any control will be hard to sustain and will lead to ongoing grievances and frustrations by Aboriginal people.

At the time of writing, a significant further process is under way to further recognize the importance of the Kimberley rock-art as a whole as well as the cultural landscape associated with it. In February 2008 the Australian and Western Australian governments agreed to facilitate a National Heritage assessment of the western Kimberley, which should identify places of ›outstanding heritage value to the nation‹. Any place that will be included on the National Heritage List will be protected by federal law and any action potentially impacting a site will need approval from the Federal Government. In addition to the different Native Title decisions that have been made in the Kimberley, this important process will hopefully further contribute to the protection of the art, the stories, narratives and the traditions associated with it. As the Kimberley Land Council writes in a recent information flyer, »to Kimberley Aboriginal people, heritage is infinitely more than a list of places. Their heritage places are not simply artefacts of a no longer existent culture, but are living vibrant places, which have contemporary meaning. They are places that nurture and sustain the people of the Kimberley today and provide the basis for their continued survival as a people«. In this sense, archaeological and rock-art research are both handed a particular responsibility in dealing with people and evidence and in constructing narratives.

References

Akerman et al. 2002: K. Akerman/R. Fullagar/A. van Gijn, Weapons and Wunan: Production, function and exchange of Kimberley points. Australian Aboriginal Stud. 2002 (1), 13–42.

Arndt 1964: W. Arndt, The Australian Evolution of the Wandjinas from Rainclouds. Oceania 34 (3), 1964, 161–169.

Bahn 2007: P. G. Bahn, Cave Art: A Guide to the Decorated Ice Age Caves of Europe. London: Frances Lincoln 2007.

Bahn/Vertut 1988: P. G. Bahn/J. Vertut, Images of the Ice Age. New York: Facts on File 1988.
Balme 2000: J. Balme, Excavation revealing 40 000 years of occupation at Mimbi Caves, south central Kimberley, Western Australia. Australian Arch. 51, 2000, 1–5.
Balme/Morse 2006: J. Balme/K. Morse, Shell beads and social behaviour in Pleistocene Australia. Antiquity 80, 2006, 799–811.
Blundell 1980: V. J. Blundell, Hunter-gatherer territoriality: Ideology and behaviour in Northwest Australia. Ethnohist. 27, 1980, 103–117.
Blundell 2003: V. J. Blundell, The art of country: aesthetics, place, and Aboriginal identity in north-west Australia. In: D. Trigger/G. Griffiths (eds.), Disputed Territories: Land, Culture and Identity in Settler Societies. Hong Kong: University Press 2003, 155–185.
Blundell/Layton 1978: V. J. Blundell/R. Layton, Marriage, myth and models of exchange in the West Kimberleys. Mankind 11, 1978, 231–245.
Blundell/Woolagoodja 2005: V. J. Blundell/D. Woolagoodja, Keeping the Wanjinas fresh. Sam Woolagoodja and the Enduring Power of Lalai. Fremantle: Fremantle Arts Centre Press 2005.
Bowdler 2002: S. Bowdler, Hunters and traders in northern Australia. In: K. D. Morrison/L. L. Junker (eds.), Forager-Traders in South and Southeast Asia. Cambridge: University Press 2002, 167–184.
Bradshaw 1892: J. Bradshaw, Notes on a Trip to Prince Regent's River. Proc. Geographical Soc. Australasia 9 (2), 1892, 90–102.
Cartmill 1993: M. Cartmill, A View to a Death in the Morning. Hunting and Nature through History. Cambridge/MA: Harvard University Press 1993.
Crawford 1968: I. M. Crawford, The Art of the Wandjina. London: Oxford University Press 1968.
von Däniken 1969: E. von Däniken, Chariots of the Gods? Unsolved Mysteries of the Past. London: Souvenier 1969.
Dedman 2006: R. Dedman, Market Profile: Wandjina. Art & Australia 43 (3), 2006, 454.
Donaldson 2007: M. Donaldson, Introduction and overview of Kimberley rock art. In: M. Donaldson/K. Kenneally (eds.), Rock Art of the Kimberley. Perth: Kimberley Society 2007, 1–24.
Doring 2000: J. Doring (ed.), Gwion Gwion: Secret and Sacred Pathways of the Ngarinyin Aboriginal People of Australia. Köln: Könemann 2000.
Elkin 1948: A. P. Elkin, Grey's northern Kimberley cave-paintings refound. Oceania 19, 1948, 1–15.
Gamble/Gittins 2004: C. S. Gamble/E. K. Gittins, Social Archaeology and Origins Research. In: R. Preucel/M. Meskell (eds.), Social Archaeology: A Companion. Oxford: Blackwell 2004, 96–118.
Grey 1841: G. Grey, Journals of two expeditions of discovery in North-West and Western Australia, during the years l837, 38 and 39 … with observations on the moral and physical condition of the aboriginal inhabitants (Two Volumes). London: T. & W. Boone 1841.
Ingold 2000: T. Ingold, The Perception of the Environment: Essays in Livelihood, Dwelling and Skill. London: Routledge 2000.
Ingold 2002: T. Ingold, Between evolution and history: Biology, culture, and the myth of human origins. In: M. Wheeler/J. Ziman/M. A. Boden (eds.), The Evolution of Cultural Entities. Proc. British Acad. 112. Oxford: University Press 2002, 43–66.
Ingold 2004: T. Ingold, Between biology and culture: The meaning of evolution in a relational world. Social Anthr. 12 (2), 2004, 209–221.
Jebb 2002: M. A. Jebb, Blood, Sweat and Welfare. A History of White Bosses and Aboriginal Pastoral Workers. Crawley: The University of Western Australia Press 2002.
Kofod 1993: F. Kofod, Kimberley Languages. In: J. Ryan with Kim Akerman (eds.), Images of Power: Aboriginal Art of the Kimberley. Melbourne: National Gallery of Victoria 1993, 6–9.

Layton 1985: R. Layton, The Cultural Context of Hunter-Gatherer Rock Art. Man (N.S.) 20, 1985, 434–453.

Layton 1992: R. Layton, Australian Rock Art: A New Synthesis. Cambridge: University Press 1992.

Lewis 1997: D. Lewis, Bradshaws: The view from Arnhem Land. Australian Arch. 44, 1997, 1–16.

McNiven/Russell 1997: I. J. McNiven/L. Russell, »Strange paintings« and »mystery races«: Kimberley rock-art, diffusionism and colonialist constructions of Australia's Aboriginal past. Antiquity 71, 1992, 801–809.

Miller 1991: D. Miller, Primitive art and the necessity of primitivism to art. In: S. Hiller (ed.), The Myth of Primitivism. Perspectives on Art. London: Routledge 1991, 50–71.

Morwood 2002: M. J. Morwood, Visions from the Past: The Archaeology of Australian Aboriginal Rock Art. Crows Nest: Allen & Unwin 2002.

Morwood et al. 2010: M. J. Morwood/G. L. Walsh/A. L. Watchman, AMS Radiocarbon ages for beeswax and charcoal pigments in North Kimberley rock art. Rock Art Research 27 (1), 2010, 3–8.

Mowaljarlai/Malnic 1993: D. Mowaljarlai/J. Malnic, Yorro Yorro – everything standing up alive. Spirit of the Kimberley. Broome: Magabala Books Aboriginal Corporation 1993.

Mowaljarlai et al. 1988: D. Mowaljarlai/P. Vinnicombe/G. K. Ward/C. Chippindale, Repainting of images on rock in Australia and the maintenance of Aboriginal culture. Antiquity 67, 1988, 690–696.

O'Connor/Arrow 2008: S. O'Connor/S. Arrow, Boat images in the rock art of northern Australia with particular reference to the Kimberley, Western Australia. In: G. Clark/F. Leach/S. O'Connor (eds.), Islands of Inquiry. Colonisation, Seafaring and the Archaeology of Maritime Landscapes. Canberra: The Australian National University Press 2008, 397–409.

O'Connor/Fankhauser 2001: S. O'Connor/B. Fankhauser, One step closer: An ochre covered rock from Carpenter's Gap Shelter 1, Kimberley region, Western Australia. In: A. Anderson/I. Lilley/S. O'Connor (eds.), Histories of Old Ages: Essays in Honour of Rhys Jones. Canberra: The Australian National University 2001, 287–300.

O'Connor et al. 2008: S. O'Connor/A. Barham/D. Woolagoodja, Painting and repainting in the west Kimberley. Australian Aboriginal Stud. 2008 (1), 22–38.

Parker et al. 2007: A. Parker/J. Bradshaw/C. Done, A Kimberley Adventure: Rediscovering the Bradshaw Figures. Marleston: Gecko Books 2007.

Perkins/Langton 2008: R. Perkins/M. Langton (eds.), First Australians: An Illustrated History. Melbourne: The Miegunyah Press 2008.

Petri 1954: H. Petri, Sterbende Welt in Nordwest Australien. Braunschweig: Albert Limbach 1954.

Price 1989: S. Price, Primitive Art in Civilized Places. Chicago: University of Chicago Press 1989.

Redmond 2002: A. Redmond, ›Alien abductions‹, Kimberley Aboriginal rock-paintings, and the speculation about human origins: On some investments in cultural tourism in the northern Kimberley. Australian Aboriginal Stud. 2, 2002, 54–64.

Redmond 2005: A. Redmond, Strange relatives: Mutualities and dependencies between Aborigines and pastoralists in the Northern Kimberley. Oceania 75, 3, 2005, 234–246.

Reynolds 1981: H. Reynolds, The Other Side of the Frontier. Aboriginal Resistance to the European Invasion of Australia. Cairns: James Cook University 1981.

Roberts et al. 1997: R. Roberts/G. Walsh/A. Murray/J. Olley/R. Jones/M. Morwood/C. Tuniz/E. Lawson/M. Macphail/D. Bowdery/I. Naumann, Luminescence dating of rock art and past environments using mud-wasp nests in northern Australia. Nature 387, 1997, 637–642.

Ryan/Akerman 1993: J. Ryan/K. Akerman, Shadows of Wandjina: Figurative art of the Northwest and Central Kimberley. In: J. Ryan with Kim Akerman (eds.), Images of Power: Aboriginal Art of the Kimberley. Melbourne: National Gallery of Victoria 1993, 10–19.

Schulz 1956: A. S. Schulz, North-west Australian Rock Paintings. Mem. National Mus. Victoria 20, 1956, 7–57.

Smith 2006: C. Smith, The appropriation of Indigenous images: A review essay. Rock Art Research 23 (2), 2006, 275–277.

Stanton 1989: J. E. Stanton, Painting the Country: Contemporary Aboriginal Art from the Kimberley Region, Western Australia. Nedlands: University of Western Australia Press 1989.

Stanton 2006: J. E. Stanton, Wandjina. Art and Australia 43 (3), 2006, 414–419.

Utemara/Vinnicombe 1992: D. Utemara (with P. Vinnicombe), North-Western Kimberley belief systems. In: M. J. Morwood/D. R. Hobbs (eds.), Rock Art and Ethnography. Occasional AURA Publication No. 5. Melbourne: Australian Rock Art Association 1992, 25–26.

Veth et al. 2009: P. Veth/M. Smith/J. Bowler/K. Fitzsimmons/A. Williams/P. Hiscock, Excavations at Parnkupirti, Lake Gregory, Great Sandy Desert: OSL Ages for Occupation before the Last Glacial Maximum. Australian Arch. 69, 2009, 1–10.

Vinnicombe 1992: P. Vinnicombe, Kimberley ideology and the maintenance of sites. In: G. K. Ward (ed.), Retouch: Maintenance and Conservation of Aboriginal Rock Imagery. Occasional AURA Publication 5. Melbourne: Australian Rock Art Research Association 1992, 10–11.

Vinnicombe/Mowaljarlai 1995: P. Vinnicombe/D. Mowaljarlai, That rock is a cloud: Concepts associated with rock images in the Kimberley region of Australia. In: K. Helskog/B. Olsen (eds.), Perceiving Rock Art: Social and Political Perspectives. Oslo: Instituttet for sammenlignende kulturforskning 1995, 228–246.

Walsh 1992: G. L. Walsh, Rock art retouch: Can a claim of Aboriginal descent establish curation rights over humanity's cultural heritage? In: M. J. Morwood/D. R. Hobbs (eds.), Rock Art and Ethnography. Occasional AURA Publication No. 5. Melbourne: Australian Rock Art Association 1992, 47–59.

Walsh 1994: G. L. Walsh, Bradshaws: Ancient Rock Paintings of Northwest Australia. Geneva: Edition Limitée 1994.

Walsh 2000: G. L. Walsh, Bradshaw Art of the Kimberley. Toowong: Takarakka Nowan Kas Publications 2000.

Ward 2003: R. Ward, The Australian Legend. Melbourne/NY: Oxford University Press 2003.

Watchman et al. 1997: A. L. Watchman/G. L. Walsh/M. J. Morwood/C. Tuniz, AMS radiocarbon dating age estimates for early rock paintings in the Kimberley, NW Australia: Preliminary results. Rock Art Research 14, 1997, 18–26.

Whitley 2001: D. Whitley, Handbook of Rock Art Research. Lanham: Altamira Press 2001.

Wilson 2006: I. Wilson, Lost World of the Kimberley: Extraordinary Glimpses of Australia's Ice Age Ancestors. Crows Nest: Allen & Unwin 2006.

Martin Porr
Archaeology/Centre for Rock-Art Studies, M405, School of Social and Cultural Studies,
The University of Western Australia, Crawley WA 6009, Australia
martin.porr@uwa.edu.au

EAZ – Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift
Jahrgang 51, 1/2 (2010), S. 191–214
© Waxmann

Beat Schweizer

›Frühes Griechenland‹. Zum ›Problem‹ des Orients in fundierenden Geschichten des Okzidents*

Zusammenfassung:
In der Klassischen Archäologie, allgemeiner der Klassischen Altertumswissenschaft gibt es eine lange Diskussion zu den Einflüssen des Orients auf das Griechenland der homerischen Zeit. In dem Beitrag wird versucht, sich dieser Problemstellung über die Konzepte der ›fundierenden Geschichte‹ oder der ›intentionalen Geschichte‹ zu nähern. Diese Ansätze zielen auf Geschichte und Geschichtswissenschaft in ihrer gesellschaftlichen Funktion für die Traditions- und Kontinuitätsstiftung sowie die Ab- und Ausgrenzungspraktiken auch der modernen Welt. Davon ausgehend werden einige Abschnitte archäologischer Texte angeführt, die über bestimmte Erzählmuster ein ›orientalistisches‹ Geschichtsbild erzeugen.

Schlüsselwörter: Fundierende Geschichten; Intentionale Geschichte; ›orientalisierendes‹ Griechenland; Orient – Okzident; Griechen – Phöniker; Erzählmuster

›Early Greece‹. About the Orient in Founding Stories of the Occident

Abstract:
There has been a long discussion in Classical Archaeology and Classics in general concerning oriental impact on homeric Greece. This contribution attempts to approach this topic through the concepts of ›founding stories‹ or ›intentional history‹. These concepts focus on history and historiography in their social function for the construction of tradition and continuity as well as for demarcation and exclusion practices even in the modern world. On this basis, some sections of archaeological texts are given, which by certain narrative patterns produce an ›Orientalist‹ view of history.

Keywords: Founding Stories; Intentional History; ›orientalising‹ Greece; orient – occident; Greeks – Phoenicians; narrative patterns

* Ich danke Sabine Rieckhoff und Ulrich Veit für die Einladung zur Tagung ›Der Archäologe als Erzähler‹ im Juni 2009 in Leipzig, Ulrich Veit und *last but not least* Melanie Augstein für zahlreiche konstruktive Hinweise zu einer früheren Fassung des Texts.

Einleitung: Orient im Okzident

In Beiträgen zur griechischen Geschichte des frühen 1. Jahrtausends v. Chr. finden sich zuletzt Sätze[1] wie der, nach dem »der tiefgehende Einfluß der Kulturen des Vorderen Orients auf die ägäische Welt der homerischen Epen inzwischen wohl als anerkanntes Faktum in der modernen Forschung bezeichnet werden« kann (Rollinger 2004, 1). Zugleich wird einerseits konstatiert: »Daß die Griechen dem Orient ungemein vieles verdankten, war schon immer klar« (Meier 2009, 84), um dann andererseits festzustellen: »Nicht so sehr Übernahme … oder gar Nachahmung, sondern Anregung, Beweglichkeit, Beschleunigung der Veränderung also waren es, wodurch der Austausch mit dem Orient für die Griechen fruchtbar wurde«. Entscheidend sei »nicht das Übernommene, sondern die Eigenart der Übernehmenden« gewesen (ebd. 92). Angespielt wird in beiden Zitaten offensichtlich auf eine Kontroverse zur Tragweite eines Kulturtransfers – Kultur dabei sektorial als ›System‹ geteilter Vorstellungen, Dinge und Praktiken verstanden – zwischen dann holistisch konzeptionalisierten ›Kulturen‹ des Nahen Ostens oder ›dem‹ Orient und der ägäischen Welt oder ›den‹ Griechen.[2] Und dies betrifft vor allem die Zeitphase, für die seit den frühen 1980er Jahren Bezeichnungen wie »die orientalisierende Epoche« (Burkert 1984) oder »the orientalizing period« (Murray 1980, 80–99) für Literatur, Religion und Geschichte des ›frühen‹ Griechenlands forciert worden sind. Ein Problem stellt ›der Orient‹ in fundierenden Geschichten ›des Okzidents‹ für Teile der Forschung deshalb dar,[3] weil hier über einseitigen Kulturtransfer oder asymmetrischen Kulturaustausch gehandelt wird, und zwar in Bezug auf ein Griechenland des 8. bis 6. Jhs. v. Chr., das trotz der voraus liegenden mykenischen und geometrischen Perioden der griechischen Geschichte aufgrund der ›ersten‹ Texte als Phase des Anfangs oder zumindest des Aufbruchs gilt. Heikel ist offensichtlich, was Walter Burkert (1984, 115) demonstrativ so ausgedrückt hatte: »Die ›homerische Epoche‹ ist die orientalisierende Phase der griechischen Kultur«.

Seither hat sich die Frontlinie innerhalb des Forschungsdiskurses allerdings grundlegend verschoben, sind doch zuletzt schon die genannten Einheiten als Problem herausgestellt worden. Denn einerseits gab es keinen ›einheitlichen‹ Orient. Burkert, dessen Arbeiten[4] wichtige Referenzen des Forschungsfeldes bilden, hat zu Recht die Frage

1 Wenn im Folgenden aus Arbeiten von Wissenschaftlern – von Archäologen, Philologen und Historikern als Erzählern – zitiert wird, so geht es nicht um Kritik an Autoren, sondern stets um Beispiele von Forschungsdiskursen, denen so leicht gar nicht zu ›entkommen‹ ist. Einige der Textstellen sind anderenorts, im Rahmen eines Versuchs, die angesprochene Problemlage mittels der Kategorien Wissen und Medien zu umgehen (Schweizer 2005), schon angeführt worden.

2 Sektoriale und holistische Kulturbegriffe unterscheidet Gotter (2001, 258–265) in seiner »groben« Typologie von Kulturdefinitionen.

3 Dieser Diskurs hat eine lange Vorgeschichte, die schon die sich etablierenden Einzelwissenschaften der Klassischen Philologie und der Archäologie sowie der Althistorie geprägt hat. Ältere Stimmen führt Billeter (1911, 419–421; 439–441) im Rahmen einer systematischen Sammlung von Forschungsmeinungen zum ›Wesen des Griechentums‹ an; dazu Weiler 2007, 203–205. Eine konkrete Kontroverse der Mitte des 19. Jahrhunderts behandelt Fittschen 2005. Allgemein dazu zuletzt Meyer-Zwiffelhoffer 2007.

4 Von Burkert 1984 (»Die orientalisierende Epoche«) über die englische Übersetzung Burkert 1992 (»The Orientalizing Revolution«) bis Burkert 2002 (Untertitel der engl. Ausgabe: »Eastern Contexts of Greek Culture«).

gestellt, ob es gerechtfertig ist, sich die Region »ungefähr östlich und südöstlich von Europa«, also von Kleinasien bis Mesopotamien und Ägypten als Einheit vorzustellen, und nicht eher als Raum einer »Vielzahl eigengeprägter, jeweils für sich zu nehmender Kulturen« (Burkert 2002, 12). Was die Detailarbeit der Historiker und Archäologen schon lange hätte zeigen können, wurde aber erst über die durch Edward Said angestoßene Orientalismus-Debatte (Hauser 2001) sagbar. »On the non-existence of the Orient« überschreibt Nicolas Purcell (2006, 25 f.) einen seiner Kritikpunkte an der Konzeption des »Orientalizing«. Andererseits ist vor dem 5. Jh. v. Chr. auch kein Diskurs über hellenische Kultur von Griechen nachzuweisen. Was heute unter ›griechischer Kultur‹ verstanden wird, »would probably not have been recognized by the Greeks themselves – at least in the Archaic period«. Und: »there is no such thing as a singular ›Greek society‹ in the Archaic period« (Hall 2004, 42 f.). Als erste Definition einer hellenischen Identität gilt eine Passage (8,144,2) im Werk des Herodot (Weiler 2007, 202). Wird die Ethnogenese der Griechen auf die Ilias als ›dem‹ – nach Jan Assmann (1992, 273) – »fundierenden Text« des panhellenischen Bewusstseins bezogen, so fallen die »Anfänge einer organisierten Überlieferung und Verbreitung« des Textes in die zweite Hälfte des 6. Jhs. v. Chr. (ebd. 276). Weder ›der‹ Orient noch ›die‹ Griechen sind daher für das 8. und 7. Jh. v. Chr. zulässige analytische Entitäten für Fragen des Kulturtransfers, wenn damit auf spezifische historische Situationen des Kulturwandels als eines – konstanten – Wandels von Fremdwahrnehmung und Identitätskonstruktion (Gotter 2001, 280) gezielt wird.[5] Zu untersuchen ist dagegen die Ethnogenese der Griechen (Ulf 1996) in Hinblick auf Vorstellungen über kulturelle Welten des Nahen Ostens im Kontext des Kulturaustauschs. Voraussetzung dafür wäre allerdings die Analyse spezifischer gesellschaftlicher und kultureller Kontexte mit jeweils unterschiedlichen Bedingungen für die Akteure[6] und den sich daher ergebenden Voraussetzungen für Räume des Transfers, und zwar unter Berücksichtigung der Frage nach Materialität und Medialität des Kulturkontakts.

Gerade dann aber, wenn Kulturaustausch auf der Folie klar abgegrenzter, dauerhaft zu fassender Einheiten untersucht wird, besteht offensichtlich die Notwendigkeit, das Selbstverständliche des Kulturtransfers hervorzuheben, in den anfangs angeführten Beispielen durch den Hinweis auf den ›Einfluss‹ von Kulturen des Nahen Ostens oder die kreative Verarbeitung durch ›die‹ Griechen. Als Ausgangshypothese sollte aber gelten, dass sich benachbarte Gesellschaften in permanentem Austausch befinden, der auch das Feld kultureller Praktiken mit einschließt. In Bezug auf das Verhältnis des republikanischen bzw. frühkaiserzeitlichen Roms gegenüber dem eroberten Griechenland hat Egon Flaig (1999, 97) betont, dass sozialer und kultureller Wandel erst einmal nicht bedeutet, dass sich eine Seite »derjenigen Kultur annähert, die zum Differenzierungsschub die dinglichen, semantischen und performativen Elemente liefert«. Flaigs Kritik an der ›Verdinglichung‹ der Frage des Kulturtransfers sollte – trotz der

5 Vgl. auch: »Die Gruppe, die eine fremde Kultur rezipiert und gleichzeitig ihre kulturelle Identität reproduziert, interpretiert bestimmte Praktiken, Techniken, Symbole als fremd und als nicht fremd« (Flaig 1999, 92).

6 Programmatisch dazu Ulf (2009), nach dem die Homogenität oder Variabilität, die Offenheit oder Geschlossenheit der kulturellen Räume sowie die Stellung der Akteure (Produzenten, Vermittler und Rezipienten) und die Reichweite der sozialen Bindungen wichtige Parameter des Kulturaustauschs sind.

anderen Ausgangsbedingungen und unabhängig davon, auf welcher Ebene die relevanten kulturellen Einheiten letztendlich gefasst werden – auch für das Verhältnis ›Orient‹ und ›Griechenland‹ bedacht werden. Denn der Begriff ›orientalisierend‹ diente ursprünglich der stilgeschichtlichen Charakterisierung der Fundobjekte unterschiedlicher Regionen des Mittelmeerraums (Pallottino 1965), hat sich dann aber – vor allem und wohl auch zuerst für das archaische Etrurien – zur Bezeichnung von Zeitphasen durchgesetzt, in denen diese ›orientalisierenden‹ Objekte, jedoch auch fremde, dem Nahen Osten zugeschriebene, ›importierte‹ Objekte das Fundbild kultureller Räume dominieren (z. B. Pallottino 1987, 77). Mit dem Übergang zur Epochenbezeichnung werden mit dem auf der Ebene der Artefaktanalyse, da nur deskriptiv gebrauchten, noch vertretbaren Begriff allerdings schwer kontrollierbare Interpretationen generiert. Wichtig erscheinen zwei Punkte, auf die Purcell aufmerksam gemacht hat. Zum einen dürfte visuell leicht nachvollziehbarer kultureller Wandel nur schwer mit entsprechenden Entwicklungen der schlechter dokumentierten Bereiche, etwa der komplexen sozialen Gefüge oder der Mythen- und Rechtssysteme, zu korrelieren sein. Zum anderen tragen die Begriffe ›orientalisierend‹ und ›orientalizing‹ die diffusionistischen Konnotationen des 19. Jahrhunderts weiter, obwohl diese aufgrund von Konzeptionen wie der des *social life of things* gerade auf dinglicher oder medialer Ebene kaum mehr haltbar sind (Purcell 2006, 22–24). Als »refusal to analyse« bezeichnet Purcell (ebd. 22) eine Periodisierung, die sich nach den Eigenschaften anstatt einer historischen Interpretation der Zeugnisse richtet. Die interpretativen Leerstellen werden allerdings leicht durch mit dem Begriff verbundene Behauptungen und Vorannahmen ersetzt. Dieser Kritikpunkt Purcells befindet sich auf der Ebene des in den einleitenden Textzitaten angesprochenen Problems der Forschung, das im Folgenden im Vordergrund stehen soll.

Der Archäologe als Erzähler und die Erzählung fundierender Geschichten

Für die Fragestellung nach dem Archäologen, der Archäologin als Erzähler oder Erzählerin bieten sich unterschiedliche disziplinäre Zugriffe. Ganz anders als in der Archäologie,[7] in der das Thema kaum eine Rolle spielt, wurde in der Ethnologie unter dem Schlagwort ›writing culture‹ der kritische Zusammenhang des *Schreibens über* Kulturen mit der *Konstruktion von* Kulturen und damit letztendlich die Frage der Repräsentation zeitlich oder räumlich entfernter kultureller und sozialer Kontexte diskutiert (Berg/Fuchs 1993). Insbesondere in den Geschichtswissenschaften waren mit der Fragestellung harte, teilweise mit disziplinären Ab- und Ausgrenzungsversuchen verbundene Auseinandersetzungen verbunden. Zu erinnern ist an die unter wechselnden

7 In der deutschsprachigen Prähistorischen Archäologie werden von Eggert (2002); Veit (2006); Rieckhoff (2007) Aspekte der Narrativität behandelt. In der englischsprachigen postprozessualen Archäologen ist der Blick auf die ›Erzählungen‹ von Archäologen eine Folge der Diskussionen um ›material culture as text‹ (vgl. Eggert/Veit 1998, passim), allerdings in der eigentümlichen Wende der interpretativen Archäologie: »The discipline is beginning to undertake a ›linguistic turn‹ through the ›discovery‹ that material culture has to be written« (Tilley 1993, 11), bis zu dem Punkt, dass Ian Hodder (1993; 1995) Tropen nach Hayden White für eine zyklische Konzeption archäologischer Kulturen benützt.

Vorzeichen immer wieder der Erzählung von Ereignissen gegenüber gestellte theoretisch inspirierte Geschichte von Strukturen, etwa in der deutschen Sozialgeschichtsforschung oder der französischen Schule der ›Annales‹ (Kocka/Nipperdey 1979 bzw. Burke 1991). Auch diese Konfrontationslinie hat sich über die Rezeption poststrukturalistischer Theorieelemente, insbesondere der Diskurse und Praktiken im Sinne Foucaults und Bourdieus, verschoben, indem von einer strengen sozialwissenschaftlichen Geschichtsforschung abweichende Strömungen unter dem Namen der Kulturgeschichte erfasst werden (Hardtwig/Wehler 1996; Gotter 2001, 260–262) oder indem auch von der »Wiederkehr des Erzählens«, auch von Ereignissen (Burke 1991, 91–95) gesprochen werden kann. Insbesondere die narratologisch begründete Angleichung geschichtswissenschaftlicher und fiktionaler Erzählungen durch Hayden White[8] hat zu vehementem Widerspruch von Historikern geführt und eine Diskussion um Fakten und Fiktionen der Geschichtswissenschaft wieder aufleben lassen (Kiesow/Simon 2000; vgl. Eggert 2002).[9] Andererseits sind mit Bezug auf Narrativitätstheorien auch strukturgeschichtliche Werke unter die Erzählungen eingereiht worden (Ricœur 1988; ablehnend dazu Burke 1991, 93) und wurde versucht, das poststrukturalistische Theorieangebot kritisch zu nutzen (Chartier 1994). Eng damit verbunden sind geschichtsphilosophische Vorstellungen, dass Erzählungen das adäquate Medium der Darstellung und des Verstehens menschlicher Geschichte sind (Rüsen 1982; Ricœur 2007).

Auch wenn diese vielfältig verästelten und sich teilweise ausschließenden, teilweise überschneidenden Theoriediskussionen hier nur kurz angerissen werden können,[10] lässt sich doch schon erkennen, auf welche Diskussionen bestimmte Fragestellungen zum Archäologen als Erzähler zurückzuführen sind. Wird eine theoretische Archäologie gegen das traditionelle Erzählen von Geschichte gefordert, so bewegt man sich in demselben narratologischen Rahmen, wie wenn man es als Aufgabenbereich der Archäologie sieht, Ergebnisse jenseits der Quellengewinnung und Quellenanalyse als ›historische Erzählung‹ darzustellen. Wird diese ›historische Erzählung‹ der Archäologen auf die Vermittlung bzw. Popularisierung von Wissen bezogen, so befindet man sich auf der Ebene eines Diskurses, in dem die Erzählung aus der Perspektive positivistischer Faktenerhebung und der Fokussierung auf Detailprobleme unter dem Verdacht der Produktion oder Repetition von (überholten) Geschichtsbildern steht.[11] Allerdings hängen auch die vermeintlich eng an den Fakten orientierten Wissenschaftler nicht selten denselben, ebenso wenig reflektierten Geschichtsbildern an, während in ideologiekritischen Beiträgen die eigenen, abweichenden Geschichtsbilder oft nicht thematisiert werden. Die Diskussionen um fiktionale und nichtfiktionale Erzählungen oder um Erzählung und Historizität beruhen andererseits auf der (post-)strukturalistischen Wende der

8 Dazu knapp Rieckhoff 2007, 19 f.

9 Zur Kritik aus der Perspektive der Narratologie siehe Volkmann 2004.

10 Insbesondere die oft polemische, die Gegenseite auch verzerrt darstellende Schwarz-Weiß-Malerei bei von Autor zu Autor wechselnder theoretischer Basis erschwert in der Regel eine wissenschaftliche Diskussion. Dazu findet sich oft eine Erzählfigur, nach der zuerst in den kritisierten Beiträgen wissenschaftliche Fehler nachgewiesen werden bzw. dem kritisierten Ansatz wissenschaftliche Relevanz abgesprochen wird, um dann festzuhalten, dass die eigene Richtung dasselbe im Grunde ja schon lange – und viel besser – vertreten hat.

11 Schweizer (im Druck) zu dieser seit Ende des 19. Jahrhunderts dominierenden Art der Professionalisierung bzw. Verwissenschaftlichung der Archäologie oder Altertumswissenschaften am Beispiel der Kritik am Philologen, Historiker und Archäologen Ernst Curtius.

Erzähltheorie (Nünning 2004). Erst auf dieser narratologischen Basis lassen sich unterschiedliche Erzähltypen und Erzählstrategien gegenüberzustellen oder ist über eine dem Quellenmaterial der Archäologien adäquate, eventuell eher deskriptive als ›erzählerische‹ Darstellungsweise zu diskutieren.[12]

Der Begriff ›fundierende Geschichte‹ geht auf Überlegungen zum kulturellen Gedächtnis von Jan Assmann (1992) zurück, ist eng mit einem der von ihm und Aleida Assmann differenzierten Mythosbegriffe verbunden, nämlich dem religionswissenschaftlich und ethnologisch relevanten des Mythos als »fundierende, legitimierende und weltmodellierende Erzählung« (Assmann/Assmann 1998, 180 bzw. 185–195). Nach Assmann (1992, 52) ist Mythos im Rahmen des kulturellen Gedächtnisses, für das »nicht faktische, sondern nur erinnerte Geschichte« zählt, »eine fundierende Geschichte, … die erzählt wird, um eine Gegenwart vom Ursprung her zu erhellen«. Erinnerte Vergangenheit ist funktionalisierte Vergangenheit, als »Motor der Entwicklung« oder »Fundament der Kontinuität« (ebd. 75). Assmann wendet sich für die von ihm untersuchten Gesellschaften gegen die homologen Oppositionspaare von Fiktion und Realität, Zweckhaftigkeit und Objektivität, Mythos und Geschichte. Geschichte ist hier stets fundierende Geschichte oder Mythos, das heißt, auch faktische, auf objektiven Tatsachen beruhende Geschichte »von unbezweifelbarer Historizität« wird als fundierende Geschichte zum Mythos (Assmann 1992, 75 f.). Dasselbe gilt für die Gesellschaften der Moderne, sofern geschichtliche Tatsachen für das kulturelle Gedächtnis eine Rolle spielen. Dabei ist es nach Assmann ein kategorialer Unterschied, ob Mythos als »zur fundierenden Geschichte verdichtete Vergangenheit« sich auf eine absolute oder eine historische Vergangenheit bezieht (ebd. 78). Und Erinnerung ist streng von Geschichtswissenschaft zu trennen, erstere ist eine Funktion des sozialen Gedächtnisses, letztere Aufgabe des Historikers. Dieser ist als Kritiker fundierender Texte definiert (ebd. 102; 128).

Der Althistoriker Hans-Joachim Gehrke hat sich für sein in mehreren Beiträgen anhand theoretischer Überlegungen und unterschiedlicher Fallbeispiele (Troia, Marathon, Magnesia) entwickeltes Konzept der ›intentionalen Geschichte‹[13] auch auf Assmanns Ausführungen zur fundierenden Geschichte bezogen. Für die intentionale Geschichte hat Gehrke (1994, 241; 245 bzw. 247) in Bezug auf die griechischen Mythen als notwendige Elemente der politischen, sozialen und ethnischen Integration, der Identitätsstiftung und der Kommunikation auf Vorstellungen des Ethnologen Wilhelm Mühlmann und des Mittelalterhistorikers Reinhard Wenskus zurückgegriffen. Intentionale Geschichte bezeichnet demnach die Geschichte, die die jeweiligen gesellschaftlichen Gruppen für wahr halten, und zwar unabhängig von der Position der modernen historischen Forschung (ebd. 247). Ähnlich wie Assmann geht Gehrke davon aus, dass in Hinblick auf antike Gesellschaften die Grenze zwischen Mythos und Geschichte fallen zu lassen ist, dass nicht nur Mythen – und künstlerisch gestaltete Mythen – als Geschichte betrachtet wurden, sondern auch historische Ereignisse im modernen Sinn mythisiert worden sind (ebd. 248 bzw. 254). Und analog zu Assmann hat Gehrke diese Überlegungen zu Mythos und intentionaler Geschichte auch auf die Moderne bzw. die

12 Dazu als linguistische Studie Bleckmann 2001.

13 Angeführt seien Gehrke 1994; 2000; 2004; 2005. Zur ›Intentionalen Geschichte‹ zuletzt Foxhall/Gehrke/Luraghi 2010.

Gegenwart übertragen. Hingewiesen wird von ihm auf die Funktion der historischen Wissenschaft im Rahmen der Traditions- und Kontinuitätsstiftung sowie der Ab- und Ausgrenzungspraktiken moderner und zeitgenössischer Staaten. Insbesondere die Archäologie wird als ›Spurensuche‹ der Selbstvergewisserung zugeordnet (ebd. 258).

»Marathon und Troja als fundierende Mythen« – wie auch der Untertitel einer seiner Beiträge (Gehrke 2004) zeigt, sieht er im Konzept der intentionalen Geschichte die Chance, Erzählungen über Geschichte einerseits und Mythen, also fiktionale Erzählungen andererseits auf gleicher Ebene zu analysieren, womit die auf ›geglaubte‹ und ›fiktive Geschichte‹ bezogenen negativen Wertungen zuerst einmal ausgeschlossen seien. Sein Plädoyer für die – kritische – Untersuchung von intentionaler Geschichte setzt also zuerst einmal nicht an einer Unterscheidung nach den Kriterien von Wahrheit oder Fiktion an, sondern an der sozialen Funktion von Geschichte bis in die Gegenwart (ebd. 23). Ziel ist es, den intentionalen, also identitätsstiftenden Charakter der Aneignung des Altertums in der Moderne oder auch der modernen Geschichtswissenschaft aufzudecken. Anhand der Beispiele Marathon und Troia wird aufgezeigt, wie aus spezifischen klassischen *lieux de mémoire* durch Rezeption und Übersetzungsleistungen bedeutende Gedächtnisfiguren der europäischen Identität und orientalischen Alterität wurden. Vor allem das Ereignis Marathon, der eher unerwartete Sieg der Athener über das wesentlich größere persische Heer im Jahr 490 wurde schon im Athen des 5. und vor allem 4. Jhs. v. Chr. zunehmend mit der Vorstellung eines Sieges der Griechen über den Orient, eines Sieges der Demokratie über den Despotismus Asiens, der Freiheit über die Sklaverei konnotiert. Für die moderne, nach Gehrke (2005, 43) im Gegensatz zum antiken Diskurs zunehmend handlungsleitende Rezeption und Weiterentwicklung der Gedächtnisfigur des Gegensatzes von Orient und Okzident soll hier nur die Bemerkung von John Stuart Mill stehen, wonach Marathon als historisches Ereignis für die Geschichte Englands wichtiger gewesen sei als die Schlacht von Hastings, denn sonst »würden die Briten und die Sachsen womöglich noch heute in den Wäldern herumlaufen« (nach Gehrke 2004, 29). Nach Gehrke (ebd. 26) gilt für fundierende Geschichten: »Präteritum und Präsens sind rückgekoppelt und immer wieder wird an der Tradition gearbeitet und gestrickt«. Und dagegen fordert er: »Aufklärung tut Not, nach wie vor, gerade wenn intentionale Geschichte zur heißen Erinnerung wird« (ebd. 36; so schon 1994, 263).

Fundierende Geschichten und große Erzählungen

Die Nebeneinanderstellung von intentionaler Geschichte, kulturellem Gedächtnis und dem von Jörn Rüsen ins Auge gefassten ›Sinn der Geschichte‹ zeigt allerdings, dass die kritische, aufklärerische Forschung zur intentionalen Geschichte oder Geschichte als Legitimationswissenschaft es schwer haben wird, sich aus der Rückkopplung von Gegenwart und Vergangenheit zu lösen (Gehrke 2005, 36 f.). Wenn Gehrke für die intentionale Geschichte die Unterscheidung von Mythos und Geschichte einebnet, so greift er zur Begründung auf antike Quellen zurück, denn in den Bildprogrammen klassischer Tempel und anderer Bauten Athens findet genau dies statt: Dargestellt sind Kämpfe gegen Perser oder Spartaner neben Kämpfen gegen Amazonen und Kentauren. Und auf

der methodischen Ebene befindet er sich in der Tradition antiker Geschichtsschreiber. Wie auch der Titel des angeführten Artikels – »Was heißt und zu welchem Ende studiert man intentionale Geschichte?« – nahelegt, letztendlich geht es um Universalgeschichte und diese meint nicht Weltgeschichte sondern Sinngebung oder, wenn man so will, Inszenierung einer Erzählung eines historischen Gesamthorizonts, in dem willentlich oder zwangsläufig erhebliche Teile der Welt ausgeblendet werden. An anderer Stelle hat Gehrke denn auch festgestellt, dass die Antike

> »bei den größeren Integrationen auf europäischer und globaler Ebene zwangsläufig deshalb ins Spiel [kommt], weil sie jenseits der nationalen Traditionen die verbindende Geschichte schlechthin darstellt und ohnehin bei der Herausbildung des europäisch-okzidentalen Selbstverständnisses eine wesentliche Rolle gespielt hat« (Gehrke 2005, 39).

Und darüber hinaus:

> »Intentionalität und Rationalität sind immer wieder miteinander verbunden, häufig schwer zu trennen. Die Arbeit des Historikers hat etwa Ambivalentes: Sie kann Zusammenhänge kritisch dekonstruieren und zugleich – ob beabsichtigt oder nicht – einer Mythifizierung Vorschub leisten. … Sinnvoll ist gewiss die Perspektive des Ethnologen, der ›regard éloigné‹. Aber ist der nicht gelegentlich zu forciert verfremdend und neigt er nicht dazu, die tatsächliche Privilegierung einer Epoche, der klassischen Antike in der europäischen Tradition, zu übersehen und die daraus resultierende Nähe zu unterschätzen?« (ebd. 46).

Allgemeiner scheinen die von den Altertumswissenschaften oder Archäologien erzählten Geschichten weitestgehend zu den fundierenden Geschichten zu gehören. Dabei ist es gleich, ob man die Fremdheit der untersuchten Gesellschaften postuliert, über deren ›dunkle‹ Seiten (Hölscher 1989) spricht oder auch nicht, oder ob es sich – nach der Differenzierung Rüsens (1982) – um Formen traditionalen, exemplarischen und genetischen oder andererseits kritischen Erzählens handelt. Dies zeigt sich schon darin, dass es sich bei den für eine Analyse von Erzählweisen der prähistorischen Forschung mit diesen Erzähltypen verbundenen Beiträgen von Gustaf Kossinna, Ernst Sprockhoff, Wolfgang Kimmig und Gordon Childe (Veit 2006, 204–206)[14] um Meistererzählungen (Rieckhoff 2007, 21–23) der archäologischen Forschung handelt. Man kann unter den von Ulrich Veit (2006, 207) differenzierten großen Erzählungen jene zur ›Selbstschöpfung des Menschen‹ für wichtiger halten als jene unter dem Motto ›ex oriente lux‹, unter den von Sabine Rieckhoff (2007, 26 f.) angeführten Darstellungen zur Späthallstatt- und Frühlatènezeit Kimmigs Geschichte eines geradlinigen Fortschritts eher bereitwilliger Integration der auf Krisenszenarien abhebenden Erzählung von Ludwig Pauli vorziehen oder auch nicht. Ist mit Rudolf Virchows naturwissenschaftlich ausgerichteter Konzeption der Archäologie als einer »Geschichte von Mensch und Umwelt« tatsächlich eine grundsätzlich andere Perspektive eröffnet als mit der »Geschichte

14 Dazu Eggert 2002; 2006, 215–218; Rieckhoff 2007, 20 f. mit scharfer Kritik an der »teleologischen Konzeption«. Sicherlich dienen die Erzähltypen Rüsens allein der »Kategorisierung von Identitätskonstruktionen«.

der Identitätsrekonstruktion« von Gustaf Kossinna (ebd. 23)? Handelt es sich hier nicht einfach um intentionale Geschichte auf unterschiedlichen Stufen der Generalisierung?[15] Sicherlich erscheint etwa die Paläolith-Forschung zu den Frühphasen der Menschheit unproblematischer als die national oder regional ausgerichteten Forschungsfelder, in denen im Kontext von Staatenbildungen oder auch europäischer Integrationen an »heißen Erinnerungen« (Gehrke 2005, 39) gearbeitet wird.

Teilweise sind Ausgrabungsorte der Klassischen Archäologie wie Olympia und Delphi nicht nur Gedächtnisorte des Landes, in dem sie liegen, sondern auch ein wenig der ausgrabenden Nationen (Schweizer 2005, 355) und darüber hinaus ›Weltkulturerbe‹. Außerhalb von Mittelmeerländern wie der Türkei, Griechenland oder Italien wird mit der Erforschung Griechenlands und Roms per Definition als ›Klassische Archäologie‹ auf die Ursprünge oder – allgemeiner – die Vergangenheit Europas oder des Westens gezielt. Andererseits sind auch im Rahmen der Archäologie des Mittelmeerraums in Bezug auf frühgeschichtliche Zeiten archäologische Synthesen zu einzelnen Ethnien vorgelegt worden. Diese werden auf der Basis wenig aussagekräftiger historischer Angaben literarischer Überlieferung auf archäologische Quellen in spezifischen geographischen Räumen bezogen. Erzählt wird – je nach theoretischer Basis – die Geschichte von Aufstieg und Niedergang, einer Entwicklung von klassenloser oder Dorfgesellschaft über eine Welt der Big Men, Chiefs oder Fürsten bis zu staatlichen Strukturen im Falle der Etrusker und Roms oder einer Krise für die Mehrzahl der italischen ›Kulturen‹. Das archäologische Material wird also in eine Erzählung vom postulierten ersten Auftauchen einer Ethnie bis zur Ablösung durch eine neue eingebunden. Für das frühgeschichtliche Italien steht am Ende dieser Geschichte in der Regel die Eingliederung in den römischen Herrschaftsbereich, der geographische Raum wird römische Provinz. So wird in den Kapiteln einer Monographie über die Kampaner (Cerchiai 1995) die indigene Bevölkerung in der Eisenzeit, die Welt der Fürsten, die Welt der Stadt, die ›Krise‹ des 5. Jhs. v. Chr. sowie das 4. Jh. v. Chr. mit der römischen Expansion behandelt. In einer Monographie über die Veneter (Capuis 1993) finden sich Kapitel zur Eisenzeit mit Abschnitten zur Entstehung von Machtzentren, der Ausbildung von Eliten und der Konsolidierung der Aristokratie, dann zur protourbanen Phase und der späten Eisenzeit mit den gallischen Invasionen. Bände wie diese gibt es für nahezu jede moderne Region Italiens. Erzählt werden dann entsprechende historische Abläufe auch für die Ligurer, die Räter, die Kelten in Italien, die Etrusker, die Latiner, die Umbrer, die Picener, die Lukaner, die Brettier, die Messapier, die Iapyger, die Sarden, die Sikaner, die Sikuler und die Elimer. Hinter all diesen Einzeldarstellungen steht die Geschichte der Vielfalt Italiens als Voraussetzung Roms, als Basis des römischen Weltreichs (Pallottino 1987; Pugliese Carratelli 1988; 1989).

Für Griechenland und Rom gibt es auf alle historischen und kulturellen Aspekte zielende, zusammenfassende Synthesen aus der Feder von Archäologen nur für die Frühphasen, für die die schriftliche Überlieferung fehlt. Als Klassiker kann hierfür das Buch über das ›Geometrische Griechenland‹ von John Nicolas Coldstream (1977) bezeichnet werden, dessen kulturgeschichtliche Darstellung an der vom ihm selbst erarbeiteten Periodisierung der geometrischen Keramik (Coldstream 1968) orientiert ist. Ansonsten

15 Dies gilt letztendlich auch für den Hinweis bei Kienlin/Schweizer (2002, 213), dass Begriffe wie Orient und Okzident durch sozialwissenschaftliche Kategorien ersetzt werden können.

wird das sogenannte klassische Altertum von einer Fächertrias behandelt, von der Klassischen Archäologie, der Alten Geschichte und der Klassischen Philologie, der Gräzistik bzw. Latinistik. Große Erzählungen über Griechen und Römer werden in erster Linie von Althistorikern geschrieben, verallgemeinernde Aussagen zur griechischen und römischen Kultur vor allem von Philologen gewagt, während Archäologen sich auf Synthesen über antike Kunst beschränken. Dabei zeigen neuere Arbeiten (etwa Hölscher 2007; Zanker 2007), dass in sozialgeschichtlicher Kontextualisierung weit über das hinausgegangen werden kann, was traditionell – in den anderen altertumswissenschaftlichen Fächern – unter Kunstgeschichte verstanden wird. Dennoch ist festzuhalten, dass – teilweise im Gegensatz zu anderen Archäologien – als Gegenstand der Klassischen Archäologie üblicherweise Denkmäler, seltener auch Monumente und Spuren genannt werden.

Geschichten über Bilder

Im Fokus des Faches Klassische Archäologie stehen also vor allem Bilddenkmäler, deren Einbindung in kulturelle Kontexte, aber auch deren narrative Eigenschaften und die Art und Weise, wie in antiker Kunst in den verschiedenen Bildmedien erzählt wird. Klassische Archäologie behandelt demnach Bildgeschichten, erzählt damit in nicht geringem Maß Geschichten über Geschichten. In gewisser Weise ist sie darin den anderen altertumswissenschaftlichen Fächern nicht unähnlich, da auch in diesen trotz der Rede von der – mittels archäologischer Methoden erreichten – Erweiterung der Quellenbasis die überlieferten großen Erzählungen etwa von Homer, Herodot und Thukydides immer noch eine prominente Rolle spielen. Wichtiger ist aber, dass etwa in Bezug auf das alte Griechenland von der Gräzistik oder der Geschichtsforschung griechische Quellen, Texte in griechischer Sprache bearbeitet werden und dementsprechend, mit welchem Plot auch immer, eine griechische Entwicklung beschrieben wird, während eine Archäologie Griechenlands oder griechischer Städte sich nicht notwendigerweise allein mit griechischen Monumenten und Objekten beschäftigen muss und auch nicht kann.

Zumindest programmatisch wird in jüngster Zeit neben der Forderung nach einer grundlegenden, über die Kunst hinausreichenden Erweiterung (Altekamp 2001) auch eine Etablierung der Klassischen Archäologie als Bildwissenschaft propagiert, mit dem Anspruch, ganz konkret einen kritischen Umgang mit Bildern zu ermöglichen (Hölscher 1995). Ein Beispiel einer jedoch nicht im Rahmen der Archäologie, sondern der sogenannten ›Visual History‹ vorgelegten Bildanalyse (Wenger-Deilmann/Kämpfer 2006, 188–191) soll angeführt werden, auch weil diese wiederum auf das Problem Orient – Okzident und die schon angesprochene Rückkopplung zwischen Moderne und Antike weist. Es geht um in wenig abweichenden Varianten verbreitete photographische Bilder, die am 13. September 1993 in Washington nach der Unterzeichnung der sogenannten Osloer Prinzipienerklärung durch den israelischen Ministerpräsidenten Itzhak Rabin und den PLO-Vorsitzenden Jassir Arafat entstanden und beide Politiker im Handschlag geeint vor dem amerikanischen Präsidenten Bill Clinton zeigen (ebd.

189 Abb. 1).[16] Die Szene war protokollarisch sorgfältig vorbereitet, denn es gab nur einen Stuhl zur Unterzeichnung, wodurch die Protagonisten schon einmal zur stehenden Gruppe zusammengeführt wurden. Das Bild ist dann vom amerikanischen Präsidenten dadurch in Szene gesetzt worden, dass er die Hand von Rabin ergriffen und zum Handschlag mit Arafat weitergeleitet hatte. In diesem Moment des Handschlags hatte Clinton selbst seine Arme um beide ausgebreitet, hatte also einen umfassenden oder zusammenführenden Gestus eingenommen.

Rabin und Arafat sind also zum Handschlag und damit zu einem Bild der Eintracht unter Gleichrangigen gedrängt worden. Der Handschlag symbolisiert – seit der Darstellung von Salmanassar III. und Marduk-zākir-šumi, der Könige Assyriens und Babyloniens, auf der Vorderseite einer Thronbasis des assyrischen Königs Salmanassar III. aus Nimrud (Rollinger/Niedermayr 2007, 136 Abb. 1) – entweder einen Kontrakt oder aber Eintracht.[17] Entscheidend für die Inszenierung des Jahres 1993 war darüber hinaus, dass Clinton Arafat und Rabin an Körpergröße überragt, sodass im Zusammenhang des umfassenden Gestus seiner um Arafat und Rabin ausgebreiteten Arme ein Bildmotiv evoziert wurde, in dem in der christlichen Ikonographie die Schutzbefohlenen versammelt sind. Die Sprache des inszenierten Bildes ist offensichtlich geeignet, den Führungsanspruch der USA, die Verantwortung des Westens für eine vertraglich gesicherte Eintracht im Nahen Osten zu propagieren. Die Elemente und auch die spezifische Rhetorik des Bildes mit dem Handschlag vor einer zentralen, größeren Figur lassen sich auf antiken Bildwerken nachweisen, etwa auf kaiserzeitlichen Münzen.[18] So wird auf zwischen 184 und 186 emittierten Aurei des Commodus auf den Reversseiten die Eintracht des Militärs, die *concordia militum* nicht nur inschriftlich beschworen, sondern auch durch das Bild einer *adlocutio* mit einem durch Bedeutungsgröße hervorgehobenen Kaiser zwischen den die Hand reichenden Standartenträgern (Mattingly 1968, 724 Nr. 197 f. Taf. 96.2; Wenger-Deilmann/Kämpfer 2006, 190 Abb. 2; Töpfer 2011, 218; 286 Mü 27.3 Taf. 12).[19]

Das Beispiel ist geeignet, die schon angesprochenen Probleme intentionaler Geschichte zwischen Dekonstruktion und Mythifizierung noch einmal auf den Punkt zu bringen. Denn zum einen können die antiken Bilder dazu benutzt werden, die moderne Inszenierung zu erkennen, zu analysieren und auch zu entlarven. Die Bildwissenschaftler argumentieren aber auch anders (Wenger-Deilmann/Kämpfer 2006, 191). Sie

16 Vgl. auch http://en.wikipedia.org/wiki/File:Bill_Clinton,_Yitzhak_Rabin,_Yasser_Arafat_at_the_White_House_1993-09-13.jpg (Stand: 10.09.2011).

17 R. Rollinger (in: Rollinger/Niedermayr 2007, 135–143) vertritt für das assyrische Monument allerdings plausibel die Meinung, dass das Bildmotiv zwar auf den Abschluss eines Kontrakts zu beziehen ist, aber nicht auf einen Kontrakt unter Gleichrangigen. Das Motiv ist im Vergleich mit Bildern von Königen und Göttern der Kunst des Alten Orients zu interpretieren, bei denen der ranghöhere Gott stets auf der rechten Seite zu sehen ist. Dementsprechend wird mit dem Handschlaggestus nach Rollinger gezeigt, wie der babylonische König einen vom assyrischen König angebotenen Kontrakt im Rahmen der rituellen Handlung akzeptiert.

18 H. Niedermayr in: Rollinger/Niedermayr 2007, bes. 155–165. Nach Niedermayr (ebd. 171) ist bei Darstellungen mit zwei Figuren auch auf den römischen Münzen die ranghöhere Person zunächst rechts dargestellt. Der ikonographische Typ der Drei-Figuren-Gruppe mit zwei die Hände reichenden Figuren und einer verbindenden Mittelfigur tritt ab flavischer Zeit auf.

19 Kaiser und Standartenträger sind auf diesen Reversseiten durch zwei weitere Figuren zur Fünf-Figuren-Gruppe erweitert. Die Münzen sind bei Niedermayr (in: Rollinger/Niedermayr 2007) nicht behandelt.

gehen von einer wie auch immer gearteten Tradition oder Wiederaufnahme der antiken Bildelemente aus. Sobald aber weit verbreitete, quasi rituelle politische Gesten und Posen auf antiken und modernen Bildern mit Warburgs Begriff der Pathosformel verknüpft werden, wird aus der Kritik des Bildes dann doch wieder etwas wie ein gemeinsamer abendländischer, auch den Orient einschließender Traditionsrahmen.

Griechenland und der Mittelmeerraum der ›orientalisierenden‹ Zeit

Als ›orientalisierend‹ werden für den Mittelmeerraum der Zeit des 8. bis. 6. Jhs. v. Chr. jene Kulturen bezeichnet, deren Fundbild sowohl durch Objekte aus den Regionen des Vorderen Orients, der Levante und Ägyptens, als auch und vor allem durch lokale Imitationen und Adaptionen geprägt ist. Wie die kartographische Repräsentation in einem ›klassischen‹ Beitrag von Massimo Pallottino (1965, 785 f.) zeigt, wird ein den Vorderen Orient und das gesamte Mittelmeergebiet umfassender Raum einer einheitlich konzipierten orientalisierenden Kultur zugeordnet. In einer gesamtmediterranen, ereignisgeschichtlichen Perspektive betrifft dies die Zeit der sogenannten ›großen griechischen Kolonisation‹, die in der Frühzeit sowohl durch Unternehmungen der euböischen Städte zwischen Al Mina am Orontes und Pithekoussai und Kyme am Golf von Neapel geprägt ist, aber auch die Zeit des Höhepunkts der ›phönikischen Kolonisation‹ zwischen Zypern und der Atlantikküste der Iberischen Halbinsel. Sozial-, aber auch geistesgeschichtlich ließe sich vom Zeitalter Homers und Hesiods sprechen.

> »Le terme ›Orientalisant‹ a été adopté encore pour définir certains aspects communs des *faciès culturels* du Premier Age du Fer et de la transition au Second … Cette communauté culturelle naît de l'accélération des transactions et se traduit par l'épanouissement de sociétés aristocratiques, dont le manifestations les plus éclatantes sont les tombes princières aux riches dépositions, les sanctuaires, et les résidences qui présentent parfois une architecture reconnue par certains comme palatiale« (Gran-Aymerich 1996, 783).

Diese neuere allgemeine Definition von Jean Gran-Aymerich fasst unter dem Begriff ›orientalisierend‹ dementsprechend einen kulturenübergreifenden Übergangshorizont zwischen früher und später Eisenzeitstufe, indem die rapide Zunahme und Beschleunigung mediterraner, interkultureller Kontakte zur Bildung aristokratischer Gesellschaftsformen geführt hat, deren archäologischer Niederschlag wiederum Fürstengräber, Heiligtümer und Residenzen bzw. Paläste bilden. Als orientalisierend wird also nicht mehr nur ein großer Kulturraum mit Objekten vergleichbaren Stils beschrieben, sondern ein bestimmtes kulturelles und gesellschaftliches Phänomen, das weit über die üblichen ethnischen oder ethnisch differenzierten geographischen Einheiten hinausreicht. Dagegen wird in einer Synthese über griechische Kunst die Welt der Bilder von Kultur und Gesellschaft getrennt gehalten:

> »Die … Epoche wird als orientalisierende Zeit (ca. 700–620 v. Chr.) definiert, in der durch intensivere Kontakte mit den Kulturen Phönikiens, Mesopotamiens und Ägyptens eine breite Übernahme von phantastischen Mischwesen … aus der Bildkunst des Vorderen Orients einsetzte und ein neuer Stil voluminöser Figuren im Anschluß an orientalische Bildwerke entwickelt wurde« (Hölscher 2007, 21).

Und weiter:

> »Diese Abgrenzung hat ein gewisses Recht in der Bildkunst, wo tatsächlich um 700 v. Chr. ein deutlicher Wandel in Motiven und Stil einsetzt. Dieser Wandel betrifft aber nicht die gesamte Entwicklung der Kultur und Gesellschaft« (ebd.).

Für diesen Wandel soll hier im Weiteren anhand einiger archäologischer Interpretationen einzelner, konkreter Objekte oder Objektgruppen verfolgt werden, wie bestimmte Muster der Erzählung die Beschreibung dieses Wandels bestimmen, damit das Erzählmuster weiter getragen und an der Konstruktion einer impliziten Meistererzählung weiter gearbeitet wird.

Griechische Dreifüße und Orientalische Kessel: Geschichten vom Wandel

Ein erstes Beispiel betrifft die beiden bedeutendsten Gefäßtypen in den Heiligtümern des geometrischen und orientalisierenden Griechenland, die Dreifüße mit dem charakteristischen Pferde- und Pferdehalterschmuck auf den Ringhenkeln sowie die großen Kessel mit Löwen- und Greifenprotomen sowie Sirenenattaschen (Schweizer 2005, 364 Abb. 3; Herrmann 1972, 76 Abb. 45 f.; 79 Abb. 49 Taf. 14–23), beide nach Robin Osborne (1998, 45) der übliche Weg, großen Reichtum in den griechischen Heiligtümern zur Schau zu stellen (Abb. 1). Zwei schon etwas ältere, kurze Textausschnitte aus für ein breiteres Publikum verfassten Büchern, die von an den Ausgrabungen Olympias beteiligten Wissenschaftlern anlässlich der Münchner Olympiade 1972 geschrieben wurden, aber bis heute nicht ersetzt sind, können stellvertretend für die Vorstellungen einer Forschergeneration nach der Mitte des 20. Jahrhunderts stehen.

> »Der sogenannte Greifenkessel ist seinem Wesen nach orientalisch und führt uns aus dem klaren, logisch bestimmten, tektonischen Bereich des Dreifußes weit fort in den magischen, beschwörenden Kreis orientalischen Denkens. …
> Für die große, ungebrochene Gestaltungskraft und Umwandlungsfähigkeit dieser Zeit spricht, daß man die orientalischen Vorbilder … frei nachzubilden und dem eigenen Formempfinden entsprechend anzuverwandeln begann. Die konischen Untersätze, wohl eher als bestauntes Kuriosium geschätzt, werden gegen Stabdreifüße … ausgetauscht. Mit ihnen kehrte man zu einem tektonisch klar definierbaren Gerät zurück …« (Mallwitz 1972, 46; 49).

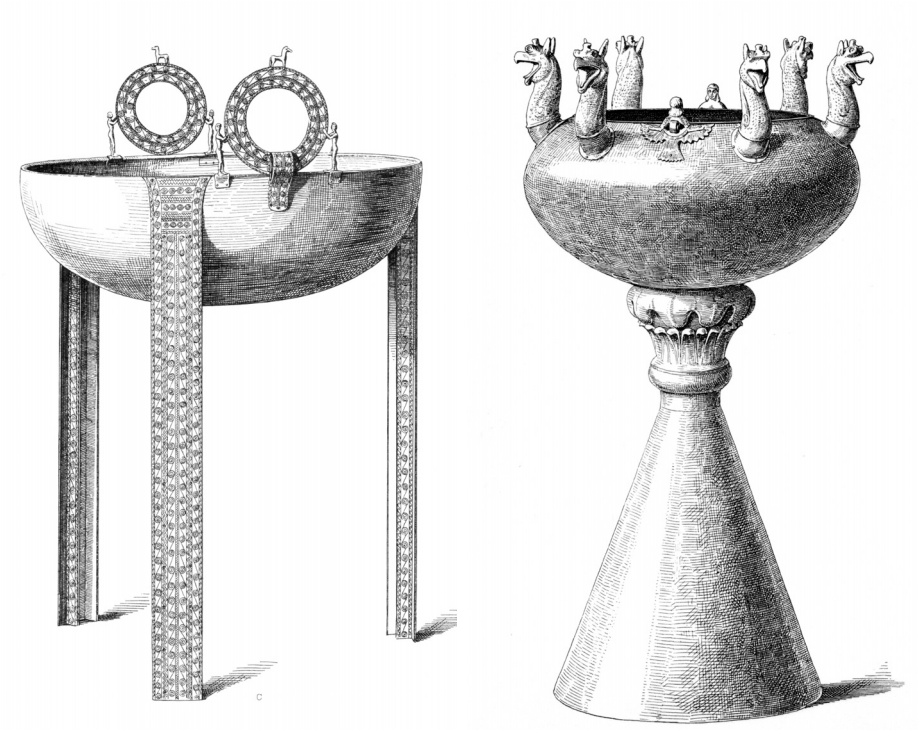


Abb. 1: Typen der frühen, in griechischen Heiligtümern aufgestellten monumentalen Bronzegefäße: geometrischer Dreifußkessel und orientalisierender Greifenkessel (nach A. Furtwängler, Olympia. Die Ergebnisse der vom Deutschen Reich veranstalteten Ausgrabung IV. Die Bronzen und die übrigen Kleinfunde. Berlin: Asher 1890, Taf. XXXIV; XLIX).

In den Zeilen des Architekten Alfred Mallwitz wird der geometrische Dreifuß, anscheinend *die* griechische Form, als »klar und logisch bestimmt« bezeichnet, wohingegen der Greifenkessel in »den magischen, beschwörenden Kreis orientalischen Denkens« führte – aber immerhin sollten dann im Lauf der Zeit doch kraft »großer, ungebrochener Gestaltungskraft« zumindest »die wohl eher als bestauntes Kuriosum geschätzten« Untersätze durch »klar definierbares Gerät« ersetzt worden sein. Dieser Kommentar ist ein schönes Beispiel dafür, wie Wertungen von Okzident und Orient, nämlich rationales Denken einerseits und Irrationalität und Magie andererseits, in die Beschreibung von Objekten und kulturellen Entwicklungen einfließen. Wichtig scheint in dieser wie in vielen anderen Publikationen der Nachweis, dass griechische Kunst in ihrem Wesen von den äußeren Einflüssen unberührt ist. Das Orientalisierende bleibt dann ein Oberflächenphänomen und charakterisiert quasi eine Schwächephase der griechischen Kultur, in der die Entwicklung der logisch, rational aufgebauten griechischen Kunst vorübergehend durch den Einbruch magischer Bilder des Orients unterbrochen wird.

Bestandteil der Kessel der orientalisierenden Zeit sind auch als Sirenenattaschen bezeichnete Verzierungen des Kesselrandes in der Form von Vögeln mit menschlichem Kopf und menschlichen Armen, bei denen die Forschung orientalische Vorbilder von griechischen Nachbildungen unterscheidet:

> »Wie nun aber orientalisches Schema umgestaltet wird, wie daraus ein klares, von echt griechischer Formgesinnung durchwaltetes Gebilde wird, das ist ein Vorgang, den man nicht genug bewundern kann. Der Gesamtaufbau der Attasche wird gleichsam von Grund auf neu durchdacht. Ihr unverwechselbar griechisches Gepräge erhalten diese Attaschen jedoch durch den bewussten, wachen Ausdruck des Gesichts. Die helle Geistigkeit der Köpfe, ihre Lebendigkeit und Aktivität stehen in unverkennbarem Gegensatz zu der verharrenden, selbstgenügsamen, indifferenten Haltung der orientalischen Attaschengesichter« (Herrmann 1972, 84).

Die Charakterisierungen des Textabschnitts von Hans-Volkmar Herrmann, dem wissenschaftlichen Bearbeiter der Gefäße dieses Typs, sind wohl kaum zu überbieten in der Art, Stereotype der Unterscheidung zwischen westlicher und orientalischer Kultur auf das Fundmaterial zu übertragen. »Orientalischem Schema« bzw. »echt griechischer Formgesinnung« entsprechen hier »verharrende, selbstgenügsame Haltung« bzw. »bewusster Ausdruck und helle Geistigkeit«. Wie weit diese Argumentation eingesetzt wird, um die Vorstellungen zur Entwicklung dieses Gefäßtyps zu erklären, zeigt die Interpretation der zu den gleichen Gefäßen gehörenden Greifenprotomen:

> »Es wäre falsch, diese Entwicklung kontinuierlich zu nennen; sie erscheint vielmehr sprunghaft, stockend, wieder ungestüm vorwärtsdrängend, verrät ebensosehr Unsicherheit wie Experimentierfreude … Der Eindruck des Unsteten, Unruhigen, Wechselhaften, den diese frühen Greifen vermitteln, erscheint nun alles andere als ein Indiz für orientalische Provenienz. Vielmehr widerspricht dies gerade dem Beharrenden des Orients, der Entwicklung nur innerhalb sehr eng gezogener Grenzen kennt und dessen ganze künstlerische Intention gerade auf das Unveränderliche, Dauerhafte zielt. Man vergleiche etwa, was am nächsten liegt, den echt orientalischen Kesselschmuck … mit ihren für unsere an antik-abendländische Kunst gewöhnten Augen minimalen Entwicklungsmerkmalen, um den fundamentalen Unterschied zu ermessen … Was ist – so wird man fragen – denn nun an diesen bizarren Gebilden griechisch? Ist nicht gerade das befremdlich Monströse ihrer formalen Gestaltung ganz ungriechisch? Die Antwort kann nur lauten: nein. Gerade dies ist für die griechische Kunst der Zeit nach dem Zusammenbruch der geometrischen Form bezeichnend. Das Suchen nach neuen Ausdrucksmitteln, die ungehemmt schweifende Phantasie, der Drang nach dem Erfassen des Visionären, Unbegreiflichen, Dämonischen … Und umgekehrt gefragt: wo gibt es denn im Orient Parallelen zu dem wild-expressiven, entweder übersteigerten oder ›unterentwickelten‹ stilistischen Habitus der frühen Kesselprotomen? Stehen sie nicht in schärfstem Kontrast zu den disziplinierten, formal ausgewogenen Erzeugnissen der orientalischen Kunst?« (Herrmann 1979, 140 f.).

Diese noch an der ›Strukturforschung‹ (Wimmer 1997) orientierte Art der Argumentation sollte selbstverständlich heute aufgrund des anfangs angesprochenen, von Philologen und Historikern angestoßenen Paradigmenwechsels (Murray 1980; Burkert 1984) überholt sein. Die ›Große Erzählung‹ über Griechenland als Ursprung Europas, von

Zivilisation und Kultur wurde also um ›den Orient‹ erweitert. In der Archäologie finden sich daher unterschiedliche Arten eines Gegendiskurses zu den zitierten Stereotypen:

> »A comparison of the local handiwork in clay and wood, some of which could almost be described as primitive, with the technically perfect figures from Egypt, the Near East, Cyprus, makes clear that there must have been a strong impetus to imitate foreign artworks« (Kyrieleis 1993, 149).
>
> »Greeks of the seventh century came to see the world through Eastern eyes. Men and women came to see each other, their past, the natural world around them, and the gods differently« (Osborne 1998, 43).

Insgesamt scheint jedoch in der klassischen Altertumswissenschaft selbst bei Forschern, die ihre Arbeitskraft der Untersuchung östlicher Einflüsse gewidmet haben, nach wie vor eine Position dominant, nach der diese zwar anerkannt, aber auch nur als episodisch oder oberflächlich angesehen werden.

Tonschild aus Tiryns: Geschichten über Adaption

Diese Position lässt sich gut am zweiten Fallbeispiel (Abb. 2) zeigen, dem Bild auf der Außenseite eines um 700 v. Chr. datierten Tonschilds aus Tiryns, mit einem Durchmesser von rund 40 cm eines der ältesten überlieferten, über den Rahmen der Vasen hinausgehenden, gemalten griechischen Bilder des ersten Jahrtausends v. Chr.[20] Zu sehen ist ein Rundbild mit einer Kampfgruppe aus größerem Mann und kleinerer Frau mit noch kleineren Figuren zu beiden Seiten, einem gefallenen Krieger im Segment darunter, sowie einem Vogel und wohl einem Fisch darüber. Das Bild wird als mythologische Darstellung, als Amazonomachie gedeutet, die Hauptprotagonisten als Achill und Penthesilea. Dafür spricht die Darstellung eines Kentauren auf der Jagd auf der Innenseite des Schildes, der über spätere Bilder als Chiron, der Erzieher Achills, interpretiert werden kann. Nun ist erkannt worden, dass die Hauptgruppe der Außenseite einem Bildschema der ägyptischen Kunst folgt, nämlich dem des seine Feinde erschlagenden Pharao. Die Gesamtkomposition folgt gleichzeitig jedoch ziemlich eng den Innenmedaillons phönikischer Schalen.[21] Das Bild des Tonschilds ist eines der besten Beispiele dafür, dass bei der Übernahme eines Bildschemas die Einzelelemente auf inhaltlicher Ebene völlig neu denotiert werden können. Der Pharao wurde zum mythischen Held, der unterlegene Feind Ägyptens zur Amazone uminterpretiert. Aus der eigentlich den

20 Verwiesen werden soll hier nur auf Arbeiten, die den Schild in Bezug auf die als Vorbild dienenden phönikischen Schalen behandeln oder abbilden: Sheedy 1990; Morris 1991; Markoe 1996.

21 Sheedy (1990, 141 f. Taf. 20, 1.2) und Morris (1992, Taf. 17/18) stellen dem Schild die vergoldete Silberschale aus Idalion, Zypern (Paris, Louvre AO 20134) gegenüber. Markoe (1996, 49 f. Abb. 5 f.) vergleicht die Schale aus der Tomba Bernardini, Praeneste (Roma, Villa Giulia 61574). In Details bessere Übereinstimmungen haben aber das Schalenfragment aus Pontecagnano (Paris, Musée du Petit Palais) oder die Bronzeschale aus Salamis (London, British Museum 1892,0519.1): Markoe 1985, 170 f. (Cy 2: Idalion); 174 f. (Cy 5: Salamis); 188–191 (E 1: Praeneste); 198 f. (E 10: Pontecagnano).

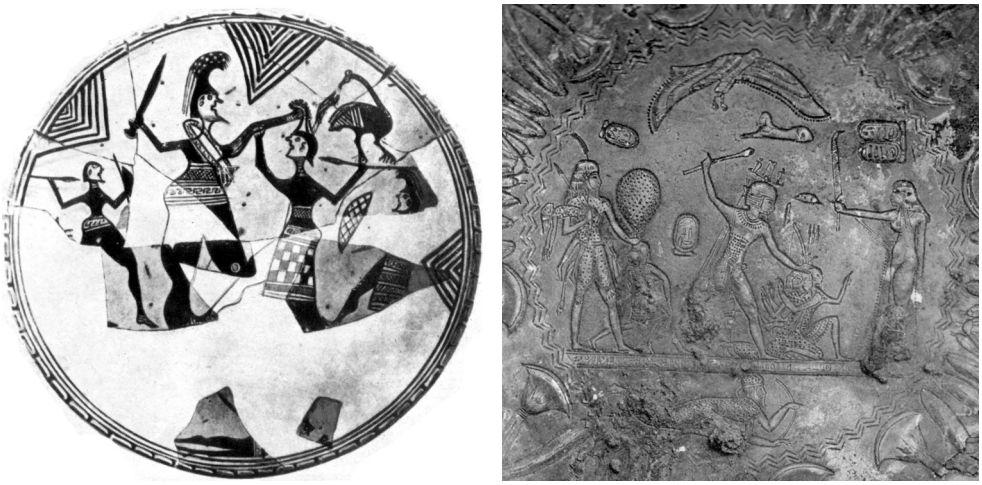


Abb. 2: Außenseite eines Tonschildes aus Tiryns und Innenmedaillon einer phönikischen Schale aus Pontecagnano (nach: H. L. Lorimer, The Hoplite Phalanx. The Annual of the British School at Athens 42, 1947, 76–138 Taf. 18 A; W. Frœhner, Collection d'Antiquités du Comte Michel Tyszkiewicz. Paris 1898, Taf. XXIV).

Pharao schützenden oder stärkenden falkenköpfigen Gottheit bzw. der auf einer der Schalen dargestellten weiblichen Figur auf der rechten Seite wurde eine weitere Gegnerin des Helden, die aber die Übersetzung des Vorbilds in einen Kampf zwischen Männern und Frauen wohl erst ermöglicht hat. Der Vogel über der Szene, im Urbild Horussymbol und damit den siegenden Pharao als Repräsentant göttlicher Ordnung anzeigend, scheint in der griechischen Szene nur noch dekoratives Rudiment.

> »A comparison of the Tiryns shield scene with Phoenician bowl depictions reveals the debt of the former to the latter. … the Greek craftman's response remained adaptive rather than imitative … adaptive creativity … The process of adaptation may also be seen in selective adoption of specific compositional schemes … the presence and influence of the oriental model is revealed in the syntax or formal structure of the Greek artistic composition rather than in the style or iconography itself« (Markoe 1996, 49).

Wie die Behandlung des Schildes und der als Vorbilder dienenden phönikischen Schalen zeigt, wird die Abhängigkeit eines griechischen Werks vom orientalischen Vorbild inzwischen klar angesprochen. Zu beachten ist allerdings die Wortwahl. Postuliert wird nicht Imitation, sondern Adaption. Hervorgehoben wird selektive Übernahme von spezifischen Bildschemata, die jedoch weder Stil noch Inhalt betreffe – es handele sich hierbei um Kreativität in der Adaption. Interessant an der Argumentation ist, dass hier das in der Klassischen Archäologie eigentlich übliche Kriterium der Qualität nicht beachtet wird. Die den phönikischen Schalenbildern formal klar unterlegene Darstellung des Schildes bezeuge die Kreativität griechischer Künstler. Zudem ist der Tatbestand an sich auch nicht außergewöhnlich, denn zum einen sind Umwandlung, Adaption und neue Kontextualisierung bei kultureller Interaktion ja selbstverständlich. Identität von Motiven und Stilen, Verwendung und Kontext würde Identität der Kulturen bedeuten.

Und es gilt, was Murray (1980, 84) schon für die Analyse orientalischer Motive auf griechischer Keramik hervorgehoben hatte, dass sich zwangsläufig Interpretationen kreativer Übernahme und Adaption ergeben, weil diese von einem Medium auf ein anderes vorgenommen werden mussten.

Darüber hinaus haben die Aussagen aber einen Subtext. Wenn dem griechischen Künstler selektive Adaption, Kreativität und inhaltliche Autonomie zugesprochen wird, dann gilt dies eben nicht für die Produzenten der Vorbilder. Wenn das Bild des Tonschilds in der Forschung als Paradebeispiel dafür gilt, dass die griechische Kunst trotz der motivischen Einflüsse in jedem Fall inhaltlich autonom geblieben ist, so wird diese Meinung nicht einfach aufgrund der offensichtlichen Unterschiede des dargestellten Themas vertreten, sondern auch aufgrund bestimmter Bewertungen der phönikischen Kunst. Elemente dieser Diskussion lassen sich leicht vom Ende des 19. bis zum Ende des 20. Jahrhunderts verfolgen:

> »Auf dem Boden Griechenlands finden wir von jeher, soweit das Material uns leitet, einen festen Stamm lokaler Produktion vertreten. Derselbe lässt sich als Eigenthum einer arischen (indo-europäischen) Grundbevölkerung erweisen … Erst an zweiter Stelle kommen für äusserliche Formenbereicherung die Einflüsse des nicht-arischen Orients in Betracht« (Milchhoefer 1883, 3 f.).

Zum einen handelt es sich also um die schon angesprochene Vorstellung, dass Einflüsse auf Griechenland äußerlich bleiben. In einer modernen Version wird demnach orientalisierender Stil auch als exotisch, dekorativ und zweckgebunden beschrieben. Die orientalische Ikonographie diene allein dem Zweck, Prestigeobjekte zu verfeinern:

> »Le Style orientalisant est un art essentiellement décoratif et d'apparat, marqué par l'iconographie orientale, qui enrichit des objets et des monuments de prestige« (Gran-Aymerich 1996, 781).

Die als Vorbilder erkannten Darstellungen der phönizischen Kunst werden damit zwar als formal ansprechende, dekorative Leistungen angesehen, gelten in ikonographischer Perspektive aber in der Regel als inhaltsleeres, repetitives, eklektisches Gemisch von Versatzstücken der Hochkulturen Ägyptens und Mesopotamiens.

> »Die frühgriechische Kunst ist orientalisierend, deshalb müssen ihre Motive im Orient, teilweise auch in Ägypten gesucht werden. … Absolut angenehm ist diese Aufgabe nicht. Abgesehen von der durch die Reaktion gegen ›le mirage phénicien‹ entstandenen Unpopularität der Phöniker haben wir es mit einem Volk zu tun, das keine selbstständige Schöpferkraft besaß, sondern eklektisch aus den Motiven der gleichzeitigen, großen Kunstvölker sich einen Mischstil bildete« (Poulsen 1912, V; 2).

Die Bewertung der Phöniker in dem frühen Standardwerk zum Verhältnis griechischer und orientalischer Kunst als »Volk …, das keine selbstständige Schöpferkraft besaß«, findet sich noch in jüngeren Arbeiten, auch von Altorientalisten. Nach Giovanni Garbini zeige die phönikische Kunst in erschöpfender Monotonie ägyptische Vorbilder und

die Fähigkeit mit hoher formaler Raffinesse ägyptische Modelle zu reproduzieren. Bei den Phönikern gäbe es statt selektiver Adaption und Kreativität eben monotone, eklektische Reproduktion.

> »Tutta la ricchissima produzione artigianale di lusso che fece arricchire i Fenici dei primi secoli del I millennio a. C. presenta con esasperante monotonia motivi figurativi egiziani … i Fenici che non crearono forme nuove si rivelarono poi dotati di notevoli capacità formali nel riprodurre dei modelli« (Garbini 1981, 41 f.).

Schluss

Ziel dieses Beitrags war keine Ideologiekritik am Beispiel der Texte einzelner Personen, sondern das Aufzeigen bestimmter Erzählmuster, vor denen erst einmal niemand gefeit zu sein scheint. Man kann wohl auch gar nicht von ›dem‹ Archäologen oder ›der‹ Archäologin als Erzähler oder Erzählerin sprechen, denn man kann bei solchen Aussagen kaum von Archäologen und Archäologinnen als Autoren sprechen. Im Sinne der Vorstellung vom ›Tod des Autors‹ geht es um *Geschriebenes*. Jenseits der als objektiv betrachteten Arbeit an der Erweiterung der Materialbasis und der Ordnung und Interpretation von Objekten und Befunden werden Geschichtsbilder über die Großen Erzählungen[22] oder eine geringe Anzahl von Meistererzählungen (Rieckhoff 2007, 21–27) weiter getragen. Wenn sich bestimmte Aussagen neuerer Zeit mit denen älterer Literatur decken, so liegt dies doch darin begründet, dass das späte 19. Jahrhundert die Zeit der Formierung der modernen altertumswissenschaftlichen Fachwissenschaften ist. Offensichtlich sind die großen Erzählungen dieser Zeit von andauernder Bedeutung für die Diskurse der Fächer. In diesem Zusammenhang ist daran zu erinnern, dass im letzten Viertel des 19. Jhs., als durch die großen Ausgrabungen Funde ans Tageslicht kamen, die dem Bild, das man sich zuvor von antiker Kunst und Kultur gemacht hatte, kaum entsprachen, nicht nur die orientalisierende Kunst in größerem, kulturenübergreifendem Rahmen eingeordnet worden war. Z. B. war in den ersten Synthesen der geometrische Stil Griechenlands durchaus in europäischem Kontext zusammen mit entsprechenden Stilen des Villanoviano und der Hallstattkultur gesehen worden. Für die ethnisch konzipierte Kunst- und Kulturgeschichtsschreibung war der griechisch geometrische Stil dann aber ebenso wie der mykenische offensichtlich leichter mit klassischer Kunst und Kultur zu verbinden als die hier behandelten orientalisierenden Phänomene (Schweizer 2005, 356). Dies kann man wohl nicht anders als damit erklären, dass das Orientalische als das Andere schlechthin galt und gilt.

Ob die Dekonstruktion intentionaler Geschichte oder die Kritik fundierender Geschichten letztendlich aber zu einer wahreren Geschichte des Verhältnisses von Griechen und Orient führen kann, darf wohl bezweifelt werden. Immerhin sind beide Konzeptionen geeignet, für Archäologie und Geschichte den Blick auf die ›intentionalen‹,

22 Beispielsweise scheint sich für die griechische Kultur seit der ›Griechischen Geschichte‹ von Ernst Curtius ein neuhumanistisches Geschichtsbild zu halten (Schweizer im Druck), während infolge der ›Römischen Geschichte‹ von Theodor Mommsen die römische Welt vornehmlich als eine Welt der Kämpfe und Repräsentationen der Macht gedacht wird.

die ›fundierenden‹, allgemeiner die gegenwartsbezogenen Aspekte wissenschaftlicher Arbeit zu lenken. Die Aufdeckung von Geschichtsbildern über die Analyse »typisierter Erzählmuster« wird immer von neuem anzugehen, jedoch für eine reflexive Altertumswissenschaft unverzichtbar sein (Veit 2006, 209 f.). Objekte aus kulturellen Räumen des Nahen Ostens und auch die auf diese Räume zurück zu führenden Elemente kulturellen Wandels sollten als genuiner Bestandteil der griechischen Lebenswelt und im Rahmen einer umfassend kulturwissenschaftlichen Archäologie des alten Griechenland analysiert werden. Dieses andererseits als eine Randkultur des Orients bzw. den griechischen Raum als Peripherie des Orients zu betrachten, wiederholt für das Verhältnis Orient – Griechenland aber auch nur das, was für das Verhältnis Griechenlands zu seinen sogenannten Randkulturen gerade erst überwunden wurde. Vielleicht sollte man beginnen, gar nicht mehr von Griechenland und dem Orient zu sprechen.

Literatur

Altekamp 2001: St. Altekamp, Der Archäologe als Dilettant. Traditionen des Amateurhaften in der Deutschen Klassischen Archäologie. In: Ders. u. a. (Hrsg.), Posthumanistische Klassische Archäologie. Historizität und Wissenschaftlichkeit von Interesse und Methoden, Kolloquium Berlin 1999. München: Hirmer 2001, 17–36.

Assmann 1992: J. Assmann, Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München: Beck 1992.

Assmann/Assmann 1998: A. Assmann/J. Assmann, Stichwort ›Mythos‹. In: H. Cancik/B. Gladigow/K.-H. Kohl (Hrsg.), Handbuch religionswissenschaftlicher Grundbegriffe IV. Stuttgart u. a.: Kohlhammer 1998, 179–200.

Beckmann 2001: F. Beckmann, Archäologische Publikationen aus fachsprachenlinguistischer Sicht. Einige Anmerkungen zum Verhältnis von ›Sprachlichkeit‹ und ›Fachlichkeit‹. In: St. Altekamp u. a. (Hrsg.), Posthumanistische Klassische Archäologie. Historizität und Wissenschaftlichkeit von Interesse und Methoden, Kolloquium Berlin 1999. München: Hirmer 2001, 307–334.

Berg/Fuchs 1993: E. Berg/M. Fuchs (Hrsg.), Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Taschenbuch 1993.

Billeter 1911: G. Billeter, Die Anschauungen vom Wesen des Griechentums. Leipzig u. a.: Teubner 1911.

Burke 1991: P. Burke, Offene Geschichte. Die Schule der ›Annales‹. Berlin: Wagenbach 1991.

Burkert 1984: W. Burkert, Die orientalisierende Epoche in der griechischen Religion und Literatur. Sitzungsber. Heidelberger Akad. Wiss., Phil.-Hist. Kl. 1984, 1. Heidelberg: C. Winter Universitätsverlag 1984.

Burkert 1992: Ders., The Orientalizing Revolution. Near Eastern Influence on Greek Culture in the Early Archaic Age. Cambridge/MA: Harvard University 1992.

Burkert 2002: Ders., Die Griechen und der Orient. Von Homer bis zu den Magiern. München: Beck 2002.

Capuis 1993: L. Capuis. I Veneti. Società e cultura di un popolo dell'Italia preromana. Bib. Arch. 19. Milano: Longanesi 1993.

Cerchiai 1995: L. Cerchiai, I Campani. Bib. Arch. 23. Milano: Longanesi 1995.

Chartier 1994: R. Chartier, Zeit der Zweifel. Zum Verständnis gegenwärtiger Geschichtsschreibung. In: Ch. Conrad/M. Kessel (Hrsg.), Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion. Stuttgart: Reclam 1994, 83–97.

Coldstream 1968: J. N. Coldstream, Greek Geometric Pottery. A Survey of Ten Local Styles and Their Chronology. London: Methuen 1968.

Coldstream 1977: Ders., Geometric Greece. London: Benn 1977.
Eggert 2002: M. K. H. Eggert, Between Facts and Fiction. Reflections on the Archaeologist's Craft. In: P. F. Biehl/A. Gramsch/A. Marciniak (Hrsg.), Archäologien Europas. Geschichte, Methoden und Theorien. Tübinger Arch. Taschenbücher 3. Münster u. a.: Waxmann 2002, 119–131.
Eggert/Veit 1998: Ders./U. Veit (Hrsg.), Theorie in der Archäologie. Zur englischsprachigen Diskussion. Tübinger Arch. Taschenbücher 1. Münster u. a.: Waxmann 1998.
Fittschen 2005: K. Fittschen, Griechenland und der Orient. Ludwig Ross gegen Karl Otfried Müller. In: H. R. Goette/O. Palagia (Hrsg.), Ludwig Ross und Griechenland. Akten des Internationalen Kolloquiums Athen 2002. Rahden/Westf.: Leidorf 2005, 251–261.
Flaig 1999: E. Flaig, Über die Grenzen der Akkulturation. Wider die Verdinglichung des Kulturbegriffs. In: G. Vogt-Spira/B. Rommel (Hrsg.), Rezeption und Identität. Die kulturelle Auseinandersetzung Roms mit Griechenland als europäisches Paradigma. Stuttgart: Steiner 1999, 81–112.
Foxhall/Gehrke/Luraghi 2010: L. Foxhall/ H.-J. Gehrke/N. Luraghi (Hrsg.), Intentional History. Spinning Time in Ancient Greece. Stuttgart: Steiner 2010.
Garbini 1981: G. Garbini, Continuità ed innovazioni nella religione fenicia. In: La religione fenicia. Matrici orientali e sviluppi occidentali. Atti del colloquio in Roma, 6 Marzo 1979. Studi Semitici 53. Roma: Consiglio Nazionale delle Ricerche 1981, 29–42.
Gehrke 1994: H.-J. Gehrke, Mythos, Geschichte, Politik – antik und modern. Saeculum 45, 1994, 239–264.
Gehrke 2000: Ders., Mythos, Geschichte und kollektive Identität. Antike *exempla* und ihr Nachleben. In: D. Dahlmann/W. Potthoff (Hrsg.), Mythen, Symbole und Rituale. Die Geschichtsmächtigkeit der Zeichen in Südosteuropa im 19. und 20. Jahrhundert. Heidelberger Publ. Slavistik B 14. Frankfurt u. a.: Peter Lang 2000, 1–24.
Gehrke 2004: Ders., Was heißt und zu welchem Ende studiert man intentionale Geschichte? Marathon und Troja als fundierende Mythen. In: G. Melville/K.-S. Rehberg, Gründungsmythen – Genealogien – Memorialzeichen. Beiträge zur institutionellen Konstruktion von Kontinuität. Köln u. a.: Böhlau 2004, 21–36.
Gehrke 2005: Ders., Die Antike in der europäischen Tradition und in der modernen Geschichtswissenschaft. In: S. Doning u. a. (Hrsg.), Europäische Identitäten – Eine europäische Identität? Baden-Baden: Nomos 2005, 33–51.
Gotter 2001: U. Gotter, ›Akkulturation‹ als Methodenproblem der historischen Wissenschaften. In: St. Altekamp u. a. (Hrsg.), Posthumanistische Klassische Archäologie. Historizität und Wissenschaftlichkeit von Interesse und Methoden, Kolloquium Berlin 1999. München: Hirmer 2001, 255–280.
Gran-Aymerich 1996: J. Gran-Aymerich, Nouvelles perspectives sur l'Orientalisant, en Étrurie, à Tartessos et en Celtique. In: E. Acquaro (Hrsg.), Alle soglie della classicità. Il Mediterraneo tra tradizione e innovazione, Studi in onore di Sabatino Moscati 2. Archeologia e arte. Pisa/Roma: Istituti Editoriali e Poligrafici Internazionali 1996, 781–787.
Hall 2004: J. M. Hall, Culture, Cultures and Acculturation. In: R. Rollinger/Ch. Ulf (Hrsg.), Commerce and Monetary Systems in the Ancient World. Means of Transmission and Cultural Interaction. Melammu Symposia 5. Oriens et Occidens 6. Stuttgart: Steiner 2004, 35–50.
Hardtwig/Wehler 1996: W. Hardtwig/H.-U. Wehler (Hrsg.), Kulturgeschichte Heute. Gesch. u. Ges. Sonderh. 16. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1996.
Hauser 2001: St. Hauser, Stichwort ›Orientalismus‹. In: Der Neue Pauly 15.1. Stuttgart: Metzler 2001, 1233–1243.
Herrmann 1972: H.-V. Herrmann, Olympia. Heiligtum und Wettkampfstätte. München: Hirmer 1972.
Herrmann 1979: Ders., Die Kessel der orientalisierenden Zeit II. Kesselprotomen und Stabdreifüße. Olympische Forsch. 11. Berlin u. a.: de Gruyter 1979.

Hodder 1993: I. Hodder, The Narrative and Rhetoric of Material Culture Sequences. World Arch. 25, 1993, 268–282.
Hodder 1995: Ders., Material Culture in Time. In: Ders. u. a. (Hrsg.), Interpreting Archaeology. Finding Meaning in the Past. London u. a.: Routledge 1995, 164–168.
Hölscher 1989: T. Hölscher, Die unheimliche Klassik der Griechen. Thyssen-Vorträge. Auseinandersetzungen mit der Antike 8. Bamberg: Buchner 1989.
Hölscher 1995: Ders., Formen des Lebens und Formen der Kunst. In: T. Hölscher/R. Lauter, Formen des Lebens und Formen der Kunst. Ästhetische Betrachtungen als Dialog, von der Antike bis zur Gegenwart und wieder zurück. Ostfildern-Ruit: Cantz 1995, 11–45.
Hölscher 2007: Ders., Die griechische Kunst. Beck Wissen Kunstepochen. München: Beck 2007.
Kienlin 2005: T. L. Kienlin, Wald und Wildnis – Werkzeug oder Waffe. Zur Bestimmung des Kontextes neolithischer Steinbeile. In: Ders. (Hrsg.), Die Dinge als Zeichen. Kulturelles Wissen und materielle Kultur, Internationale Fachtagung an der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt am Main 3.–5. April 2003. Univforsch. Prähist. Arch. 127. Bonn: Habelt 2005, 81–110.
Kienlin/Schweizer 2002: Ders./B. Schweizer, Der Orient als Gegenbild Europas. Zur Konstruktion kultureller Einheiten. In: R. Aslan u. a. (Hrsg.), Mauerschau, Festschrift für Manfred Korfmann. Remshalden-Grunbach: Greiner 2002, 191–220.
Kiesow/Simon 2000: R. M. Kiesow/D. Simon (Hrsg.), Auf der Suche nach der verlorenen Wahrheit. Zum Grundlagenstreit in der Geschichtswissenschaft. Frankfurt: Campus 2000.
Kocka/Nipperdey 1979: J. Kocka/Th. Nipperdey (Hrsg.), Theorie und Erzählung in der Geschichte. Theorie der Geschichte. Beitr. Historik 3. München: dtv 1979.
Kyrieleis 1993: H. Kyrieleis, The Heraion at Samos. In: N. Marinatos/R. Hägg (Hrsg.), Greek Sanctuaries. New Approaches. London: Routledge 1993, 125–153.
Mallwitz 1972: A. Mallwitz, Olympia und seine Bauten. München: Prestel 1972.
Markoe 1985: G. Markoe, Phoenician Bronze and Silver Bowls from Cyprus and the Mediterranean. Univ. California Publ., Class. Stud. 26. Berkeley: University of California 1985.
Markoe 1996: Ders., The Emergence of Orientalizing in Greek Art. Some Observations on the Interchange between Greeks and Phoenicians in the Eighth and Seventh Centuries B.C. Bull. Am. School Oriental Research 301, 1996, 47–67.
Mattingly 1968: H. Mattingly, Coins of the Roman Empire in the British Museum IV. Antoninus Pius to Commodus. London: British Museum 1968.
Meier 2009: Ch. Meier, Kultur, um der Freiheit willen. Griechische Anfänge – Anfang Europas? München: Siedler 2009.
Meyer-Zwiffelhoffer 2007: E. Meyer-Zwiffelhoffer, Orientalismus? Die Rolle des Alten Orients in der deutschen Altertumswissenschaft. In: R. Rollinger/A. Luther/J. Wiesehöfer/B. Gufler (Hrsg.), Getrennte Wege? Kommunikation, Raum und Wahrnehmung in der alten Welt. Oikumene 2. Frankfurt: Verlag Antike 2007, 501–594.
Milchhoefer 1883: A. Milchhoefer, Die Anfänge der Kunst in Griechenland. Leipzig: Brockhaus 1883.
Morris 1992: S. Morris, Daidalos and the Origins of Greek Art. Princeton: University Press 1992.
Murray 1980: O. Murray, Early Greece. Brighton: Harvester Press 1980.
Nünning 2004: A. Nünning, Stichworte ›Erzähltheorien‹, ›Historiographie und Literatur‹. In: Ders. (Hrsg.), Literatur und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe. Metzler Lexikon. Stuttgart: Metzler 2004, 158–161; 259–260.
Osborne 1998: R. Osborne, Archaic and Classical Greek Art. Oxford: University Press 1998.
Pallottino 1965: M. Pallottino, Orientalizing Style. In: Encyclopedia of World Art Bd. 10. New York: McGraw-Hill 1965, 782–796.
Pallottino 1987: Ders., Italien vor der Römerzeit. München: Beck 1987.
Poulsen 1912: F. Poulsen, Der Orient und die frühgriechische Kunst. Stuttgart: Teubner 1912.

Purcell 2006: N. Purcell, Orientalizing. Five Historical Questions. In: C. Riva/N. C. Vella (Hrsg.), Debating Orientalization. Multidisciplinary Approaches to Change in the Ancient Mediterranean. Monogr. Mediterranean Arch. 10. London: Equinox 2006, 20–30.

Pugliese Carratelli 1988: G. Pugliese Carratelli (Hrsg.), *Italia omnium terrarum alumna*. La civiltà dei Veneti, Reti, Liguri, Celti, Piceni, Umbri, Latini, Campani e Iapigi. Milano: Scheiwiller 1988.

Pugliese Carratelli 1989: Ders. (Hrsg.), *Italia omnium terrarum parens*. La civiltà degli Enotri, Choni, Ausoni, Sanniti, Lucani, Brettii, Sicani, Siculi, Elimi. Milano: Scheiwiller 1989.

Ricœur 1988: P. Ricœur, Zeit und Erzählung I. Zeit und historische Erzählung. München: Fink 1988.

Ricœur 2007: Ders., Geschichtsschreibung und Repräsentation der Vergangenheit. Konferenzen des Centre Marc Bloch (Berlin) 1. Münster u. a.: Lit 2007.

Rieckhoff 2007: S. Rieckhoff, Keltische Vergangenheit. Erzählung, Metapher, Stereotyp. Überlegungen zu einer Methodologie der archäologischen Historiographie. In: St. Burmeister/H. Derks/J. von Richthofen (Hrsg.), ZWEIUNDVIERZIG. Festschrift für Michael Gebühr zum 65. Geburtstag. Internat. Arch., Stud. honoraria 25. Rahden/Westf.: Leidorf 2007, 15–34.

Rollinger 2004: R. Rollinger, Hethiter, Homer und Anatolien. Erwägungen zu Il. 3, 300f. und KUB XIII Nr. 3, III 1f. Historia 53, 2004, 1–21.

Rollinger/Niedermayr 2007: Ders./H. Niedermayr, Von Assur nach Rom. Dexiosis und ›Staatsvertrag‹. Zur Geschichte eines rechtssymbolischen Aktes. In: R. Rollinger/H. Barta/M. Lang (Hrsg.), Rechtsgeschichte und Interkulturalität. Zum Verhältnis des östlichen Mittelmeerraums und Europas im Altertum. Philippika 19. Wiesbaden: Harrassowitz 2007, 135–178.

Rüsen 1982: J. Rüsen, Die vier Typen des historischen Erzählens. In: R. Koselleck/H. Lutz/J. Rüsen (Hrsg.), Formen der Geschichtsschreibung. Theorie der Geschichte. Beitr. Historik 4. München: dtv 1982, 514–605.

Schweizer 2005: B. Schweizer, Fremde Bilder – andere Inhalte und Formen des Wissens. Olympia in der ›orientalisierenden‹ Epoche des 8. und 7. Jhs. v. Chr. In: T. L. Kienlin (Hrsg.), Die Dinge als Zeichen. Kulturelles Wissen und materielle Kultur, Internationale Fachtagung an der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt am Main 3.–5. April 2003. Univforsch. Prähist. Arch. 127. Bonn: Habelt 2005, 355–382.

Schweizer im Druck: Ders., Ernst Curtius (1814–1896): Berlin – Athen – Olympia. Archäologie und Öffentlichkeiten zwischen Vormärz und Kaiserreich. Saeculum 61.2, 2011 (im Druck).

Sheedy 1990: K. A. Sheedy, A Prothesis Scene from the Analatos Painter. Mitt. DAI, Athenische Abt. 105, 1990, 117–151.

Tilley 1993: Ch. Tilley, Interpretation and a Poetics of the Past. In: Ders. (Hrsg.), Interpretative Archaeology. Explorations in Anthropology. Providence u. a.: Berg 1993, 1–27.

Töpfer 2011: K. M. Töpfer, Signa Militaria. Die römischen Feldzeichen in der Republik und im Prinzipat. Monogr. RGZM 91. Mainz: Römisch-Germanisches Zentralmuseum 2011.

Ulf 1996: Ch. Ulf, Griechische *Ethnogenese* versus Wanderungen von Stämmen und Stammstaaten. In: Ders. (Hrsg.), Wege zur Genese griechischer Identität. Die Bedeutung der früharchaischen Zeit. Berlin: Akademie 1996, 240–280.

Ulf 2009: Ders., Rethinking Cultural Contacts. Ancient West and East 8, 2009, 81–132.

Veit 2006: U. Veit, Der Archäologe als Erzähler. In: H.-P. Wotzka (Hrsg.), Grundlegungen. Studien zur europäischen und afrikanischen Archäologie für Manfred K. H. Eggert. Tübingen: Francke 2006, 201–213.

Volkmann 2004: L. Volkmann, Stichwort ›White, Hayden V.‹. In: A. Nünning (Hrsg.), Literatur und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe. Metzler Lexikon. Stuttgart: Metzler 2004, 702–703.

Weiler 2007: I. Weiler, Hellas und der Orient. Überlegungen zur sozialen Mobilität, zu Wirtschaftskontakten und zur Akkulturation. In: R. Rollinger/H. Barta/M. Lang (Hrsg.),

Rechtsgeschichte und Interkulturalität. Zum Verhältnis des östlichen Mittelmeerraums und Europas im Altertum. Philippika 19. Wiesbaden: Harrassowitz 2007, 197–216.
Wenger-Deilmann/Kämpfer 2006: A. Wenger-Deilmann/F. Kämpfer, Handschlag – Zeigegestus – Kniefall. Körpersprache, Gestik und Pathosformel in der visuellen politischen Kommunikation. In: G. Paul (Hrsg.), Visual History. Ein Studienbuch. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2006, 188–205.
Wimmer 1997: H. H. Wimmer, Die Strukturforschung in der Klassischen Archäologie. Bern: Peter Lang 1997.
Zanker 2007: P. Zanker, Die römische Kunst. Beck Wissen Kunstepochen. München: Beck 2007.

Beat Schweizer
Eberhard Karls Universität Tübingen, Institut für Klassische Archäologie,
Schloss Hohentübingen, D-72070 Tübingen
b.schweizer@uni-tuebingen.de

EAZ – Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift
Jahrgang 51, 1/2 (2010), S. 215–238
© Waxmann

Sabine Rieckhoff

Happy End oder Aufruhr? Zur Narratologie der ›keltischen Kunst‹

Zusammenfassung:
Kulturen sind immer auch Erzählgemeinschaften, und Erzählungen berichten von handelnden Menschen. Insofern haben es archäologische Wissenschaften, die die Überreste von Handlungen erforschen, immer auch mit narrativen Medien zu tun, offenen oder verdeckten. Offen narrativ ist im weitesten Sinne alles, was symbolische Bedeutung hatte und geschaffen wurde, um das kulturelle Gedächtnis zu stützen. Die narrativen archäologischen Formen, die bestimmte Erzählungen voraussetzen, die wir nicht kennen, bilden eine erste Ebene. Die Deutungen dieser Erzählformen lassen verschiedene Erzählmuster erkennen, um die es in diesem Beitrag gehen soll. Sie bilden die zweite Ebene und sind ihrerseits in kleine und große Meistererzählungen der dritten und vierten Ebene eingebunden. Am Beispiel einer scheinbar gut erforschten narrativen Kategorie, der so genannten ›keltischen Kunst‹, die wie kaum eine andere dazu beigetragen hat, die Kelten als homogene ›Kultur‹, als ›Volk‹ im historischen Diskurs zu etablieren, möchte ich zeigen, wie Erzählmuster entstehen und funktionieren, wie sie den Diskurs beeinflussen und kollektives Wissen konstituieren.

Schlüsselwörter: Keltische Kunst; Narration; Meistererzählung; Eisenzeit; Kulturwandel

Happy End or Turmoil? On Narratology of ›Celtic Art‹

Abstract:
Cultures are always also narration communities, and narrations tell us about people in action. Therefore, archaeology, dealing with the remains of activities, always also has to do with narrative media, obvious or disguised. Obviously narrative, in the broad sense, refers to everything which once had a symbolic meaning and was created in order to support the cultural memory. The narrative archaeological items, which postulate certain narrations, which we do not know, form a first layer. Interpretations of these primary narrations allow to distinguish different narrative patterns, which are the focal point of this lecture. They form the second level and are in turn embedded into small and large master narratives of the third and fourth level. Using the example of a seemingly well-investigated narrative category, namely the so-called ›Celtic Art‹, which has contributed like no other to establish the Celts as a homogeneous ›culture‹ and ›people‹ in the historical discourse, I would like to show how narrative patterns originate, develop and function, how they influence the discourse and constitute collective knowledge.

Keywords: Celtic Art; narration; master narrative; Iron Age; Iron Age; cultural change

Für Ludwig Pauli (18.3.1944 – 12.7.1994), einen großen Erzähler

1. Narratologie – eine Theorie des Narrativen

Während die Narrationsdebatte in den Geschichtswissenschaften schon in den 1960er Jahren eingesetzt und in den 1980er Jahren ihren Höhepunkt erlebt hat, scheint sie in den historischen Kulturwissenschaften noch nicht angekommen zu sein. Neuere Einführungswerke wie die von Aleida Assmann und Doris Bachmann-Medick, beide im Jahr 2006 erschienen, schenken einer Theorie des Narrativen, der Narratologie, keine Aufmerksamkeit. Das ist insofern überraschend, weil von den vielen *cultural turns* der letzten Jahrzehnte zwei der wichtigsten, nämlich der *linguistic turn* und der *iconic turn*, die Voraussetzungen geschaffen haben für die Erkenntnis, dass erstens zum Grundbestand jeder Kultur auch Erzählformen gehören, und dass zweitens die vielen Erzählungen dieser Welt durch bestimmte Erzählmuster generiert werden.

Der *linguistic turn*, der neue analytische Blick auf das Verhältnis zwischen Sprache und Wirklichkeit, ist mit zwei Namen und zwei Begriffen verbunden: erstens mit der *Diskursanalyse* des französischen Wissenschaftshistorikers und -soziologen Michel Foucault (1926–1984) (Foucault 1966; 1969) sowie zweitens mit der *Meta-Historiographie*, also mit der Geschichte der Geschichtsschreibung, des amerikanischen Historikers und Literaturwissenschaftlers Hayden White (*1928) (White 1973; 1978). Foucault und White verbindet die Überzeugung, dass die Sprache unsere Wahrnehmung der Wirklichkeit bestimmt, dass eine Wirklichkeit jenseits von Sprache nicht existiert; beide zeigen, dass und wie Sprache Realitäten nicht nur abbildet, sondern erzeugt. Die Deutungen der ›keltischen Kunst‹,[1] um die es im Folgenden gehen wird, böten Stoff genug für eine Analyse der darüber geführten Diskurse, aber ich möchte mich in diesem Beitrag dem Versuch widmen, die für diese Deutungen eingesetzten Erzählstrategien zu analysieren. Im Unterschied zum Diskurs handelt es sich bei der Erzählung – mit unterschiedlicher Intention auch als die (den Prozess betreffende) Narration oder als das (das Ergebnis betreffende) Narrativ bezeichnet (Müller-Funk 2008, 15) – um eine symbolische Textform, die aus einer zeitlich geordneten, durch Anfang, Höhepunkt und Ende definierten Abfolge von Handlungen besteht. Das Narrativ ist keineswegs auf die Belletristik beschränkt, ganz im Gegenteil. Ich gehe von Hayden Whites zentraler These aus, dass auch ein historiografischer Text ein Narrativ und insofern einen literarischen Text darstellt, der (im Unterschied zur reinen Fiktion) dazu dient, einen historischen Sachverhalt zu erklären.

Aber nicht nur subjektseitig, aus der Sicht des Fachwissenschaftlers, haben wir es in einer historischen Kulturwissenschaft wie der Archäologie mit Narrativen zu tun, sondern auch das Objekt, das den Ausgangspunkt meiner Überlegungen bildet, die ›keltische Kunst‹, ist ein klassisches narratives Medium. Seine narratologische Verortung führt uns in das Forschungsfeld des *iconic turn*. Der *pictorial turn* beziehungsweise *iconic turn* (Bachmann-Medick 2006, 329 ff.) entwickelte sich zu Beginn der 1990er Jahre

1 Die Anführungszeichen werden im Folgenden beibehalten, um zu verdeutlichen, dass es *die* keltische Kunst ebenso wenig gibt wie *die* keltische Religion, weil der Singular eine ethnisch homogene Bevölkerung suggeriert (vgl. Rieckhoff 2007a).

in den Kulturwissenschaften als Gegenbewegung zum *linguistic turn*. Die Wendung hin zum Bild folgte der Einsicht, dass sich Kommunikation nicht nur über Sprache vollzieht, sondern auch über visuelle Phänomene aller Art. Um diesem erweiterten Bildbegriff gerecht zu werden, hat der *iconic turn* an die Stelle der klassischen Kunstgeschichte die »Bildwissenschaft(en)« entstehen lassen. Obwohl der *iconic turn* das Monopol der Sprache radikal in Frage gestellt hat, erweitert er den *linguistic turn* eigentlich methodisch gesehen, da auch für eine Bildwissenschaft das Bild kein reines Abbild einer so genannten Wirklichkeit mehr ist. Bildwissenschaftliche Theorien gehen vielmehr davon aus, dass erst durch den Umgang mit dem Bild, d. h. erst durch dessen kulturell unterschiedliche Wahrnehmung, Bildlichkeit zu einer der »symbolischen Formen« wird, mit denen sich der Mensch die Welt aneignet (Cassirer 2002). Die Bildwissenschaft fragt deshalb danach, wie Bilder in der Lage sind, Wissen zu formen, Erinnerungen zu prägen oder Mythen zu erzeugen, d. h. genauso wie Sprache Realitäten zu schaffen. Aufgrund dieser transzendierenden Macht ist das Bild – ebenso wie die Schrift – ein zentrales Medium des kulturellen Gedächtnisses (Assmann 1992). Damit schließt sich der Kreis, denn Gedächtnis ist an Erinnerung und Erinnerung an das Erzählen gebunden, in welcher Form auch immer dies erfolgt, ob durch Text oder Bild.

Bereits Roland Barthes hatte das Erzählen als universelles Phänomen verstanden, das menschliche Kultur in Form unterschiedlichster Medien und Materialien prägt, das zeitlich und räumlich allgegenwärtig ist und das jeden Menschen betrifft (Barthes 1985). Denn so wie jeder Mensch in Sprache und Bilder seiner Kultur hineingeboren wird, so findet er auch eine symbolisch-narrativ geformte Welt vor. Eine narratologische Kulturtheorie betrachtet Kulturen daher als Erzählgemeinschaften und schließt darin auch deren materielle Hinterlassenschaften ein, wie es die niederländische Narrationstheoretikerin Mieke Bal formuliert hat: »Narratologie ist die Theorie von Erzählungen und erzählenden Texten, aber auch von Bildern, Schauspielen, Ereignissen und kulturellen Artefakten, die ›eine Geschichte erzählen‹« (Bal 1997, 4).

Für die Archäologie ist eine narratologische Kulturtheorie ein Segen (Müller-Funk 2008). Da Kulturen Erzählgemeinschaften sind, Erzählungen von handelnden Menschen berichten und wir als Archäologen die Überreste von Handlungen erforschen, haben wir es immer auch mit narrativen Medien zu tun, also mit Objekten, die ›eine Geschichte erzählen‹. Prinzipiell ist jeder archäologische Fund narrativ, wenn er irgendetwas auf irgendeine Weise erzählt beziehungsweise wir über ihn erzählen. Aber um diese verdeckten narrativen Strukturen soll es nicht gehen. Offen narrativ dagegen sind zum Beispiel Grabmäler, Ritualobjekte und Kunstwerke, aber im weitesten Sinne auch alles andere, was symbolische Bedeutung hatte und in dieser Funktion das kulturelle Gedächtnis verkörperte. Diese materiellen Erzählformen – wie z. B. die ›keltische Kunst‹ – bilden eine erste narrative Ebene; für ihre Interpretation benötigen wir Modelle und Theorien, da wir die Erzählungen selbst nicht oder nur unvollständig kennen. Die zweite Ebene bilden die Erzählmuster, mit deren Hilfe wir Archäologen uns über diese primären Erzählformen verständigen. Die dritte und vierte narrative Ebene sind die kleinen und großen Meistererzählungen, die unseren Mustern zugrunde liegen. Diese diversen Ebenen benötigen ebenfalls eine narratologische Theorie, um zu

verstehen, wie Erzählmuster entstehen, funktionieren, den Diskurs beeinflussen und kollektives Wissen konstituieren.

2. ›Keltische Kunst‹ – eine archäologische Erzählform

Als Ausgangspunkt, als archäologische Erzählform, habe ich die so genannte ›keltische Kunst‹ gewählt. Das ist nur scheinbar ein Widerspruch zu zwei kontroversen Thesen, auf die ich kurz eingehen muss. Die erste stammt von Otto-Herman Frey, der betont hat, dass die Kelten »in ihren Bildern nicht erzählen wollten« (Frey 2002a, 193), weil es weder »Bildfolgen, noch Lebensbilder oder Schilderungen alltäglichen Handelns« gebe (Frey 2007b, 24). Frey unterscheidet »einzelne Gestalten« oder »wappenartige Gegenüberstellungen zweier Wesen« der Kleinkunst einerseits (Abb. 1), die er den fortlaufenden, dicht mit Personen bevölkerten Friesen der so genannten Situlenkunst andererseits gegenüber stellt (Abb. 2). Während er beispielsweise die Fabelwesen der bekannten Schnabelkannen – Basse-Yutz, Glauberg, Borsch, Dürrnberg (Baitinger/Pinsker 2002, 200; 243; 201; 184) – als »statische Darstellungen« von »religiösen Symbolen« deutet, erkennt er auf den Situlen »erzählende Darstellungen«. Frey geht also von einer völlig anderen Definition des »Erzählens« aus, als sie der oben erläuterten semiotischen Theorie des Narrativen zugrunde liegt. Wie bereits für Paul Jacobsthal liegt der Unterschied für Frey zwischen Darstellungen ohne beziehungsweise mit Menschen.[2]

Die Forschung ist Freys Definition fast ausnahmslos gefolgt. Üblicherweise werden die Situlenfriese als Wiedergabe eines mythischen oder historischen Ereignisses, eines sakralen oder profanen Festes gedeutet und gelten deshalb als Narrationen (zusammenfassend Körner 2009a; 2009b). Christoph Huth spricht sogar von der Situlenkunst als der »ersten und einzigen wirklich szenischen Bilderzählung« außerhalb der antiken Hochkulturen (Huth 2010, 145). Huths enge Definition ist aber mitnichten empirisch gewonnen, sondern vielmehr die Prämisse seiner religionsphänomenologisch konzipierten Deutung: Weil sich das »Numinose« in allen Dingen der profanen Welt offenbaren kann, lassen sich auch alle Akteure, Handlungen und Gegenstände des Situlenfestes zu einem gemeinsamen großen kosmologischen Akt (Tod und Apotheose eines Herrschers) zusammenfassen. Wie zuletzt Paul Gleirscher befand, sei dieser »nicht nachvollziehbare Schluss« von Huth jedoch nur das Ergebnis einer Übertragung von »Bildinhalten aus den mediterranen Stadtkulturen« auf »chiffrenartig zu verstehende Bilder« (Gleirscher 2009, 219 f.).

Die zweite These stammt von Leonie C. Koch, die eine ganz andere Lesart der heterogenen Szenerie der Friese anbietet. Ihr zufolge handelt es sich eben gerade nicht um die Illustration von Ereignissen, die sich einst im Ostalpenraum abgespielt haben, sondern nur um bestimmte, aus italischen Vorlagen ausgewählte und »standardisierte Motive«, die »unterschiedlich kombiniert«, »abwechselnd wiederholt« oder gleichmäßig »gereiht« werden, so dass aus »Symmetrie und Rhythmisierung« eine »ornamentale Wirkung« entsteht (Koch 2003, 361 f.; 2006, 504 ff.). Koch möchte daher selbst im Falle

2 »Early Celtic art is an art of ornament, masks, and beasts, without the image of Man. The only narrative, the figure frieze on the Hallstatt sword, was made by a foreigner […]« (Jacobsthal 1944, 161).

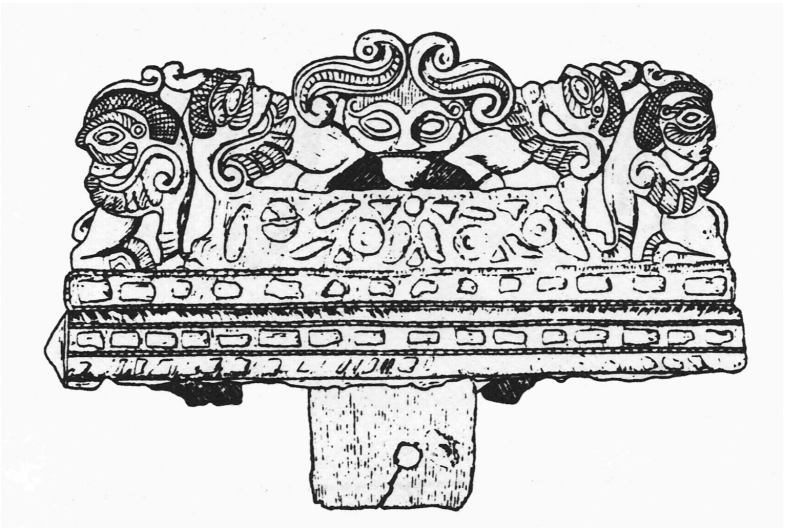


Abb. 1: Gürtelhaken von Weiskirchen, Kr. Merzig-Wadern (Saarland). Bronze mit Koralleneinlagen; B. 7,5 cm; frühes 4. Jh. v. Chr. (Binding 1993, 91 Abb. 35,8).

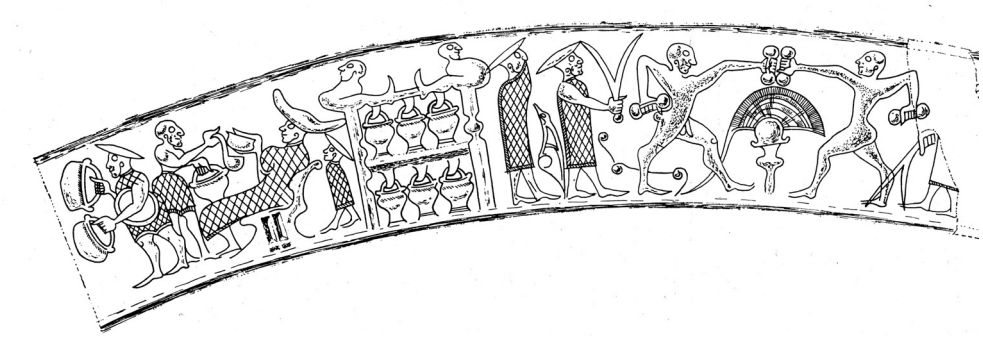


Abb. 2: Situla von Kuffarn (Österreich), Ausschnitt (Situlenkunst 1962, Taf. 50,54).

der Situlenkunst nicht von Narrativen, sondern nur von einer »Verzierung im narrativen Stil« sprechen.

Obwohl Koch ebenso wie Gleirscher die unipolare Interpretation von Huth ablehnt, kann sie also doch nicht gänzlich auf den Begriff des Narrativen verzichten. Andererseits sind immer wieder die »für die keltische Kunst charakteristischen fließenden Übergänge zwischen Ornament und figürlicher Darstellung« betont worden (Müller 2009, 184). Klassische frühlatènezeitliche Beispiele sind die Attasche der Schnabelkanne vom Kleinaspergle und der Goldfingerring von Rodenbach (Abb. 3–4). Ihre Ikonografie wird bestimmt von Symmetrie und der rhythmisierenden Addition von »Segmenten« (Frey 2007b, 14), die nicht nur die frühlatènezeitliche Pflanzenornamentik beherrscht haben, sondern auch zu den fundamentalen Gestaltungsprinzipien der figürlichen, vor allem plastischen ›keltischen Kunst‹ gehören (von der Großplastik einmal abgesehen). Sollte man angesichts dieser Ambivalenz von Ornament und Narrativ, statt wie Koch nach deren Gegensatz, nicht besser nach den Gemeinsamkeiten fragen? Sowohl die

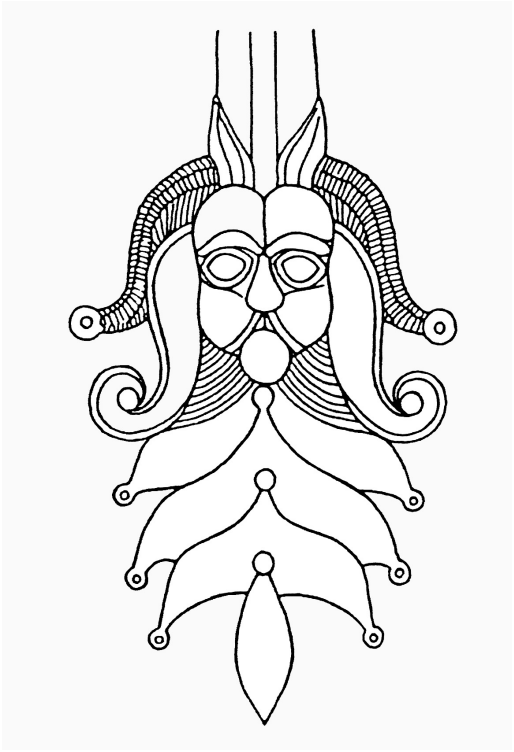


Abb. 3: Attasche einer Schnabelkanne vom Kleinaspergle, Kr. Ludwigsburg (Baden-Württemberg). Bronze; H. 7 cm; 1. Hälfte 5. Jh. v. Chr. (Umzeichnung nach Müller 2009, 272 Nr. 6).

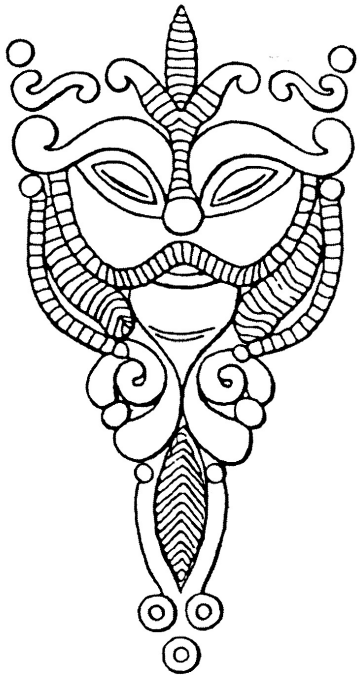


Abb. 4: Fingerring aus Rodenbach, Kr. Kaiserslautern (Rheinland-Pfalz). Gold; 5. Jh. v. Chr. (Umzeichnung nach Müller 2009, 272 Nr. 7).

Kleinkunst wie die Situlenkunst lassen sich als ornamental konzipierte Narrative verstehen. In beiden Fällen handelt es sich um Einzelgestalten beziehungsweise um Einzelszenen, die aus dem ursprünglichen narrativen Kontext der italischen Vorbilder herausgelöst und neu verfasst worden sind. Wir wissen nicht, welche inhaltlichen Transformationen sie dabei erlitten haben. Am Ende stehen abgekürzte ›Texte‹, die aber den Besitzern oder Benutzern genau so bekannt gewesen sein dürften »wie uns die Darstellung des schlafenden Kindes zwischen Ochs und Esel« (Kruta 1979, 45). So wie diese Verkürzung die komplette Weihnachtsgeschichte ›erzählt‹, verkürzen auch griechische Vasenbilder, zum Beispiel den 9. Gesang der Odyssee auf die Figur eines Mannes unter dem Bauch eines Schafes.[3] Der ikonologische Unterschied zwischen figürlicher Kleinkunst und Situlenfriesen besteht daher an erster Stelle darin, dass die Kleinkunst individualisiert, während die Situlenkunst stattdessen verallgemeinert, indem sie typische

3 Attisch-schwarzfiguriger Lekythos, H. 14, 5 cm (Privatbes. S. R.), Szene aus Odyssee 9, 425–470. Der 9. Gesang beschreibt die Gefangenschaft des Odysseus und seiner Begleiter bei dem einäugigen Zyklopen Polyphem, einem Menschenfresser. Den Griechen gelingt es, den Riesen betrunken zu machen und zu blenden. Als Polyphem seine Schafe aus der Höhle zur Weide hinauslassen muss, tastet er sie ab, aber die Griechen entkommen trotzdem, weil sie sich unter den Tieren in deren Bauchwolle festklammern und hinaustragen lassen. Vgl. Koch 2003, 355 f.

Handlungen einer bestimmten sozialen Klasse abbildet. Diesen Unterschied finden wir auch zwischen Porträt und Genremalerei in der neuzeitlichen Malerei. Aber so wie jedes Porträt mit einer bestimmten Absicht verbunden war, verbarg sich auch hinter dem Genrebild immer eine allegorische, moralische oder soziale Aussage; beide Kategorien implizierten symbolische Bedeutungen. Ob Porträt oder Genrebild, ob Kannengriff oder Situlenfries – Bilder kommunizieren symbolische Bedeutungen, d. h. sie ›erzählen‹, unabhängig davon, ob und wie die Symbole verstanden werden. Die Situlenkunst macht es uns nur scheinbar leichter, weil wir einzelne Handlungen und Objekte wiedererkennen. Den Sinnzusammenhang, also die ›Erzählung‹ selbst, verstehen wir ebenso wenig wie die fantastischen Wesen auf Schmuck und Gerät.

3. ›Keltische Kunst‹ und Keltenbegriff

Ausschlaggebend für die Wahl der ›keltischen Kunst‹ als Beispiel einer archäologischen Erzählform war die Tatsache, dass – abgesehen von der ›keltischen Sprache‹ – kein anderes Medium in einem solchen Ausmaß dazu beigetragen hat, die Kelten als homogene ›Kultur‹, als ›Volk‹ im fachwissenschaftlichen Diskurs zu etablieren. Das war nicht immer so. Latène-›Kunst‹ ist ein Phänomen, das lange Zeit wenig Beachtung fand und erst seit der zweiten Hälfte der 1970er Jahre auf dem Vormarsch ist. Ludwig Lindenschmit (1850–1922) hatte latènezeitliche Kunstwerke noch für etruskische Werke gehalten; Otto Tischler (1843–1891) interessierte sich nur für Chronologie; erst Moriz Hoernes (1852–1917) sprach 1892 von der »keltischen Latène-Ornamentik«, um die Latènekultur zu charakterisieren. Paul Reinecke, der sich 1902 erstmals systematisch mit der Kunst der Latènekultur auseinandersetzte, verdankt die Forschung, wie so oft, apodiktische Behauptungen, die sich im Laufe der Forschungsgeschichte verselbständigten. Reinecke hatte in der Latènekunst nur mehr oder weniger gelungene »barbarische« Imitationen gesehen, die in den meisten Fällen nicht über eine »Verballhornung archaisch-griechischer Vorbilder« hinaus gekommen seien; die »Hauptaufgabe der prähistorischen Archäologie« sei daher eine feinere Chronologie, um die »Abhängigkeit […] der vorgeschichtlichen Altsachen« von den »überlegenen Kulturgebieten des Südens« zu verstehen (Reinecke 1902, 53; 72 ff.). Auch wenn dieses einseitig-abwertende Urteil spätestens nach Erscheinen der großartigen Studie von Jacobsthal revidiert werden musste (Jacobsthal 1944), ist die Abhängigkeit von der klassischen Antike ein Definitionsmerkmal der kontinentalen Latènekunst geblieben. Dieses Merkmal haftet bis heute jedem Objekt an wie eine zweite Haut; es dominiert nicht nur typologische und stilistische, sondern auch jede sozialhistorische oder religionswissenschaftliche Interpretation. Dazu hatte Jacobsthal, der über das griechische Ornament forschte (Jacobsthal 1927) und vor allem an dessen keltischem Gegenstück interessiert war, allerdings auch selbst beigetragen, weil für ihn die Suche nach den griechisch-etruskischen Vorbildern und die Frage im Vordergrund standen, *wie* sich die Kelten diese fremden Motive aneigneten. Erst die moderne Forschung öffnete, auf der Basis des immensen Fundzuwachses, den Blick für späthallstattzeitliche Traditionen in der Großplastik (Frey 2002b; 2006, 21), für oberitalienisch-estische (Frey 2007a) und ostfranzösische Einflüsse (Verger 1987), sowie nicht zuletzt für eine regional differenzierte Eigenständigkeit der

figürlichen Kunst (Frey 2002a, 198; 2006), die zusammengenommen den ›keltischen Künstler‹ von seiner allzu »passiven Rolle« erlösten (Bagley/Kost 2010, 185).[4]

Reinecke hatte von »La Tène-Denkmälern« gesprochen. Die konstitutive Rolle der Kunst für die Konstruktion des Keltenbegriffes geht auf Joseph Déchelette zurück. John Collis hat diese forschungsgeschichtlich wichtige Etappe ausführlich dargestellt (Collis 2003, 87 ff.; 2007; 2010). Es soll daher genügen, daran zu erinnern, dass Joseph Déchelette als erster historische, sprachliche und archäologische Quellen miteinander kombiniert und damit die Grundlagen für das archäologisch-linguistische Keltenkonzept geschaffen hat, das im Prinzip bis heute weithin unangefochten gilt (Déchelette 1914; Rieckhoff 2007a; 2010b). Déchelette hatte zunächst die Ausdehnung der Westhallstattkultur vor allem anhand von Bestattungssitten definiert. Auf diese Weise konstruierte er eine scheinbar »scharf begrenzte archäologische Kulturprovinz« (vgl. Kossinna 1911, 2), die er – unter Berufung auf Herodot – den Kelten zuwies. Auf diese Hallstattkultur projizierte er die Verbreitung der Frühlatènekunst zwischen Champagne und Böhmen, die er, da sie sich mit jener teilweise deckte, ebenfalls als keltisch bezeichnete. Halten wir daher fest: Die Grenzen der Westhallstattkultur waren ein Konstrukt; die Ethnizität der Hallstattkultur war eine These; für das keltische Ethnos der Frühlatènekultur – in einem Gebiet, in dem nach den Worten Caesars keine *Celtae*, sondern nur *Belgae* oder *Germani* lebten – gab es keine historischen Beweise. Bestätigt sah sich Déchelette dennoch – und jetzt kommt endlich die Kunst ins Spiel – durch die auffällige Ähnlichkeit des frühlatènezeitlichen Kunststils mit spätlatènezeitlichen Artefakten aus Großbritannien, die schon seit Mitte des 19. Jh. als *Late Celtic Art* angesehen wurden – aber dies nur deshalb, weil die Sprachwissenschaft bereits 200 Jahre zuvor die Ureinwohner der britischen Inseln zu Kelten deklariert hatte. Wie Collis gezeigt hat, wurde Déchelettes Konzeption zur Grundlage aller modernen Verbreitungskarten, die die Ausbreitung der Kelten visualisieren. Seit Déchelette galt nicht nur derjenige als Kelte, der keltisch spricht, sondern auch die Latènekultur, vor allem aber die Latènekunst galten *eo ipso* als keltisch (Rieckhoff 2006; 2007a; 2009). Dieses Konstrukt wäre freilich international nicht so erfolgreich geworden, wenn es nicht durch Jacobsthal zum Paradigma erhoben worden wäre, weil dieser davon überzeugt war, dass »the whole of Celtic art is a unit« und deshalb die Kunst »the creation of one race, the Celts« gewesen sein müsse (Jacobsthal 1944, 160).

4 In der Frage der Einflüsse gehen die Meinungen allerdings bis heute weit auseinander. Bereits Jacobsthal hatte einen vorderorientalisch-skythischen Beitrag zur Herausbildung des frühlatènezeitlichen »Tier- und Maskenstils« postuliert, obwohl ihm unklar war, auf welche Art und Weise dieser geleistet worden sei (Jacobsthal 1944, 156). Jacobsthals These schlossen sich frühzeitig Frey (1980) und später Martin Guggisberg (1998) an, der sogar einen direkten skythisch-keltischen »Kulturaustausch« entlang der Donau postulierte. Bestritten wurden solche Kulturkontakte u. a. mehrfach von Ruth und Vincent Megaw, die stilistische Übereinstimmungen mit zufälligen Parallelerscheinungen oder umgekehrt mit keltischen Einflüssen auf den Osten erklärten (Megaw 2005).

4. Erzählmuster und Meistererzählungen zur ›keltischen Kunst‹

Damit kommen wir endlich zu den narrativen Strategien der zweiten und dritten Ebene, den archäologischen Erzählungen über die ›keltische Kunst‹. Als Beispiele lasse ich hier kurz zwei große archäologische Erzähler Revue passieren: Wolfgang Kimmig (1910–2001) und Ludwig Pauli (1944–1994). Beide haben, etwa zur selben Zeit, anhand derselben Fakten und mit ähnlicher Zielsetzung, nämlich für ein breiteres Publikum, dieselbe Geschichte erzählt vom Übergang der Späthallstatt- zur Frühlatènekultur um 500 v. Chr. beziehungsweise die ›Geschichte der frühen Kelten‹. In beiden Narrativen spielt die ›keltische Kunst‹ eine zentrale Rolle, ja sie bildet den eigentlichen Dreh- und Angelpunkt, an dem die historischen Ereignisse aufgehängt werden. Es sind zwei scheinbar völlig unterschiedliche Erzählungen, die völlig unterschiedlichen Erzählmustern folgen, die aber dennoch Teil ein und derselben Großerzählung gewesen sind, die ich nach dem Vorbild der modernen Nationalismusforschung (Jarausch/Sabrow 2002) als Meistererzählung bezeichnet habe (Rieckhoff 2007b, 21 f.). Die Meistererzählung, um die es sowohl Kimmig als auch Pauli ging, ist so alt wie unser Fach: es ist die *Geschichte vom Fortschritt.*

Romanze und Ethnozentrismus (Wolfgang Kimmig 1983)

In Kimmigs Erzählung liegt der Fortschritt in der Entwicklung der späten Hallstattkultur von einer barbarischen Randkultur der mediterranen Welt zu einem höheren Zivilisationsniveau durch die segensreichen Einflüsse, die sie aus dem mediterranen Raum empfängt:

Der »hochkulturelle Süden« wirft der sogenannten »Barbariké« nicht nur einen »Ball zu«, sondern er »wirbt« um sie, ja er »bedrängt« sie sogar wie ein ungestümer Liebhaber; er schickt ihr luxuriöse Geschenke in Form hochwertiger Gaben; er entsendet Handwerker und Künstler, um die Lehmziegelmauer der Heuneburg bauen und die Statue von Hirschlanden schaffen zu lassen (Abb. 5). Obwohl es Rückschläge gibt wie im Fall der Statue, weil der Künstler leider vorzeitig wieder verschwindet und die »missglückte Ausarbeitung des Brustkorbs« seinem einheimischen Schüler überlassen muss, glückt schließlich die zivilisatorische Eroberung der Barbariké aufgrund deren natürlichem »Imitationstrieb« und »erstaunlicher Anpassungsbereitschaft«. Die Ergebnisse sind »Glanzstücke« der Latènekunst, die das etruskische Vorbild endlich an »handwerklicher Meisterschaft« und »ureigenster Phantasie« »bei weitem übertreffen«. Kimmig erzählt die säkulare Heilsgeschichte der »vor«-geschichtlichen Hallstattkultur, die in der Latènekunst und -kultur gipfelt, die – weil sie identisch mit den historisch überlieferten Kelten sei – Mitteleuropa endlich in »einen geschichtlichen Zustand überführt« und damit auf eine »höhere Kulturstufe« hebt (Kimmig 1983, 5; 19; 22; 61; 65 ff.; 72 f.).

Man kann in Kimmigs Narrativ unterschiedliche Erzählmuster identifizieren. Beginnen wir mit dem »neuen, erfrischend unkonventionellen« Interpretationsmodus (Müller-Funk 2008, 133 ff.), den die »Metahistory« von Hayden White bereit stellte (Abb. 6). Ganz so neu ist dieser Modus inzwischen nicht mehr, da White seine Theorie des

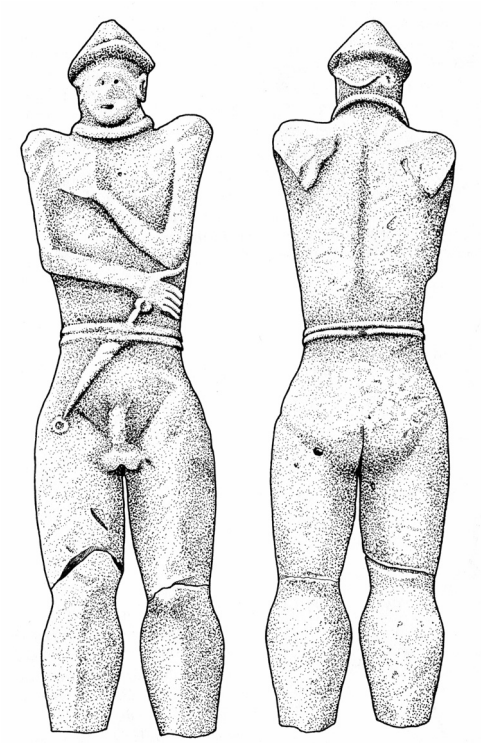


Abb. 5: Statue von Hirschlanden, Kr. Ludwigsburg (Baden-Württemberg). Sandstein; H. noch 1,50 m; um 550/500 v. Chr. (Spindler 1983, 179 Abb. 25).

emplotment – narrative Modellierung	*explanation* – Argumentation	*ideological implication* – Ideologie
Romanze	formativistisch	anarchistisch
Komödie	organizistisch	konservativ
Tragödie	mechanistisch	radikal
Satire	kontextualistisch	liberal

Abb. 6: Erklärungsmodelle einer Theorie des Narrativen (nach White 1973; 1978).

Narrativen, die im Folgenden nur ganz knapp zusammengefasst werden kann, schon zu Beginn der 1970er Jahre an historiografischen und geschichtsphilosophischen Werken des 19. Jh. entwickelt hat. Sie ist allerdings bis heute in der europäischen Geschichtswissenschaft kaum rezipiert worden, geschweige denn in der archäologischen Historiografie (Rieckhoff 2007b, 19 f.). Die Ablehnung der Historiker und Archäologen richtete sich sowohl gegen das allgemeine Postulat des *linguistic turn*, dass es die Sprache sei, die eine so genannte historische Wirklichkeit herstelle, als auch gegen Whites These vom »historischen Text als literarischem Kunstwerk« im Besonderen (White 1994). White ging, wie eingangs bereits erwähnt, davon aus, dass historiografische Texte ebenso Narrative seien wie literarische Texte und dass demzufolge narrative Strategien und

rhetorische Strukturen auch auf den Prozess der historischen Erkenntnisgewinnung und Sinnstiftung einen konstituierenden Einfluss ausüben. Jeder Historiker versuche – so White – seinen Darstellungen den »Anschein von Erklärungen« zu geben beziehungsweise der Geschichte Sinn zu verleihen mit Hilfe von drei Modellen, die in jeweils vier Formen auftauchen können (Landwehr 2008, 43 ff.; Jordan 2009, 192). Das erste Erklärungsmodell ist die »narrative Modellierung«, d. h. die Erzählung dessen, was geschehen ist, in Form einer Romanze, Tragödie, Komödie oder Satire; das zweite Erklärungsmodell, die »formale Schlussfolgerung«, deutet den Fortgang der Geschichte durch argumentative (formativistische, organizistische, mechanistische oder kontextualistische) Konzepte; das dritte Erklärungsmodell, die »ideologische Implikation«, betrifft die weltanschaulichen, nicht wissenschaftlich begründeten (anarchistischen, radikalen, konservativen oder liberalen) Vorannahmen über gesellschaftliches Handeln, die der historischen Deutung zugrunde gelegt werden. Grundlage dieser Erzählmuster, die den jeweiligen »Plot« einer Geschichte bestimmen, ist Whites »Theorie der Tropen« (Redewendungen). Dieser zufolge bestimmt die Sprache nicht nur den Stil der Darstellung, sondern indirekt auch deren historische Deutung. White unterscheidet auch bei den Tropen wiederum vier rhetorische Grundtypen (Metapher, Metonymie, Synekdoche, Ironie). Obwohl White mehrfach darauf hingewiesen hat, dass alle diese Textformen prinzipiell frei kombinierbar seien und dass es durchaus auch weitere Figuren geben könne, suggeriert er doch bestimmte Affinitäten zwischen narrativer Modellierung, Argumentation, Ideologie und Trope. Diese formalistische Sicht auf eine »Welt im Viererpack« (Kohlhammer 1998) hat entscheidend zur Ablehnung von Whites Thesen beigetragen und übersehen lassen, dass die Geschichtswissenschaft ihm etwas sehr Wichtiges verdankt: die Grundlagen einer Theorie des Narrativen in der Geschichtsschreibung.

Kehren wir mit diesem Instrumentarium wieder zu Kimmigs Text zurück. Es ist keine Frage, dass sich Kimmigs narrative Modellierung als klassische Romanze denotieren lässt. Die Romanze steht für den Glauben an den ewigen Fortschritt der Gesellschaft hin zum Besseren; sie repräsentiert schlechthin den Sieg des Guten über das Böse. Im Zentrum der Romanze steht das Drama der Selbstfindung des Helden (im vorliegenden Fall der rückständigen ›Hallstatt-Kelten‹), das aber schließlich im Triumph endet (hier also im Durchbruch der Latènekunst). Der Romanze ordnet White das formativistische Argumentationsmodell zu, für das Kimmigs Erzählung ebenfalls ein treffendes Beispiel ist. Dieses Modell zielt auf Erklärung durch vollständige Identifizierung aller Gegenstände ab (d. h. in diesem Fall durch Überprüfung der prähistorischen Objekte hinsichtlich Typologie, Chorologie und Chronologie), es fokussiert die Einzigartigkeit von Personen und Ereignissen, es ist lebendig und detailreich, aber auf Grund seiner großräumigen Perspektive mangelt es ihm an Stringenz und Schärfe (Müller-Funk 2008, 133 ff.). Die dritte narrative Kategorie, die ideologische Implikation, hat White jeweils am Beispiel des sozialen Wandels exemplifiziert. Kimmigs Ideologie trägt insofern anarchistische Züge, weil das Happy-End in einer »raschen Veränderung« der Gesellschaft liegt.

Die Übereinstimmungen zwischen Kimmigs Text und Whites Erklärungsmodellen sollten einen indessen nicht davon abhalten, auch nach anderen narrativen Mustern Ausschau zu halten. Wie ich bereits vor einiger Zeit gezeigt habe (Rieckhoff 2007b,

26 f.), entstammen signifikante Begriffe[5] und Tropen des Textes, Metaphern und Stereotype, einem »Dritte Welt-Diskurs«, der in der Zeit, als der Vortrag entstand, noch stark von einer eurozentrischen Alltagssprache geprägt war. Kimmigs Text war kein Einzelfall. Erzählmuster, die im Postkolonialismus und Ethnozentrismus wurzelten, waren in der Nachkriegszeit in der Gegenüberstellung von Kelten und antiken Hochkulturen noch lange wirksam, bis sich das Bewusstsein dafür durchsetzte, dass fremde Verhaltensweisen und Leistungen nicht nur an den eigenen Wertmaßstäben gemessen werden sollten.

Die Doppelung des Erzählmusters – Romanze und Ethnozentrismus – ist kein Widerspruch. Im Gegenteil, Whites starres Schema ist in seiner Ausschließlichkeit gar nicht praktikabel. Insofern überrascht es nicht, wenn sich auch die Meistererzählung *Geschichte als Fortschritt* mit einer zweiten konkurrierenden Meistererzählung überschneidet, in der es um das kollektive Gedächtnis der Nachkriegsgeneration geht, nämlich um *Geschichte als Identitätskonstruktion.* Den Dreh- und Angelpunkt dieser zweiten Meistererzählung bildet ebenfalls wieder die Latènekunst. Mit deren Durchbruch im 5. Jh. v. Chr. hatte die Zone nördlich der Alpen endlich die »naiv-urzeitlichen« und »provinziell-unselbständigen« Züge der »Hallstattkunst« verloren (Angeli 1980, 19); mit den erwähnten Glanzstücken der ›keltischen Kunst‹, die nun endlich mit ihren etruskischen Vorbildern konkurrieren konnten, ließen sich Leistungen einer vorschriftlichen Vergangenheit vorführen, deren sich eine moderne Gesellschaft nicht schämen musste. Kelten und Kunst wurden daher quasi zum Synonym. Diese positive Konnotation fiel mit einer allgemein zu beobachtenden Aufwertung der ›keltischen Vergangenheit‹ in Süddeutschland zusammen. Begonnen hatte dieser Prozess schon bald nach Kriegsende, als die Lücke, die das Ende der Germanenforschung 1945 gerissen hatte, rasch mit Keltenforschungen gefüllt wurde. Aber obwohl die deutschsprachige akademische Keltenforschung in Europa bald spaten- und federführend wurde, dauerte es noch etwa drei Jahrzehnte, bis auch die deutsche Öffentlichkeit die Kelten für sich entdeckte. Das Erscheinen des ersten deutschen Keltenhandbuches 1981 war kein Zufall (Bittel 1981): Kurz zuvor, 1978, war der Jahrhundertfund von Hochdorf entdeckt worden, und 1980 wurden die ersten beiden großen mitteleuropäischen Keltenausstellungen eröffnet.[6] Der Beitrag des ›keltischen Volkes‹ zur Identität auch der Deutschen ist seitdem in vielen Veröffentlichungen, Fernsehsendungen und Ausstellungen verfestigt worden.

Tragödie und Historischer Materialismus (Ludwig Pauli 1980)

Wie bereits erwähnt, hat Pauli etwa gleichzeitig mit Kimmig den Übergang von der Späthallstatt- zur Frühlatènekultur erzählt. Paulis Tropen klingen nicht so beschaulich wie diejenige Kimmigs, sondern verglichen mit jenen geradezu schrill. Zwar wird auch hier wieder der Süden zum Motor der Geschichte, aber der paradigmatische

5 »Begriffe sind niemals bloß deskriptiv. Sie sind programmatisch und normativ. Daher hat der Gebrauch von Begriffen bestimmte Wirkungen« (Bal 2006, 13).

6 »Die Hallstattkultur. Frühform europäischer Einheit«. Landesausstellung Oberösterreich, Steyr 1980 (Angeli 1980). – »Die Kelten in Mitteleuropa«. Salzburger Landesausstellung, Hallein 1980 (Pauli 1980). – »Der Keltenfürst von Hochdorf«. Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Stuttgart 1985 (Planck 1985).

Unterschied zu Kimmig besteht darin, dass in Paulis Modell das Zivilisationsniveau der Hallstattkultur durch den Kontakt mit dem Süden nicht angehoben, sondern zerstört wird. Wachsender Reichtum führte zur »Machtkonzentration in den Händen weniger Familien«, die sich nicht durch friedlichen Handel oder dynastische Heiraten, sondern mit Hilfe von Sklavenhandel und Raubzügen in den Süden in den Besitz fremder Luxusgüter brachten, sich damit hinter ihre Burgmauern zurückzogen und ihre Toten mit glanzvollen Begräbnissen ehrten – »glanzvoll allerdings nur für die Herrschenden« und »auf Kosten der Bauern, Hirten und Handwerker«. Die Spannungen »zwischen den Mächtigen und dem Volk […] und den Mächtigen untereinander« führten im 5. Jh. in »eine tiefe Krise«, die »die Menschen in […] Unsicherheit stürzte und gründliche, wenn nicht gewaltsame Änderungen des Bestehenden erforderte.« Eine der Folgen war der Zulauf, den eine »neue Religion« erhielt, die sich in der radikal neuen Latènekunst niederschlug, die ihre Anregungen ebenfalls dem Süden verdankte. Trotzdem wurde sie von der »konservativen« Hallstattkultur »bewusst abgelehnt«, so dass die Anhänger zur Auswanderung in die Randzonen der Hallstattkultur gezwungen waren, in denen nun die Latènekultur aufblühte – von der Champagne über das Mittelrheingebiet bis Böhmen. Pauli hat mehrfach betont, dass kein Zweifel daran bestehen könne, dass hinter der Frühlatènekunst »neue Götter, neue Kulte, vielleicht neue Jenseitsvorstellungen, kurz: ein ›neues Verhältnis zu Gott und Welt‹ (Jacobsthal 1934)« stecken müssten (Pauli 1980, 28–30; 32; 35). Deshalb kommt auch Pauli zufolge der Latènekunst – als religionssoziologischem Phänomen – eine hohe Integrationskraft zu bei der Ausbreitung keltischer Kultur und Ethnizität, die ihrerseits wiederum identitätsstiftend geworden seien für die modernen Gesellschaften Europas.

Auch Pauli erzählt also eine Geschichte des Fortschritts, aber eine völlig andere. In seiner Version, die er einmal als »two centuries of wealth and turmoil« charakterisiert hat (Pauli 1985), entwickelt sich der Fortschritt nicht linear, sondern dialektisch, bestimmt durch ökonomische und soziale Widersprüche, die zu gesellschaftlichen Veränderungen führen. Pauli war weder ideologisch, geschweige denn parteipolitisch Marxist, und seine narrativen Strukturen haben nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem politisch indoktrinierten Wissenschaftsjargon der DDR. Seine Erzählung bedient sich einfach nur vorurteilslos unterschiedlicher Gesellschaftstheorien, u. a. auch solcher, die dem Historischen Materialismus entstammen. Da Pauli zu den wenigen Erzählern gehört hat, die ihren politisch-gesellschaftlichen Standpunkt deutlich werden lassen, ist es nicht schwierig, eine klassische Kombination aus Whites Typologie in Paulis Text wiederzufinden. Dies gilt sowohl für die radikale ideologische Implikation, als auch für das mechanistische Argumentationsmodell sowie die narrative Modellierung der Tragödie. Das Thema der Tragödie ist der (vergebliche) Kampf des Helden, dem Guten zum Sieg zu verhelfen; sie beschreibt das Scheitern des Menschen an den Gesetzen dieser Welt. Der Kampf bedeutet für den Protagonisten (d. h. für die Hallstattfürsten) den Untergang, aber selbst den Überlebenden (d. h. den frühlatènezeitlichen Eliten) ist nur ein kurzfristiger Triumph gegönnt, bevor der Konflikt erneut ausbricht und – im vorliegenden Falle – in den keltischen Wanderungen kulminiert. Die mechanistische Erklärung liegt im Blick auf die »außergeschichtlichen Triebkräfte«, denen Akteure und Handlungen unterworfen sind; Geschichte und Gesellschaft werden von »Kausalgesetzen« determiniert. Der mechanistisch argumentierende Historiker präferiert die rasche

und radikale Veränderung der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung und nimmt dafür auch »heftige Erschütterungen in Kauf« (Müller-Funk 2008, 135 f.).

Komödie und Teleologie (Martin Guggisberg 2004)

Die Texte von Kimmig und Pauli wandten sich an ein breiteres Publikum. Man könnte daher einwenden, die Autoren seien gezwungen gewesen zu »erzählen«, also Anfang, Mitte und Ende zusammenzufügen, Lücken zu ergänzen, Sinn zu verleihen und Vermutungen als Aussagen erscheinen zu lassen – also all das zu tun, was sie in einem Text für die *scientific community* vielleicht unterdrückt, offen gelassen oder im Konjunktiv formuliert hätten. Dieser Einwand ließe sich zwar anhand der Literatur widerlegen,[7] aber es erschien mir sinnvoller, als *tertium comparationis* noch einen Kolloquiumsbeitrag von Martin Guggisberg (2004) hinzuzuziehen, der über jeden Verdacht der Popularisierung erhaben ist. Guggisberg nähert sich dem Thema, der Rolle der Kunst am Übergang von der Späthallstatt- zur Frühlatènekultur, von einer ganz anderen Seite. Ausgangspunkt sind die Südimporte in früheisenzeitlichen Prunkgräbern, die auffällig älter zu sein scheinen als der Zeitpunkt der Bestattung. Franz Fischer hatte diese *Keimelia* (ein altgriechisches Wort für Kostbarkeiten) unter Verweis auf Homer als politische Geschenke gedeutet, die aufgrund ihres Erinnerungswertes thesauriert worden seien, so dass sie erst mehrere Generationen später ins Grab gelangten. Der Kern der Idee war nicht so neu wie Fischer glauben ließ. Er übernahm den Begriff *Keimelia* von Stuart Piggott (Fischer 1973, 438; 442; Piggott 1965), der ihn jedoch seinerseits dem Althistoriker Moses I. Finley (1912–1986) verdankte. Finley unterschied zwischen sakralen und profanen Schatzkammern; die Funktion der Letzteren, der dort (wörtlich) »lagernden« Kostbarkeiten, sah er im politischen Geschenkeaustausch (Finley 1956). Finley nahm nicht nur wesentliche Gedanken Fischers bereits vorweg, sondern ging methodisch über diesen hinaus, weil er Homer mit dem Modell des Gabentausches von Marcel Mauss (1872–1950) verknüpfte, dessen strukturalistische Studie von 1923/24 über »Die Gabe« in den 1950er Jahren unter den Pariser Soziologen, Ethnologen und Altertumswissenschaftlern ein *revival* erlebt hatte (Mauss 1990).

Guggisberg nimmt dieses traditionsreiche Modell der *Keimelia* als Ausgangspunkt, erweitert es aber um eine neue Dimension. Das Paradebeispiel für »Altstücke«, wie Guggisberg sich ausdrückt, ist seit jeher das Prunkgrab Grafenbühl, dessen etruskische Importe 100–150 Jahre älter datiert werden als die um 500 v. Chr. angelegte Bestattung (Fischer 1990; Jung 2007). Guggisberg zählt noch ein halbes Dutzend weiterer späthallstatt- und frühlatènezeitlicher Grabkomplexe auf, die Altstücke enthalten, die zumeist zwei Generationen älter seien als die übrigen Beigaben. Aus dieser chronologischen Diskrepanz entwickelt er eine über den Gabentausch hinausgehende Interpretation. Er zeigt auf, dass in der Eisenzeit die Beigabe von Altstücken von Griechenland bis Oberitalien fester Bestandteil aristokratischer Bestattungssitten gewesen ist. Er sieht in dieser

7 Vgl. Kimmig 1988, 281 ff. und Pauli 1978, 413 ff. Paulis explizit narrativ konzipierter »Versuch einer historischen Auswertung« der früheisenzeitlichen Grabfunde vom Dürrnberg war im deutschen Sprachraum insofern etwas völlig Neues, weil er sein Modell am Zeitalter der Reformation entwickelte.

Sitte einen Verweis auf Ahnenkult und Heroisierung des Toten. Dieses Modell möchte er nun auch auf die nordwestalpine Späthallstatt- und Frühlatènekultur übertragen und verbindet es mit der Entstehung der Latènekunst. Die »neuen Machthaber« des 5. Jahrhunderts hätten den »Frühlatènestil ins Leben gerufen«, der sich »unverkennbar und sicher bewusst an mediterranen Vorbildern der Vergangenheit« orientiert habe, genauer gesagt, an den »altehrwürdigen Keimelia«, die in den aristokratischen Schatzkammern schlummerten. Sinn dieses »Rückgriffs auf die Vergangenheit« sei es gewesen, die *Keimelia* in den »Dienst einer konservativen Herrschaftsideologie« zu stellen und dadurch den »Führungsanspruch« einer »durch Abkunft, kriegerische Tüchtigkeit und persönliches Charisma« qualifizierten Elite zu begründen und zu legitimieren (Guggisberg 2004, 175; 188 f.).

An der Meistererzählung hat sich nichts geändert. Auch Guggisberg erzählt eine *Geschichte des Fortschritts*, wenn auch nur am Beispiel des politischen Machtwechsels innerhalb einer kleinen Elite. Doch der Plot, der zur Entstehung der Latènekunst führt, ist neu und originell: Weder schickt er etruskische Händler und Gesandte nach Norden wie Kimmig, noch schickt er umgekehrt wie Pauli die Hallstatt-Elite auf Raubzüge nach Süden. Stattdessen bleiben die Fürsten zu Hause und kramen in ihren Schatztruhen nach Vorlagen für den neuen Stil ihrer Rangabzeichen und Statussymbole. Während Kimmig die rückständigen ›Hallstatt-Kelten‹ durch die »völlig neue« Latènekunst quasi zu zivilisierten Europäern werden lässt, während Pauli die »radikal neue« Kunst quasi zum Sinnbild des Aufruhrs gegen die Hallstattfürsten hochstilisiert, deutet Guggisberg dieselben Werke als Ausdruck eines kontinuierlich gesteigerten Traditionsbewusstseins einer konservativen Elite, die zu einem bestimmten Zeitpunkt ihre neue Identität aus dem Rückgriff auf Bilder einer längst vergangenen Zeit bezieht. Gegensätzlicher könnten die drei Erzählmuster – die doch immer um dieselben ausgewählten Funde kreisen! – nicht ausfallen.

Guggisberg vertritt eine konservative Ideologie. Während Jacobsthal immer wieder den kulturellen Bruch zwischen Hallstatt- und Frühlatènekunst betont hat (Jacobsthal 1944, 158: »Early Celtic art has no genesis«), geht Guggisberg von der »Verwurzelung des frühlatènezeitlichen Ideengutes in hallstättischen Traditionen« (Guggisberg 2000, 262) und einer »bewussten Forttradierung« aus. Er konstruiert einen sozialen Wandel, der konfliktfrei verläuft, weil er eingebunden bleibt in den natürlichen Rhythmus des Entstehens und Vergehens kultureller Phänomene. Im Unterschied zu Kimmig und Pauli betrifft dieser Wandel jedoch nicht die Gesellschaft als Ganzes, sondern nur bestimmte Aspekte der aristokratischen Repräsentationskultur. Kennzeichen dieser organizistischen Erzählstruktur ist die Vereinfachung. Sie dient der Einbindung einzelner Ereignisse in ein großes synthetisches Geschehen, dessen Bedeutung diejenige des Einzelphänomens verdrängt. Nicht das individuelle Element, sondern dessen Integration in den historischen Prozess steht im Mittelpunkt des Interesses. Dieser Prozess verläuft teleologisch, aber nicht im Sinne von Gesetzmäßigkeiten, sondern von Prinzipien und Ideen, in diesem Fall z. B. von der Idee der »konservativen Herrschaftsideologie«. Die konservative Implikation und die organizistische Argumentation ordnet White dem »emplotment« der Komödie zu, die zwischen Romanze und Tragödie angesiedelt ist. Mit der Tragödie teilt sie ein partielles Scheitern des Helden, das jedoch ein versöhnliches Ende nimmt und ihn, wie in der Romanze, letztlich in eine bessere Welt führt.

›Versöhnlich‹ ist Guggisbergs Plot auch insofern, als er versucht, damit den chronologischen Widerspruch zu lösen, der die Eisenzeitforschung bis heute vor eine Aporie stellt: Die italisch-etruskischen Vorbilder der Frühlatènekunst sind zum Teil nicht nur in Italien wesentlich älter, sondern nach konventioneller Datierung auch schon zwei Generationen früher über die Alpen gekommen, als hier »noch die Hallstattkultur blühte«, deren Ende um die Mitte des 5. Jh. v. Chr. angesetzt wird (Frey 2005). Doch so einleuchtend es ist, dass die fremden Kostbarkeiten zunächst in die Schatzkammern gewandert sind, so dunkel bleibt, warum die Schätze just zu diesem Zeitpunkt wieder hervorgeholt worden sein sollen, um zu Symbolen einer »an Vergangenheit und Tradition orientierten« Aristokratie zu werden. Guggisberg spricht nur vage von einem Machtwechsel. Die einfachste Lösung des Problems scheint die komplizierteste zu sein – eine Korrektur der absoluten Chronologie, wie sie Martin Trachsel vorgeschlagen hat (Trachsel 2004, 318 ff.). Ihm zufolge würde Lt A schon wesentlich früher (520/500 v. Chr.) beginnen, so dass die zeitlichen Lücken zwischen etruskischem Import und ›keltischen Imitationen‹ nahezu entfallen würden. Bisher ist das freilich nur eine verlockende Hypothese, weil sie ohne das Konstrukt einer altmodisch gesinnten Elite auskäme, deren künstlerische Inspiration sich ohne erkennbaren Anlass an Antiquitäten entzündete.

4. Fazit: Die Frage ist nicht, *was* erzählt die ›keltische Kunst‹, sondern *wie* wird über sie erzählt?

Die ›keltische Kunst‹[8] ist kulturwissenschaftlich gesehen eine dinghafte Erzählform par excellence. Der Beweis für diese These liegt paradoxerweise in der Tatsache, dass wir nicht wissen, was diese Kunst erzählt. Selbst die Bedeutung der figürlichen Werke, sowohl der Großplastik als auch der Kleinkunst, insbesondere der frühlatènezeitlichen »Masken« (Jacobsthal 1944), »Fabelwesen« (Pauli 1980) oder »Mischwesen« (Frey 2002a, 197 f.; Jung 2009), ist nach wie vor unbekannt – und wird es bleiben. Im Unterschied zur Architektur, deren Elemente ihren Sinn durch ihre Funktion offenbaren können (Rieckhoff 2010a, 287 ff.), enthüllt die latènezeitliche Bilderwelt ihr Geheimnis auch dann nicht, wenn wir beispielsweise maskengeschmückte Ringe als Frauenschmuck identifizieren können (Bagley/Kost 2010). Es geht daher nicht um Wissenslücken, die eines Tages durch glückliche Fundumstände gefüllt werden, sondern wir wissen nicht, was diese Kunst erzählt, weil wir es nicht wissen können, ebenso wenig, wie es uns möglich ist, zwei Kelten beim Erzählen zu belauschen. Wir können die Erzählungen der figürlichen Artefakte nur (re)konstruieren. Dies geschieht üblicherweise durch – in aufsteigender Reihenfolge – reine Spekulationen, subjektives Wissen, theoretisch begründete Deutungen, erklärende Analogie oder empirisch überprüfbare Wahrscheinlichkeiten (beziehungsweise häufig durch eine Mischung aus all dem). Das bedeutet, dass jede (Re-)Konstruktion, d. h. jeder wissenschaftliche Text

8 Der Einfachheit halber habe ich hier die Begriffe »Kunst« und »Künstler« beibehalten, die in der aktuellen Literatur recht bedenkenlos verwendet werden. Die Frage, inwieweit es berechtigt ist, aus historischer, ethnologischer oder moderner Sicht in prähistorischer Zeit im Allgemeinen und in der Latènekultur im Besonderen von Kunst und Künstlern zu sprechen, ist noch nicht ernsthaft gestellt worden, kann aber auch von der Archäologie alleine nicht beantwortet werden.

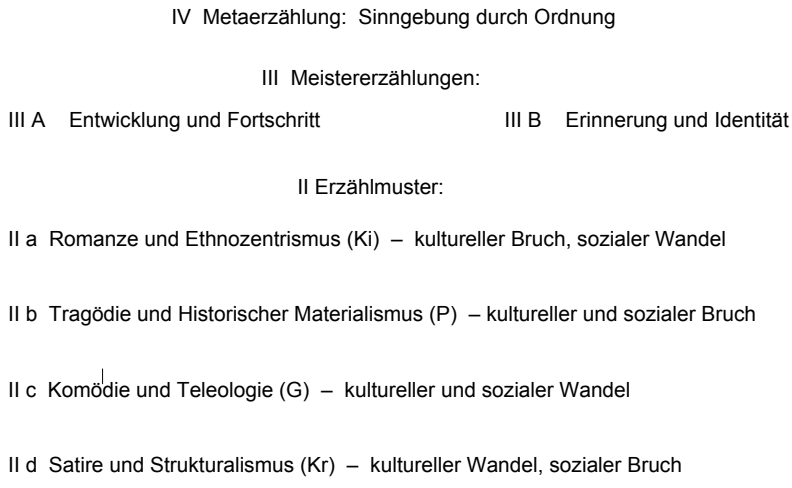


Abb. 7: Schaubild zur Narratologie der ›keltischen Kunst‹ anhand ausgewählter Texte von Kimmig 1983 (Ki), Pauli 1980 (P) und Guggisberg 2004 (G). Zu Kruta 1979 (Kr) vgl. Anm. 10.

– beziehungsweise nach der Theorie von White jede Erzählung – über die ›keltische Kunst‹ abhängig ist von der Vorstrukturierung durch Sprache und Begriffe sowie durch unterschiedliche Sichtweisen, Modelle, Theorien, Paradigmen oder wie immer man es nennen möchte, die hier unter dem Begriff der Erzähltraditionen zusammengefasst werden. Diese Traditionen bilden eine Hierarchie, so dass ich vier Erzählebenen unterscheide (Abb. 7).[9]

Ebene IV: Metaerzählung. Die so genannte Metaerzählung bildet den Gesamtrahmen, innerhalb dessen sich alle Diskurse bewegen. Mit einer »Sinngebung durch Ordnung« werden epistemologische Fragen der Geschichtswissenschaft berührt, die hier zu diskutieren aber zu weit führen würde.

Ebene III: Meisterzählungen. Diese Ebene bezeichnet eine oder mehrere konkurrierende Meistererzählungen, die sich durchaus in ein und demselben Narrativ treffen können. Ich habe in diesem Beitrag zwei Stränge identifiziert: die *Geschichte vom Fortschritt* (»Entwicklung und Fortschritt«) sowie die *Geschichte der Identitätskonstruktion* (»Erinnerung und Identität«), aber das soll nicht heißen, dass damit das Angebot erschöpft sei. So hat Ulrich Veit zum Beispiel zwei Erzählmuster benannt, die »Selbstschöpfung des Menschen« (nach Childe 1936) im Gegensatz zum »externen Kulturbringer«, bekannt unter dem Schlagwort »ex oriente lux« (Veit 2006, 207), die ich unter der Meistererzählung *Geschichte von Mensch und Umwelt* subsumiert habe (Rieckhoff

9 Diese Ebenen überschneiden sich im Mittelfeld terminologisch mit den von Allan Megill (1995) definierten Ebenen. Megill unterschied: 1) die Erzählung selbst (narrative proper); 2) die Meistererzählung (master narrative), die maßgebliche Synthese eines Geschichtsausschnittes, wie z. B. die Darstellung der Westhallstattkultur (hier als »II Erzählmuster« bezeichnet); 3) die Großerzählung (grand narrative), die maßgebliche Sicht auf die Geschichte als Ganzes (hier als »III Meistererzählung« bezeichnet); sowie 4) die Metaerzählung (metanarrative), die den geistesgeschichtlichen Rahmen für jede Art von Historiografie bildet wie z. B. die abendländische Weltanschauung (vgl. Rieckhoff 2007b, 22).

2007b, 23). Die Rolle der Meistererzählungen im wissenschaftstheoretischen Diskurs der prähistorischen Archäologie ist gerade erst entdeckt worden (Veit 2006; Rieckhoff 2007b); sie bedarf unbedingt noch der Präzisierung durch eine Methodendiskussion.

Ebene II: Erzählmuster. Die Erzählmuster standen im Mittelpunkt meiner Erörterung. Als konkrete Beispiele dienten drei Autoren (Kimmig, Pauli, Guggisberg), die jeweils denselben Zeitabschnitt (Späthallstatt- und Frühlatènekultur) unter derselben Fragestellung (Kontinuität oder Diskontinuität?) anhand desselben Mediums, nämlich der ›keltischen Kunst‹ erzählen. Die Texte ließen sich unschwer anhand von Whites Theorie des Narrativen klassifizieren; gleichzeitig ließen sich aber auch unterschiedliche Geschichtstheorien identifizieren: »Romanze und Ethnozentrismus« (Kimmig), »Tragödie und Historischer Materialismus« (Pauli) sowie »Komödie und Teleologie« (Guggisberg).[10] Das frappierende Ergebnis – trotz der übereinstimmenden Fakten sind die Erzählmuster so unterschiedlich ausgefallen, wie sie unterschiedlicher kaum denkbar sind – muss hier nicht noch einmal zusammengefasst werden; stattdessen möchte ich mit einigen allgemeinen Bemerkungen schließen.

Die erste betrifft die grundsätzliche Frage nach Sinn und Zweck der Anwendung von Whites Theorie des Narrativen. Lässt sich mit dieser auch die Frage beantworten, wie in der Archäologie erzählt wird? Am konkreten Einzelfall ist das, soweit ich sehe, in dieser Form bisher noch nicht getestet worden.[11] Veit ist in seinen Überlegungen über den »Archäologen als Erzähler« zwar ebenfalls von Whites Prämissen ausgegangen (Veit 2006, 203 f.), orientiert sich aber dann doch an der Erzähltypologie von Jörn Rüsen (1982; 1989), die aus meiner Sicht aus epistemologischen Gründen unbrauchbar ist für eine kritische historiografische Analyse (Rieckhoff 2007b, 20 f.).

Bei einer solchen Analyse geht es, wie White immer wieder betont hat, nicht darum, wer die Vergangenheit besser erklärt, sondern mit welchen Mitteln der Autor den historischen Fakten Sinn verleiht. Wie ich im vorliegenden Fall anhand der Rolle der Kunst gezeigt habe, stellt Whites Typologie tatsächlich ein ausgezeichnetes Arbeitsinstrument dar, um das herauszufinden – um Erzählstrukturen zu klassifizieren und zu interpretieren, um kontingente von signifikanten Unterschieden zu trennen, um die so genannten Plots herauszuarbeiten, die »teleologischen Konstrukte« der jeweiligen Narrationen (Müller-Funk 2008, 134). Es wurde aber auch deutlich, dass neben Whites Typen durchaus noch andere Muster wirksam werden können.

Eine weitere Bemerkung betrifft Sprache und Tropen, die hier weitgehend außer Acht gelassen wurden, in Whites System jedoch eine wichtige Rolle spielen. Schon Jacobsthal hatte sich einer narrativen Rhetorik bedient, indem er die Akteure personalisierte: »The Celts […] did not decide for Greek humanity, for gay and friendly imagery: instead they chose the weird magical symbols of the East« (Jacobsthal 1944, 162). Auch in den hier analysierten Texten treten ›die Kelten‹ durch metaphorische Verben

10 In Abb. 7 habe ich der Vollständigkeit halber als viertes Erzählmuster Whites Satire hinzugefügt, für die Venceslas Krutas Darstellung der Kelten ein treffendes Beispiel bietet (Kruta 1979), das aber in diesem Beitrag außer Betracht bleiben musste, weil es konzeptionell nicht mit den hier ausgewählten Texten vergleichbar ist.

11 Eine Vorstufe stellen meine Überlegungen zur »figurativen Sprache« (White 1994) in den Texten von Kimmig und Pauli dar (Rieckhoff 2007b, 26 f.).– Für Jutta Leskovar (2005) waren Whites Thesen der Anlass, eine neue archäologische Interpretationsmethode zu entwickeln; insofern ist sie einen ganz anderen Weg gegangen (vgl. Rieckhoff 2007b, 20).

als geschlossene Wir-Gruppe auf: Sie »schließen sich willig auf« (Kimmig 1983, 72), sie »bahnen sich den Weg« (Pauli 1980, 33) oder »rufen [die Latènekunst, S. R.] ins Leben« (Guggisberg 2004, 189). Es spielt keine Rolle, ob der jeweilige Autor eine ethnische Entität, eine durch Sprache und/oder eine gemeinsame Ideologie verbundene Wir-Gruppe im Kopf hatte; das Ergebnis ist dasselbe. *Die* keltische Kunst ist durch solche Texte zu einem festen Bestandteil des wissenschaftlichen Kelten-Diskurses geworden; durch den Rückkoppelungseffekt wird die Kunst nun ihrerseits permanent ›die Kelten‹ als Wir-Gruppe im öffentlichen Diskurs etablieren.[12] Hier überschneiden sich Narrativ und Diskurs; hier liegt eine Erklärung für die ungebrochene Wirksamkeit längst überholter Kulturkonzepte, die im Kern auf Déchelette und Kossinna zurückgehen (Rieckhoff 2007a; 2007b).

Die letzte Bemerkung gilt der zentralen wissenschaftlichen Fragestellung aller drei Texte. Jeder Historiograf sieht als seine Aufgabe die Aufdeckung, Beschreibung und Erklärung von Veränderungen an, die den historischen Prozess strukturieren. Im Mittelpunkt der historiografischen Analyse muss daher die Frage stehen, welche Vorstellungen von sozialer und kultureller Kontinuität oder Diskontinuität sich in den jeweiligen Narrativen verbergen? Das Ergebnis ist nicht überraschend, aber in sich stimmig. Da sich in Kimmigs Romanze »die viel gesuchte Genesis des Latènestiles« im »Schoß der Hallstattzeit« vollzieht, ist der soziale Wandel zweitrangig gegenüber dem kulturellen Bruch, den der zivilisatorische Höhenflug der Frühlatènekunst verursacht (Kimmig 1988, 279). In Paulis tragischem Plot hingegen müssen die Eliten ausgetauscht werden, damit sich die »radikal neue« Kunst durchsetzen kann, so dass es zum totalen Bruch kommt. Wiederum im Gegenteil dazu hält Guggisberg an seiner Leitidee, der Tradition fest, sowohl in sozialer wie in kultureller Hinsicht.

Eine Analyse von drei Texten ist statistisch nicht repräsentativ. Aber die Tatsache, dass sie so aussagekräftig ist, lässt vermuten, dass eine größere Stichprobe eindeutige Ergebnisse liefern würde. Eindeutig heißt in diesem Fall, dass sich genügend narrative Modellierungen, Argumentationsstränge, ideologische Implikationen und andere Theorien finden lassen würden, um Forschungstraditionen herauszuschälen, offene Fragen aufzudecken und zu neuen Erklärungen anzuregen. Für die Latènekunst, die bis heute vor allem im Stil der klassischen Kunstgeschichte betrachtet wird,[13] wäre das sicher ein fruchtbarer Ansatz.

Literatur

Angeli 1980: W. Angeli, Die Hallstattkultur. Archäologischer Befund und museale Darstellung. In: Die Hallstattkultur. Frühform europäischer Einheit. Internationale Ausstellung des Landes Oberösterreich 25. April bis 26. Oktober 1980 Schloss Lamberg, Steyr. Linz: Oberösterreichischer Landesverlag 1980.

12 Dieser öffentliche Diskurs wirkt inzwischen auch auf wissenschaftlich ambitionierte Ausstellungskonzepte zurück: »Kunst der Kelten 700 v. Chr. – 700 n. Chr.«. Historisches Museum Bern, Bern 2009 (Müller 2009). – »Die Welt der Kelten. Zentren der Macht – Kostbarkeiten der Kunst«. Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg und Landesmuseum Württemberg, Stuttgart 2012.

13 Guggisberg 2000; Megaw/Megaw 2001; Echt 2004; Frey 2007b.

Assmann 2006: A. Assmann, Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik. München: Beck 2006.

Assmann 1992: J. Assmann, Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München: Beck 1992.

Bachmann-Medick 2006: D. Bachmann-Medick, Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch 2006.

Bagley/Kost 2010: J. Bagley/C. Kost, Bedeutungsfelder figürlicher Kunst in frühen Kulturen. In: C. Juwig/C. Kost (Hrsg.), Bilder in der Archäologie – eine Archäologie der Bilder? Tübinger Arch. Taschenbücher 8. Münster u. a.: Waxmann 2010, 173–195.

Baitinger/Pinsker 2002: H. Baitinger/B. Pinsker (Red.), Das Rätsel der Kelten vom Glauberg. Glaube – Mythos – Wirklichkeit. Stuttgart: Theiss 2002.

Bal 1997: M. Bal, Narratology. Introduction to the Theory of Narrative. Toronto: University of Toronto Press ^{2}1997 [Erstausgabe: 1985].

Bal 2006: Dies., Kulturanalyse. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2006.

Barthes 1985: R. Barthes, L'aventure sémiologique. Paris: Édition du Seuil 1985.

Binding 1993: U. Binding, Studien zu den figürlichen Fibeln der Frühlatènezeit. Univforsch. Prähist. Arch. 16. Bonn: Habelt 1993.

Bittel 1981: K. Bittel, Die Kelten und wir. In: Ders. u. a. (Hrsg.), Die Kelten in Baden-Württemberg. Stuttgart: Theiss 1981, 15–44.

Cassirer 2002: E. Cassirer, Philosophie der symbolischen Form, 3. Teil. Phänomenologie der Erkenntnis, hrsg. von J. Clemens. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft 2002.

Childe 1936: V. G. Childe, Man makes himself. London: Watts 1936.

Collis 2003: J. Collis, The Celts: origins, myths, inventions. Stroud: Tempus 2003.

Collis 2007: Ders., Die Entwicklung des Kelten-Konzepts in Britannien während des 18. Jahrhunderts. In: H. Birkhan (Hrsg.), Kelten-Einfälle an der Donau. Akten des Vierten Symposiums deutschsprachiger Keltologinnen und Keltologen: Philologische – Historische – Archäologische Evidenzen. Linz/Donau 17.–21. Juli 2005. Österr. Akad. Wiss. Phil.-Hist. Kl. Denkschr. 345. Wien: Österr. Akad. Wiss. 2007, 111–126.

Collis 2010: Ders., Redifining the Celts. In: S. Zimmer (Hrsg.), Kelten am Rhein. Akten des dreizehnten Internationalen Keltologiekongresses 23. bis 27. Juli 2007 in Bonn. Teil 2 Philologie, Sprache und Literaturen. Mainz: Zabern 2010, 33–43.

Déchelette 1914: J. Déchelette, Manuel d'archéologie préhistorique, celtique et gallo-romaine. II-3 Deuxième âge du Fer ou Époque de La Tène. Paris: Picard 1914.

Echt 2004: R. Echt, Äusserer Anstoss und innerer Wandel – drei Thesen zur Entstehung der Latènekunst. In: M. Guggisberg (Hrsg.), Die Hydria von Grächwil. Zur Funktion und Rezeption mediterraner Importe in Mitteleuropa im 6. und 5. Jahrhundert v. Chr. Akten Internationales Kolloquium anlässlich des 150. Jahrestages der Entdeckung der Hydria von Grächwil, 12.–13. Oktober 2001. Schr. Bernisches Hist. Mus. 5. Bern: Bernisches Hist. Mus. 2004, 203–215.

Finley 1956: M. I. Finley, The World of Odysseus. London: Chatto & Windus 1956.

Fischer 1973: F. Fischer, Keimelia. Bemerkungen zur kulturgeschichtlichen Interpretation des sogenannten Südimports in der späten Hallstatt- und frühen Latène-Kultur des westlichen Mitteleuropa. Germania 51, 1973, 436–459.

Fischer 1990: Ders., Zu einer griechischen Kline und weiteren Südimporten aus dem Fürstengrab Grafenbühl, Asperg, K. Ludwigsburg. Germania 68, 1990, 115–127.

Foucault 1966: M. Foucault, Les mots et les choses. Paris: Gallimard 1966.

Foucault 1969: Ders., L'archéologie du savoir. Paris: Gallimard 1969.

Frey 1980: O.-H. Frey, Die keltische Kunst. In: L. Pauli (Red.), Die Kelten in Mitteleuropa. Kultur – Kunst – Wirtschaft. Salzburger Landesausstellung 1. Mai–30. Sept. 1980 im Keltenmuseum Hallein, Österreich. Salzburg: Amt der Salzburger Landesregierung, Kulturabt. 1980, 76–92.

Frey 2002a: Ders., Frühe keltische Kunst – Dämonen und Götter. In: H. Baitinger/B. Pinsker (Red.), Das Rätsel der Kelten vom Glauberg. Glaube – Mythos – Wirklichkeit. Stuttgart: Theiss 2002, 186–205.

Frey 2002b: Ders., Menschen oder Heroen? Die Statuen vom Glauberg und die frühe keltische Großplastik. In: H. Baitinger/B. Pinsker (Red.), Das Rätsel der Kelten vom Glauberg. Glaube – Mythos – Wirklichkeit. Stuttgart: Theiss 2002, 208–218.

Frey 2005: Ders., Zum Kunsthandwerk der Späthallstatt- und Frühlatènezeit. Überlegungen zur Entstehung der Frühlatènekultur. In: C. Dobiat (Hrsg.), Reliquiae Gentium. Festschrift für Horst Wolfgang Böhme zum 65. Geburtstag. Rahden/Westf.: Leidorf 2005, 127–134.

Frey 2006: Ders., Die Kunst der Kelten als Gegenstand der prähistorischen Forschung. In: S. Rieckhoff (Hrsg.), Celtes et Gaulois dans l'Histoire, l'historiographie et l'idéologie moderne. Actes de la table ronde de Leipzig, 16–17 juin 2005. Celtes et Gaulois – l'Archéologie face à l'Histoire. Coll. Bibracte 12/1. Glux-en-Glenne: Bibracte 2006, 15–34.

Frey 2007a: Ders., Über die Ostalpen zur Keltiké. Beziehungen zwischen der Situlen-/Este-Kunst und dem Latène A-Kreis. In: M. Blečić u. a. (Hrsg.), Das Kulturgeflecht in den Metallzeiten Europas. Scripta praehistorica in honorem Biba Teržan. Situla 44. Ljubljana: Narodni muzej Slovenije 2007, 777–788.

Frey 2007b: Ders., Keltische Kunst in vorrömischer Zeit. 80 Jahre Vorgeschichtliches Seminar. Kleine Schr. Vorgesch. Seminar Marburg 57. Marburg: Philipps-Universität 2007.

Gleirscher 2009: P. Gleirscher, Sopron – Nové Košariská – Frög. Zu den Bildgeschichten der Kalenderberg-Kultur. Prähist. Zeitschr. 84, 2009, 202–223.

Guggisberrg 1998: M. A. Guggisberg, »Zoomorphe Junktur« und »Inversion«. Zum Einfluß des skythischen Tierstils auf die frühe keltische Kunst. Germania 76, 1998, 449–572.

Guggisberg 2000: Ders., Der Goldschatz von Erstfeld. Ein keltischer Bilderzyklus zwischen Mitteleuropa und der Mittelmeerwelt. Antiqua 32. Basel: Schweiz. Ges. Ur- u. Frühgesch. 2000.

Guggisberg 2004: Ders., Keimelia: Altstücke in fürstlichen Gräbern diesseits und jenseits der Alpen. In: Ders. (Hrsg.), Die Hydria von Grächwil. Zur Funktion und Rezeption mediterraner Importe in Mitteleuropa im 6. und 5. Jahrhundert v. Chr. Akten Internationales Kolloquium anlässlich des 150. Jahrestages der Entdeckung der Hydria von Grächwil, 12.–13. Oktober 2001. Schr. Bernisches Hist. Mus. 5. Bern: Bernisches Hist. Mus. 2004, 175–192.

Huth 2010: Ch. Huth, Früheisenzeitliche Bildwelten – Eigenschaften und Aussagewert einer archäologischen Quellengattung. In: C. Juwig/C. Kost (Hrsg.), Bilder in der Archäologie – eine Archäologie der Bilder? Tübinger Arch. Taschenbücher 8. Münster u. a.: Waxmann 2010, 127–153.

Jacobsthal 1927: P. Jacobsthal, Ornamente griechischer Vasen. Berlin: Frankfurter Verlagsanstalt 1927.

Jacobsthal 1934: Ders., Einige Werke keltischer Kunst. Die Antike 10, 1934, 17–45.

Jacobsthal 1944: Ders., Early Celtic Art. Oxford: Clarendon 1944.

Jarausch/Sabrow 2002: K. H. Jarausch/M. Sabrow, »Meistererzählungen« – Zur Karriere eines Begriffs. In: Dies. (Hrsg.), Die historische Meistererzählung. Deutungslinien der deutschen Nationalgeschichte nach 1945. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2002, 9–32.

Jordan 2009: S. Jordan, Theorien und Methoden der Geschichtswissenschaft. Orientierung Geschichte. UTB 3104. Köln u. a.: Böhlau u. a. 2009.

Jung 2007: M. Jung, Kline oder Thron? Zu den Fragmenten eines griechischen Möbelpfostens aus dem späthallstattzeitlichen »Fürstengrab« Grafenbühl in Asperg (Kr. Ludwigsburg). Germania 85, 2007, 95–107.

Jung 2009: Ders., Zur Deutung von Mischwesen in der Frühlatènekunst. In: R. Karl/J. Leskovar (Hrsg.), Interpretierte Eisenzeiten 3. Fallstudien, Methoden, Theorie. Tagungsbeiträge der 3. Linzer Gespräche zur interpretativen Eisenzeitarchäologie. Stud. Kulturgesch. Oberösterreich 22. Linz: Oberösterreichisches Landesmus. 2009, 295–306.

Kimmig 1983: W. Kimmig, Die griechische Kolonisation im westlichen Mittelmeergebiet und ihre Wirkung auf die Landschaften des westlichen Mitteleuropa. Jahrb. RGZM 30, 1983, 5–78.

Kimmig 1988: Ders., Das Kleinaspergle. Studien zu einem Fürstengrabhügel der frühen Latènezeit bei Stuttgart. Forsch. u. Ber. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg 30. Stuttgart: Theiss 1988.

Koch 2003: L. C. Koch, Zu den Deutungsmöglichkeiten der Situlenkunst. In: U. Veit u. a. (Hrsg.), Spuren und Botschaften: Interpretationen materieller Kultur. Tübinger Arch. Taschenbücher 4. Münster u. a.: Waxmann 2003, 347–368.

Koch 2006: Dies., Der doppelleibige Panther – ein Tier doppelter Anziehungskraft? Ein Beitrag zu einem etruskischen Bildmotiv des 7. und 6. Jahrhunderts v. Chr. und der Situlenkunst. In: H.-P. Wotzka (Hrsg.), Grundlegungen. Beiträge zur europäischen und afrikanischen Archäologie für Manfred K. H. Eggert. Tübingen: Francke 2006, 491–508.

Kohlhammer 1998: S. Kohlhammer, Die Welt im Viererpack. Zu Hayden White. Merkur 52, 1998, 898–907.

Körner 2009a: U. Körner, Religionswissenschaftliche Theorien in der Deutung der Situlenkunst. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der Prähistorischen Archäologie. [Unveröff. Magisterarbeit Universität Leipzig 2009].

Körner 2009b: Dies., Religionswissenschaftliche Theorien in der Deutung der Situlenkunst. In: S. Rieckhoff/W.-R. Teegen (Hrsg.), Situlen in Archäologie und Kulturgeschichte. Zusammenfassung der Vorträge auf der internationalen Table Ronde, Morbach, 1. Mai 2009. Leipziger Online-Beitr. Ur- u. Frühgesch. Arch. 32, 2009, 3.

Kossinna 1911: G. Kossinna, Die Herkunft der Germanen: Zur Methode der Siedlungsarchäologie. Mannus-Bibl. 6. Würzburg: Kabitzsch 1911.

Kruta 1979: V. Kruta, Die Kelten. Entwicklung und Geschichte einer europäischen Kultur. Freiburg u. a.: Herder 1979 [Orig.: Les Celtes. Paris: Hatier 1978].

Landwehr 2008: A. Landwehr, Geschichte des Sagbaren. Einführung in die Historische Diskursanalyse. Frankfurt a. M. u. a.: Campus 2008.

Leskovar 2005: J. Leskovar, ArchäologInnengarn. Vom Nutzen erzählender und mehrfacher Deutung prähistorischer Evidenz. In: R. Karl/J. Leskovar (Hrsg.), Interpretierte Eisenzeiten 1. Fallstudien, Methoden, Theorie. Tagungsbeiträge der 1. Linzer Gespräche zur interpretativen Eisenzeitarchäologie. Stud. Kulturgesch. Oberösterreich 18. Linz: Oberösterreichisches Landesmus. 2005, 131–146.

Mauss 1990: M. Mauss, Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. Mit einem Vorwort von E. E. Evans-Pritchard. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1990 [Orig.: Essai sur le don. L'Année Sociologique 1, 1923/34, 30–186].

Megaw/Megaw 2001: R. Megaw/V. Megaw, Celtic Art. From its Beginnings to the Book of Kells. London: Thames and Hudson 2001.

Megaw 2005: V. Megaw, Early Celtic art without Scythians? A review. In: H. Dobrzańska u. a. (Hrsg.), Celts on the Margin. Studies in European Cultural Interaction 7th Century BC – 1st Century AD. Dedicated to Zenon Woźniak. Kraków: Inst. Arch. Ethn. Polish Acad. Sciences 2005, 33–48.

Megill 1995: A. Megill, »Grand Narrative« and the Discipline of History. In: F. Ankersmit/H. Kellner (Hrsg.), A New Philosophy of History. Critical Views Series. London: Reaktion Books 1995, 151–173.

Müller 2009: F. Müller, Kunst der Kelten. 700 v. Chr.–700 n. Chr. Stuttgart: Belser 2009.

Müller-Funk 2008: W. Müller-Funk, Die Kultur und ihre Narrative. Eine Einführung. Wien u. a.: Springer ^{2}2008.

Pauli 1978: L. Pauli, Der Dürrnberg bei Hallein III/1. Auswertung der Grabfunde. Münchner Beitr. Vor- u. Frühgesch. 18. München: Beck 1978.

Pauli 1980: Ders., Das keltische Mitteleuropa vom 6. bis zum 2. Jahrhundert v. Chr. In: Ders. (Red.), Die Kelten in Mitteleuropa. Kultur – Kunst – Wirtschaft. Salzburger Landes-

ausstellung 1. Mai–30. Sept. 1980 im Keltenmuseum Hallein, Österreich. Salzburg: Amt der Salzburger Landesregierung, Kulturabt. 1980, 25–36.
Pauli 1985: Ders., Early Celtic society: two centuries of wealth and turmoil in central Europe. In: T. C. Champion/J. V. S. Megaw (Hrsg.), Settlement and Society: aspects of West European prehistory. Leicester: University Press 1985, 23–43.
Piggott 1965: S. Piggott, Ancient Europe from the Beginnings of Agriculture to Classical Antiquity. Edinburgh: University Press 1965.
Planck 1985: D. Planck (Red.), Der Keltenfürst von Hochdorf: Methoden und Ergebnisse der Landesarchäologie. Katalog der Ausstellung in Stuttgart, Kunstgebäude vom 14. August–13. Oktober 1985. Stuttgart: Theiss 1985.
Reinecke 1902: P. Reinecke, Zur Kenntnis der La Tène-Denkmäler der Zone nordwärts der Alpen. In: Festschrift des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz. Mainz: von Zabern 1902, 53–109.
Rieckhoff 2006: S. Rieckhoff, Les Celtes: peuple oublié ou fiction? In: L'archéologie, instrument du politique? Archéologie, histoire des mentalités et construction européenne. Actes du colloque de Luxembourg 16–18 novembre 2005. Dijon/Glux-en-Glenne: scérén CRDP Bourgogne/Bibracte 2006, 25–42.
Rieckhoff 2007a: Dies., Die Erfindung der Kelten. In: R. Karl/J. Leskovar (Hrsg.), Interpretierte Eisenzeiten 2. Fallstudien, Methoden, Theorie. Tagungsbeiträge der 2. Linzer Gespräche zur interpretativen Eisenzeitarchäologie. Stud. Kulturgesch. Oberösterreich 19. Linz: Oberösterreichisches Landesmus. 2007, 23–39.
Rieckhoff 2007b: Dies., Keltische Vergangenheit: Erzählung, Metapher, Stereotyp. Überlegungen zu einer Methodologie der archäologischen Historiografie. In: St. Burmeister u. a. (Hrsg.), ZWEIUNDVIERZIG. Festschrift für Michael Gebühr zum 65. Geburtstag. Internat. Arch. Studia honoraria 25. Rahden/West.: Leidorf 2007, 15–34.
Rieckhoff 2009: Dies., »Böhmische Dörfer« – Zur Ethnizität der Oppida-Bewohner in Böhmen. In: J. M. Bagley u. a. (Hrsg.), Alpen, Kult und Eisenzeit. Festschrift für Amei Lang zum 65. Geburtstag. Internat. Arch. Studia honoraria 30. Rahden/Westf.: Leidorf 2009, 361–376.
Rieckhoff 2010a: Dies., Raumqualität, Raumgestaltung und Raumwahrnehmung im 2./1. Jahrhundert v. Chr. Ein anderer Zugang zu den ersten Städten nördlich der Alpen. In: P. Trebsche u. a. (Hrsg.), Der gebaute Raum. Bausteine einer Architektursoziologie vormoderner Gesellschaften. Tübinger Arch. Taschenbücher 7. Münster u. a.: Waxmann 2010, 275–306.
Rieckhoff 2010b: Dies., Celtes et Gaulois dans l'histoire, l'historiographie et l'idéologie moderne. Table ronde de Leipzig, 16–17 juillet 2005. In: Ch. Goudineau/V. Guichard (Hrsg.), Celtes et Gaulois. L'Archéologie face à l'Histoire. Colloque de synthèse. Paris, Collège de France, du 3 au 7 juillet 2006. Coll. Bibracte 12/6. Glux-en-Glenne: Bibracte 2010, 17–36.
Rüsen 1982: J. Rüsen, Die vier Typen des historischen Erzählens. In: R. Koselleck u. a. (Hrsg.), Formen der Geschichtsschreibung. Beitr. Historik 4. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag 1982, 514–605.
Rüsen 1989: Ders., Lebendige Geschichte. Grundzüge einer Historik III. Formen und Funktionen des historischen Wissens. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1989.
Situlenkunst 1962: Situlenkunst zwischen Po und Donau. Verzierte Bronzearbeiten aus dem ersten Jahrtausend v. Chr. Wien: Naturhistorisches Museum 1962.
Spindler 1983: K. Spindler, Die frühen Kelten. Stuttgart: Reclam 1983.
Trachsel 2004: M. Trachsel, Untersuchungen zur relativen und absoluten Chronologie der Hallstattzeit. Univforsch. Prähist. Arch. 104. Bonn: Habelt 2004.
Veit 2006: U. Veit, Der Archäologe als Erzähler. In: H.-P. Wotzka (Hrsg.), Grundlegungen. Beiträge zur europäischen und afrikanischen Archäologie für Manfred K. H. Eggert. Tübingen: Francke 2006, 201–214.
Verger 1987: St. Verger, La genèse celtique des rinceaux à triscèles. Jahrb. RGZM 34, 1987, 287–339.

White 1973: H. White, Metahistory. The Historical Imagination in Nineteenth-Century Europe. Baltimore u. a.: Johns Hopkins University Press 1973.
White 1978: Ders., Tropics of Discourse. Essays in Cultural Criticism. Baltimore u. a.: Johns Hopkins University Press 1978.
White 1994: Ders., Der historische Text als literarisches Kunstwerk. In: Ch. Conrad/M. Kessel (Hrsg.), Geschichte schreiben in der Postmoderne. Stuttgart: Reclam 1994, 123–157.

Sabine Rieckhoff
Lederergasse 9, D-93047 Regensburg
sabine.rieckhoff@online.de

EAZ – Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift
Jahrgang 51, 1/2 (2010), S. 239–257
© Waxmann

Stefan Burmeister

Der Bauchredner und seine Puppe
Archäologische Ausstellungen als ›Erzählung‹

Zusammenfassung:
Archäologische Ausstellungen sind ein eigenes Genre kulturhistorischer Vermittlung. Originale Exponate gehören zu ihrem festen Bestandteil, scheinen sie doch authentische Zeugen der Vergangenheit – und damit ein vermeintlich starkes Argument zur Untermauerung kulturhistorischer Aussagen. Exponate werden ihrer Rolle als Kronzeugen der Vergangenheit jedoch nicht gerecht. Es sind nicht die Ausstellungsstücke, die unser Bild über die Vergangenheit erzeugen, sondern das einer jeden Ausstellung unterliegende Narrativ. Keine Ausstellung kann ihm entkommen. Aus zwei Gründen ist es relevant, auch Ausstellungen unter narratologischen Aspekten zu betrachten: 1. Durch ihre Sichtbarkeit werden die unterliegenden Narrative diskursfähig; 2. Erzählungen können gezielt eingesetzt werden, um die Popularisierung von historischem Wissen – im erkenntniskritischen Sinne – zu optimieren.

Schlüsselwörter: Museum; Ausstellung; Szenografie; Authentizität; Narratologie

The Ventriloquist and his Puppet.
Archaeological Exhibitions as ›Narratives‹

Abstract:
Archaeological exhibitions are a genre of cultural historic learning in its own right. In these original exhibits play an integral part, as they seem to be authentic witnesses of the past – and therefore they provide strong evidence to underline cultural historic interpretation. It will be argued, that exhibits cannot fulfill their given role as crown witness. It is not the exhibits that create our pictures of the past, but those narratives underlying the exhibitions. No archaeological exhibition can escape its narrative. For two reasons it is relevant to look at exhibitions in a narratological perspective: 1. In their visibility narratives become discursive. 2. Narratives can be used purposeful to optimize popularization of historic knowledge in a critical sense.

Keywords: Museum, exhibition; scenography; authenticity; narratology

In dem folgenden Beitrag möchte ich darlegen, dass der Archäologe seiner ›Berufung‹ als Erzähler nicht entrinnen kann. Ich werde dies am Beispiel archäologischer Ausstellungen im Museum darlegen. Die Situation archäologischer Fachwissenschaftler an

Museen ist eine Besondere, zumindest dann, wenn sie mit der öffentlichkeitswirksamen Präsentation archäologisch erschlossener Sachverhalte befasst sind. In dieser Tätigkeit nehmen sie eine Mittlerrolle ein zwischen der Fachwissenschaft und der interessierten Öffentlichkeit, die in der Regel eine Laien-Öffentlichkeit ist. Hier ist der Archäologe Experte. Anders als im fachwissenschaftlichen Diskurs existiert zwischen ihm und dem Rezipienten ein hierarchisches Gefälle, das auf seinem Expertenwissen gründet. Er hat aufgrund seiner Tätigkeit die Deutungshoheit über die Vergangenheit, und Erfahrungen aus dem Museumsalltag zeigen: Die Deutungshoheit wird ihm von den Besuchern nicht nur zugesprochen, Deutungen werden auch eingefordert. Es ist zugewiesene Aufgabe des Museumsarchäologen darzustellen, »wie es war«.

Diese Darstellung ist selbstverständlich idealisiert: es gibt auch innerhalb der Wissenschaft keinen herrschaftsfreien Diskurs, in dem gleichberechtigt über die Grundlagen des Faches reflektiert wird, *und* es gibt zunehmend den Museumsbesucher, der nicht alles ›hinnimmt‹, was ihm im Museum ›vorgesetzt‹ wird. Mit der Demokratisierung des Museums und dem damit verbundenen Wandel vom ›Bildungstempel‹ zum ›Lern-‹ und ›Erlebnisort‹ (Korff 2002a; Parmentier 2005, 262 ff.) sowie einem verbreiterten, öffentlich zugänglichen Bildungsangebot sieht sich die Institution Museum einem durchaus kritischen und erwartungsvollen Besucher gegenüber. Dennoch ist durch diese Gegenüberstellung die Grundkonstellation gut charakterisiert. Ausstellungen werden seitens der Öffentlichkeit durchaus als langweilig oder belanglos wahrgenommen, als in der Sache inhaltlich falsch jedoch kaum. Allein aufgrund seiner Ausbildung hat der Museumswissenschaftler dem Laien gegenüber einen kaum aufholbaren Wissensvorsprung, was ihn in die Position des Deutungsmächtigen setzt – eine inhaltliche Auseinandersetzung kann zwischen beiden in der Regel nicht auf Augenhöhe stattfinden. Dass sich der Museumsbesucher jedoch der Autorität des Ausstellungskurators durchaus entziehen kann, wird weiter unten noch zu thematisieren sein.

Aus dem skizzierten hierarchischen Verhältnis ergibt sich die grundlegende Konstellation, aus der heraus der Archäologe seine Rolle als ›Erzähler‹ einnimmt. Ein zweiter wesentlicher Aspekt rührt aus den Exponaten selbst her. Die Präsentation von Originalfunden ist ein Alleinstellungsmerkmal archäologischer Museen. Es gibt heute eine Vielzahl medial unterschiedlicher Vergangenheitspräsentationen, Originale bekommt man jedoch in der Regel nur im Museum zu sehen. Erst durch den Bestand an Originalen wird einer Sammlung das Attribut »Museum« zugesprochen (Korff 2002b) und die Qualität der Originale gilt vielfach als *benchmark* für die Güte einer Ausstellung. Ohne Originale verliert eine archäologische Ausstellung scheinbar ihre Substanz. Nur so ist auch der Skandal um die ›gefälschten‹ Terrakotta-Krieger aus Xian in einer Ausstellung des Hamburger Völkerkundemuseums 2007 zu verstehen.[1]

1 Siehe z. B. http://www.welt.de/hamburg/article1458857/Die_Tonkrieger_bleiben_unter_Verschluss.html. Die Ausstellung wurde geschlossen, nachdem publik geworden war, dass es sich nicht um originale Figuren handelte; ein Betrugsverfahren wurde eingeleitet, Besucher bekamen ihr zuvor bezahltes Eintrittsgeld rückerstattet. Im strafrechtlichen Sinne handelt es sich um Betrug, da sowohl das ausstellende Museum als auch die Besucher in den Glauben versetzt wurden, Originale zu sehen. Doch werten die Kopien die Ausstellung ab? Können nicht auch sie die Faszination weitergeben, die von der Terrakotta-Armee ausgeht? Offensichtlich wird ihnen genau das abgesprochen.

Das authentische Exponat

Originalfunde sind authentisch, sie sind echt. Damit erhalten sie eine besondere Qualität; sie geben nicht vor, etwas zu sein, was sie nicht sind – sie sind das, als das sie angesehen werden, nämlich alt. Aufgrund ihres Alters sind sie – quasi als Zeitreisende – Zeitzeugen der Vergangenheit, sie repräsentieren Vergangenheit, machen diese anwesend – und damit wirklich. Deshalb ist Authentizität auch mehr als das Gütesiegel eines Echtheitszertifikats, sie enthält eine Bedeutungszuschreibung: die Erwartung, Hoffnung oder Unterstellung, dass das Original über die Vergangenheit Zeugnis geben könne. Das ist insofern erstaunlich, als eine gut gemachte Replik durch bloße Augenscheinnahme oft nicht von dem Original zu unterscheiden ist. Authentizität ist eine metaphysische Qualität.

Diese Qualität des Originals umschrieb Walter Benjamin mit dem Begriff der *Aura*. Entgegen der weitläufigen Rezeption seiner Arbeit, dehnte er dieses Konzept weit über *das* Kunstwerk aus und bezog auch »geschichtliche Gegenstände« explizit mit ein. Geschichtliche Gegenstände sind nicht nur einmalig, an ihnen vollzog sich Geschichte. Im Gegensatz zur Kopie ist ihre Echtheit »der Inbegriff alles von Ursprung her an [ihnen] Tradierbaren, von ihrer materiellen Dauer bis zu ihrer geschichtlichen Zeugenschaft« (Benjamin 1963, 13). Die Aura des Originals definiert Benjamin als »einmalige Erscheinung einer Ferne, so nah sie auch sein mag« (ebd. 15). Reproduktionen sind im Gegenzug weder einmalig noch fern; sie sind ein Produkt der Gegenwart und vielfältig verfügbar. Sie entsagen somit der historischen Zeugenschaft, sie lassen jede Autorität vermissen. Menschen waren schon immer in der Lage zu reproduzieren; mit den technischen Möglichkeiten der Moderne gewinnt diese Fähigkeit jedoch eine neue Qualität. Das exklusive Einmalige wird zugunsten eines allgemein verfügbaren Massenphänomens zurückgedrängt – mit weitreichenden Folgen für die menschlichen Sinneswahrnehmungen wie auch für das historisch Tradierte (ebd. 13 f.).

Baudrillard spitzt diese Analyse in seiner Kritik an der Moderne weiter zu. Auch für ihn versinnbildlicht das alte Objekt die Dimension der Zeit und Dauer; im alten Objekt erkennen wir den Mythos vom Ursprung. Zwei Aspekte kommen hier zum Tragen: die Nostalgie für den Ursprung und die Versessenheit auf das Authentische. Diese Versessenheit teilen die alten Objekte mit anderen Gegenständen, denen eine besondere Bedeutung zugesprochen wird, etwa weil sie besonders exotisch sind oder sie z. B. im Besitz einer berühmten Person waren (Baudrillard 1991, 95 ff.). Die Objekte werden zum Fetisch der Selbstvergewisserung des Individuums. Wiederum bezogen auf geschichtliche Überreste folgert Baudrillard: »Das alte Objekt, sofern es sich in das Kultursystem der Gegenwart einreiht, kommt aus tiefer Vergangenheit, um die leere Dimension der Zeit in der Gegenwart anzuzeigen; die personelle Regression dagegen ist eine Bewegung von der Gegenwart in die Vergangenheit, um in diese hinein die leere Dimension des Seins zu projizieren« (ebd. 98). Diese dem modernen Menschen vielfach attestierte Leere kann erklären, was mit »Vergangenheitssucht« umschrieben wird (s. Burmeister 2005, 153 f.), und macht die Einforderung des authentischen Exponats verständlich.

Um der Bedeutung des authentischen Exponats weiter auf den Grund zu gehen, möchte ich in Erweiterung des Aura-Begriffs den archäologischen Originalen eine weitere Qualität zuschreiben. Die Originale haben ein *Charisma*. Nach Weber (2005, 179)

handelt es sich um eine außeralltägliche Qualität, um derentwillen etwa charismatische Personen als Führer gewertet werden. Auch die originalen Exponate nehmen die Betrachter für sich ein, und aufgrund ihrer Zeugenschaft ferner Vergangenheit wird ihnen die Fähigkeit zugesprochen, Essentielles über die Vergangenheit mitzuteilen. Doch auch sie müssen sich gleich den charismatischen Führern stets aufs Neue bewähren; kommt ein Zweifel an ihrer Echtheit auf, büßen sie ihre Autorität ein und verlieren ihren Status. Die charismatischen Exponate überzeugen einzig durch ihre Authentizität und geben dadurch ein Wahrhaftigkeitsversprechen. Doch können sie das auch einlösen?

Die Fragilität ihres Charismas wird am Beispiel der Terrakotta-Krieger deutlich. Es war nicht das eigene ›Versagen‹ der tönernen Krieger, dass man ihnen nicht mehr zutraute, das Wahrhaftigkeitsversprechen, dass sie ja selbst nie geäußert hatten, sondern das ihnen untergeschoben wurde, einzulösen. Ein externes Gutachten nahm ihnen ihren Status als Original; damit verloren sie ihre Authentizität und ihr Charisma. Dem Betrachter traten sie ihrerseits – davon völlig unberührt – genauso entgegen wie zuvor; allein ihr Publikum sah nun etwas anderes in ihnen. Über Authentizität und Charisma entscheiden somit nicht die intrinsischen ›Eigenschaften‹ des Objektes, sondern extrinsische Wertbeimessungen. Im Gegensatz zu charismatischen Personen haben charismatische Objekte keine eigenständigen Einflussmöglichkeiten auf ihre Gefolgschaft. Authentizität, wie auch das daraus resultierende Charisma, beruht auf Zuschreibungsprozessen, was Pirker und Rüdiger (2010, 21) veranlasst, wie bereits andere vor ihnen, von Authentizitätsfiktionen zu sprechen: »Authentizität [ist] stets Ergebnis gesellschaftlicher Kommunikations- und Aushandlungsprozesse«. Authentizität geht somit weniger vom Objekt als von seinem Betrachter aus.

Das ›sprechende‹ Exponat

Es ist eine gängige Rede: »Die Exponate sprechen lassen«. Doch welche Sprache sprechen Exponate? Was sagen diese? Wenn in den Museen zur Ruhe gemahnt wird, dann nicht, um den Exponaten besser lauschen zu können, sondern um den in Kontemplation versunkenen Mitbesucher nicht zu stören. Exponate sind stumm!

Wie sieht es also mit der Mitteilungsfähigkeit archäologischer Exponate aus? An der Basis jedes Exponats steht das Ding mit praktischer, aber auch symbolischer Funktion, entsprechend seiner in der Vergangenheit liegenden Gebrauchsweisen. Diese Funktionen gilt es als historische Botschaft zu entschlüsseln. Doch hier stellt sich ein grundlegendes Problem. Verwendungsweisen von Objekten sind ebenso wie deren symbolische Funktionen unauflösbar mit einer spezifischen Kultur verbunden. Die Bedeutung, die diese Objekte hier haben, ergeben sich aus dem Handlungskontext, in den sie eingebettet sind (Burmeister 2009). Ohne einen Handlungskontext sind sie bedeutungslos. Es ist eben erst der Kontext, in dem sie ihren Sinn entfalten. Wenn Roland Barthes (1988, 188) meint, dass es keine Objekte ohne *Sinn* gibt, so verweist er genau auf diesen Umstand. Da jedes Objekt, mit dem wir uns konfrontiert sehen, so alltäglich oder fremd es sein mag, kategorisiert und in das eigene kulturelle Zeichensystem eingepasst wird, bekommt es unentrinnbar seinen Sinn zugewiesen. Mit dem Untergang des

Zeichensystems verlieren die Objekte ihre Bedeutung. Diese ist dem Gegenstand eben nicht eingeschrieben und untrennbar mit ihm verbunden.

Die Interpretationsleistung des Archäologen liegt somit nicht in der Ansprache des Objektes, sondern in der Rekonstruktion des einstigen Verwendungskontextes. Sein Ziel ist die Rekonstruktion des Zeichensystems einer untergegangenen Kultur. Indem er versucht, die Botschaften dieser Objekte zu entschlüsseln, tritt er in einen große Zeiträume überspannenden Kommunikationsprozess ein.[2]

Den vielfachen Bedeutungswandel, den Gegenstände in ihrer ganz eigenen Geschichte von der Erstverwendung bis zur Präsentation im Museum erfahren, hat exemplarisch Krzysztof Pomian (1998, 79 ff.) beschrieben. Je nach Verwendungskontext ändert sich die Bedeutung des Objektes. Ausstellungen setzen das Objekt als Exponat in einen neuen Kontext, wodurch es eine neue Bedeutung bekommt. Hier befindet es sich meist in einem gläsernen Schutzraum. Der Betrachterblick wird auf das Objekt gelenkt, das durch seine bloße Präsenz seine Geschichte ›erzählen‹ soll, souffliert durch einen Begleittext. Der Raum selbst unterbreitet darüber hinaus weitere Botschaften: die von der Objektivität wissenschaftlicher Erkenntnis, der Faktizität des Wissens, und – da diese Ausstellungen nicht ohne Vorwissen zu rezipieren sind – von der Exklusivität dieses Wissenszuganges. Raumgestaltung und die durch Licht- und Farbmittel fokussierte Präsentation differenzieren zwischen vermeintlich Wesentlichem und Unwesentlichem und schaffen eine Atmosphäre, die Gefühle beim Besucher erzeugt, etwa das von auratischer Erhabenheit beim Anblick der schönen Nofretete.

Der Kontext, in dem ein zum Exponat transformiertes Objekt dem Betrachter entgegentritt, ist ein grundlegend anderer als jener, in dem das gleiche Objekt in einer urgeschichtlichen Kultur verwendet wurde. Dieser einstige Verwendungszusammenhang lässt sich in einer Ausstellung schwerlich rekonstruieren. Selbst wenn man etwa die materiellen Überreste einer Bestattung vollständig in eine Vitrine legt, bleibt dieses Ensemble ein äußerst bruchstückhaftes Abbild jener Situation, in dem die einzelnen Objekte einst ihre Wirkung entfalteten. Die zahlreichen Filter der archäologischen Überlieferung nehmen jeder archäologischen Erkenntnis die Schärfe. Allein aufgrund unseres fragmentarischen Wissens ist es vollkommen illusorisch, Situationen derart darzustellen, dass sie die einstige Realität annähernd wirklichkeitsnah abbilden. Vollkommen ausgeblendet bleibt, dass sich solche Situationen kaum allein durch die Konstellation von Objekten beschreiben lassen, solange die soziale Figuration der an jenen Situationen beteiligten Akteure nicht ebenfalls Gegenstand der Darstellung ist.

Es ist jedoch nicht so, dass museale Präsentationen eine bloße Reduktion der Vergangenheit liefern: Sie reichern sie auch an. Die Kuratoren stellen mit ihrer Exponatauswahl Objekte in einen Zusammenhang, der so nie bestanden hat. Weder stammen sie alle von einem Ort noch aus ein und derselben Zeit. In der Ausstellung werden die Exponate in einen neuen Zusammenhang gestellt, es werden zwischen ihnen Verbindungen und Oppositionen erzeugt, die für ihre einstigen Nutzer ohne Bedeutung

2 Von gänzlich anderer Warte aus hat Roland Posner (1984) auf die kaum zu überwindenden Hürden einer solchen Kommunikation aufmerksam gemacht: Er stellte sich der Frage, wie man Menschen auch in 10.000 Jahren auf die Gefahren atomarer Lagerstätten aufmerksam machen kann. Es gibt keinen verbindlichen Zeichencode, der dies leisten kann. Entsprechende Warnhinweise sind zwar ein gut gemeinter Versuch, »die kulturelle Überlieferung symbolisch kodierten Wissens ist jedoch eine unzuverlässige Mitteilungsbasis« (ebd. 213).

waren. Anhand dieser neu geschaffenen Bezüge erschließen sich im Idealfall für den heutigen Betrachter kulturgeschichtliche Zusammenhänge, die jedoch den spezifischen historischen Kontext der einzelnen Exponate weit übersteigen.

Dazu gesellt sich ein dritter Aspekt, der im Verhältnis von Vergangenheit und Exponat eine tragende Rolle spielt: die ureigene Erkenntnisstruktur der Prähistorischen Archäologie. An ihrer Basis steht die Analyse und Interpretation archäologisch erschlossener Funde und Befunde. Archäologische Erkenntnis entsteht nicht aus dem Singulären, das immer fremd und unverstanden bleibt, sondern aus dem Geflecht verschiedener Beobachtungen, die zueinander in Beziehung gesetzt werden. Die Differenz oder Übereinstimmung, die eine Beobachtung im Verhältnis zu anderen Beobachtungen zu erkennen gibt, bestimmt deren Position im Geflecht kultureller Bedeutungen. So erhält ein Statussymbol diese Bedeutung erst durch die bewusste Kontrastierung zu jenen Objekten, die diesen Status negieren bzw. hierzu indifferent sind. Der einzelne Fund ist folglich nur vor dem Hintergrund anderer Funde zu interpretieren. Auf dieser Ebene führt die Interpretation bereits über das einzelne Objekt hinaus; auf einer zweiten Ebene entfernt sich die archäologische Deutung noch weiter von dem ursprünglichen Fund.

Der Prähistorischen Archäologie sind Aussagen zum gesellschaftlichen Handeln des prähistorischen Menschen, das die archäologischen Quellen überhaupt erst entstehen ließ, nur eingeschränkt möglich. Da es keinen geradlinigen Bezug zwischen den einstigen Handlungen und dem archäologischen Befund bzw. dem Fundobjekt gibt, erschließen sich erstere nicht von selbst, sondern müssen rekonstruiert werden. Dafür fehlt jedoch der Prähistorischen Archäologie das notwendige methodische und theoretische Rüstzeug. Allein solche Kultur- oder Gesellschaftswissenschaften, deren Untersuchungsgegenstand der eigenen Anschauung zugänglich ist, helfen hier weiter. Sie alleine erlauben die systematische Erforschung menschlicher Verhaltensweisen und kultureller Äußerungen, und nur sie informieren auf einer wissenschaftlich begründeten Basis über die Bereiche, die uns über die archäologische Überlieferung nicht erschließbar sind. Ohne etwa ethnologisch oder soziologisch inspirierte Konzepte ist es der Prähistorischen Archäologie kaum möglich, die urgeschichtliche Vergangenheit jenseits bloßer Objekterkundung kulturwissenschaftlich zu erforschen.

Archäologische Erkenntnis transzendiert zwangsläufig in hohem Maße das Objekt – allein aus der Objektbetrachtung lässt sich nur eine deutlich reduzierte Erkenntnis gewinnen. Was uns etwa in archäologischen Ausstellungen als Wissen entgegen tritt, sind Interpretationen, die auf einer Fülle an Beobachtungen basieren, die die Aussage der einzelnen Exponate bei Weitem übersteigen. Archäologische Ausstellungen sind in hohem Maße voraussetzungsgeladen. Das präsentierte Exponat mag die vermittelten Botschaften ausgezeichnet illustrieren, meist käme die Aussage jedoch auch ohne die Zurschaustellung der Objekte aus.

Entwickeln wir das obige Bild der ›Beredtheit‹ von Exponaten weiter, so können wir sagen: Die Exponate sind gleich der Puppe des Bauchredners, zu keiner eigenen Sprache fähig. Diese erzeugt die Illusion einer Rede. Gesprochen wird in der Tat, doch nicht von der Puppe, die vorgibt zu sprechen, sondern von ihrem ›Herrn‹, der als Sprecher unerkannt bleibt und ihr aus dem Bauch heraus die Worte in den Mund legt. Kaum anders ist es in einer Ausstellung. Es ist nicht das Exponat, das seine Zeugenaussage

zur Vergangenheit macht, sondern der Kurator, der durch Auswahl und Anordnung der Exponate sowie die Begleittexte Aussagen trifft, die bestenfalls durch die Exponate stumm nickend bestätigt werden, jedoch nicht unmittelbar aus ihnen abgeleitet sind.

Doch auch der Besucher wird zum ›Sprecher‹. Da er meist kein Fachwissenschaftler ist, versucht er Ausstellungstexte und -exponate in seinen Wissenshorizont einzupassen; je nach Vorwissen gelingt das mehr oder weniger gut. Fragt man Besucher nach ihren Deutungen, so erhält man meist eine bunte Mischung verschiedenster Wissensbausteine, wobei Versatzstücke aus dem populären Wissenskanon sich am nachhaltigsten durchsetzen – man muss sagen, dem Exponat »aus dem Bauch heraus« zugesprochen werden. Und hiervon sind auch die wissenschaftlichen Deutungsangebote kaum frei: Auch sie werden in erheblichem Maße durch die gesellschaftlichen Bedingungen geformt, nicht nur durch die äußeren Bedingungen der beobachteten Phänomene. Und natürlich ist auch der wissenschaftliche Erklärungstext in jedem Falle eine Entmündigung des Objekts. Kurzum: Ein Exponat kann seiner Deutung nicht entrinnen, es wird vielstimmig zum Sprechen gebracht.

Entmündigung ist das Schicksal des Exponats. Im Gegenzuge nimmt der Kurator – und das ist im Wesentlichen eine Grundbedingung archäologischer Ausstellungen – eine, aber, wie unten noch zu zeigen ist, nicht *die* tragende Sprechrolle ein. Hierin ist keine Abkehr vom Objekt zu sehen, das weiterhin seine zentrale Bedeutung in archäologischen Ausstellungen hat. Das Exponat ist von der Bürde seiner Kronzeugenschaft befreit worden, der es zu keiner Zeit gerecht werden konnte. In dem Augenblick, wo man dem eigentlichen Sprecher seine Rolle zuerkennt, ergeben sich nicht nur neue Chancen der Geschichtsvermittlung, sondern auch überhaupt erst die Möglichkeit, den unausweichlich subjektiven Anteil der Geschichtserzählung zu reflektieren.

Raumbilder – ein Fallbeispiel

Ich möchte im Folgenden an einem konkreten Beispiel erläutern, wie mit der szenografischen Präsentation von Exponaten Geschichte auf eine Weise dargestellt wird, die dem Besucher neue Erkenntnismöglichkeiten erschließt. Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist die Sonderausstellung KONFLIKT, die zum Anlass des Varus-Jahres 2009 im *Museum und Park Kalkriese* präsentiert wurde.

Im Jahre 9 n. Chr. wurden drei römische Legionen im legendären Teutoburger Wald vernichtend von Germanen geschlagen. 2000 Jahre später wurde an drei Ausstellungsorten, in Haltern am See, Kalkriese und Detmold, die alle unmittelbar mit dem historischen Ereignis verbunden sind, ein Triptychon aufgeklappt: »IMPERIUM KONFLIKT MYTHOS. 2000 Jahre Varusschlacht« – drei eigene Ausstellungen, die das historische Ereignis aus verschiedenen Blickwinkeln und mit unterschiedlichen Aspekten seiner historischen Wirkmächtigkeit gezeigt haben.

Die Sonderausstellung KONFLIKT als ein Teil der Ausstellungskooperation griff weit über das historische Ereignis des Jahres 9 n. Chr. hinaus und spannte den Bogen bis ins 5./6. Jahrhundert n. Chr. Im 5. Jahrhundert ging das Weströmische Reich unter und germanische Könige traten das politische Erbe des einstigen Weltreiches an. Sie gründeten ihre Königreiche auf ehemals römischem Territorium und begannen das

europäische Mittelalter zu gestalten. Kriegerische Konflikte waren ein essenzieller Bestandteil dieser historischen Prozesse, die den Zeitenwechsel einleiteten. Letztlich waren es germanische Kriegerverbände, die immer wieder die bewaffneten Auseinandersetzungen suchten, selbst gegen den militärisch haushoch überlegenen römischen Gegner, und die die politische Landschaft im spätantiken Europa verändern sollten. Welche Rolle kriegerische Konflikte in diesen Prozessen spielten, war Gegenstand der Sonderausstellung KONFLIKT.

Raum

Das Berliner Architektenbüro neo.studio setzte das Thema der Sonderausstellung gestalterisch auf kongeniale Weise um.[3] Es galt einen Raum zu schaffen, der selbst als Raumbild die Ausstellungsinhalte transportierte. Der Ausstellungsraum war ein zunächst leerer Raum, der allein durch seine längsseitigen großen Fensterfronten einen unmittelbaren Kontakt zur Außenwelt hatte. Doch dieser wurde gekappt, indem die Wände von innen verschalt wurden, sodass kein Tageslicht von außen in den Raum drang. Der Raum war somit geschlossen, von der Außenwelt abgekoppelt. Das Innere wurde durch die Ausstellungsarchitektur in Form spitzer Keile gegliedert, die wie zwei gegenüberliegende Reihen von Sägezähnen in die Ausstellungsfläche griffen. Dadurch entstanden sechs Räume, die zum Teil ineinander verzahnt und in denen die einzelnen Themen der Ausstellung aufgefaltet waren. Die Keile erfüllten drei Zwecke:

1. Sie gliederten den Ausstellungsraum und gaben dem Besucher eine klare Wegeführung vor. Durch die Erzeugung von Blickachsen bzw. Sichtsperren gaben sie dem Raum zudem eine optische Größe, die er im leeren Zustand nicht hatte.
2. Die Keile waren zugleich Präsentationsmöbel, in denen die meisten Exponate untergebracht waren. Die Exponatvitrinen wurden in den Baukörpern unsichtbar, weswegen die gesamte Ausstellung nicht als klassische Vitrinenausstellung wahrgenommen wurde.
3. Die spitzen Formen der Keile brachten ein aggressives Moment in den Raum. Wie durch scharfe Zähne oder Waffen wurde der Raum, durch den sich der Besucher hindurch bewegte, zerschnitten. Die an den spitzen Enden angebrachten – in dem relativ dunklen Raum für die Orientierung der Besucher auch notwendigen – Leuchtdioden unterstrichen das suggestive Moment von Gefahr.

Die farbliche Gestaltung betonte die aggressive Atmosphäre: Der gesamte Raum war – von der bauseitig hellen Rasterdecke abgesehen – in metallisch dunklem Grau gestrichen; der Fußboden war ebenfalls in dem gleichen dunkelgrauen Farbton gehalten. Die Keile waren teilweise mit leuchtend orangenen Farbflächen abgesetzt, was einmal mehr den spitzen Charakter der Keile unterstrich, zum anderen aber auch durch die Signalwirkung das aggressive Moment der Farbgestaltung verstärkte. Der Raum selbst war

3 Für ihre Gestaltung der Ausstellung KONFLIKT wurde neo.studio mehrfach prominent ausgezeichnet: *Red Dot Design Award* 2009 [communication design], Auszeichnung des *Art Directors Club* 2010 [Kommunikation im Raum], Nominierung für den Designpreis der Bundesrepublik Deutschland 2011.



Abb. 1: Reiche Beute: der »Barbarenschatz« von Neupotz (Foto Markus Dorfmüller).

nur schwach beleuchtet – die vorhandenen Strahler gaben vorrangig Akzentlicht auf die Exponate. Dadurch erhielt der Raum insgesamt eine düstere, bedrohliche Atmosphäre. Das aus konservatorischen Gründen auf 20° C herunter gekühlte Raumklima intensivierte sensorisch dieses Empfinden.

Der Besucher betrat einen geschlossenen Raum: Er befand sich unversehens in einer ihm nicht nur fremden, sondern auch ›feindseligen‹ Umgebung. Es war dunkel, es war kalt, es wirkte bedrohlich, es brauchte einige Zeit, sich in dem Raum zu orientieren – die Sinne waren wach! Das Thema KONFLIKT ist ein düsteres Thema, eines von Gewalt und Aggression, eines, das eine düstere Anmutung verlangt.

Stillleben

Einzelne Themen der Ausstellung wurden durch zentrale Objektinszenierungen in einem ›Bild‹ zugespitzt. Eine der herausragenden Inszenierungen war die Präsentation des sogenannten »Barbarenschatzes« von Neupotz. Hierbei handelt es sich um die Beute eines germanischen Raubzuges, die um 260 n. Chr. aus uns unbekannten Gründen im Rhein versank. Eine über 20 m^3 fassende Vitrine, randvoll mit mehreren Hundert Exponaten gefüllt, zeigte auf beeindruckende Weise die vielen Wagenladungen, die die germanischen Plünderer aus den römischen Provinzen nach Hause schaffen wollten (Abb. 1). Von groben Eisenketten bis hin zum römischen Tafelsilber wurden die Beutestücke in der Vitrine in einem großen Durcheinander aufgeschichtet; selbst herausragende Kunstobjekte gingen in der Anonymität der Masse unter bzw. verloren sich im

zum Wimmelbild aufgeschichteten Haufen. Nicht das einzelne Objekt stand im Blickpunkt des Betrachters, sondern der große Haufen – auch die beutegierigen Germanen dürften, wie Details erkennen lassen, kaum anders auf ihre Beute geschaut haben. Mit dieser Inszenierung wurde ein Bild geschaffen, das aufs Beste die große Bedeutung darstellt, die die Beutezüge ins Römische Reich für die Germanen hatten. Das hier erzeugte Bild ist von einer Eindrücklichkeit, die der begleitende Ausstellungstext kaum erzeugen kann.

So auch die Inszenierung des sogenannten Kriegsbeuteopfers aus Illerup. An diesem Fundplätz in Dänemark wurden die geopferten Hinterlassenschaften von rund 500 germanischen Kriegern gefunden. Die Erhaltungsbedingungen im Moor haben dafür gesorgt, dass die Funde sehr gut erhalten sind, selbst organische Stoffe sind meist gut konserviert. Die Stücke wurden von den siegreichen Germanen im See versenkt, zum Teil auch zuvor absichtlich unbrauchbar gemacht. Das Bild, das sich bei der archäologischen Bergung bot, war die chaotische Fundstreuung der durch die Opferhandlungen versenkten und teilweise zerstörten Objekte. In einer frei stehenden, ›fragmentierten‹ Vitrine wurde diese Fundsituation nachempfunden: Rund 600 Fundstücke aus Illerup wurden als chaotisches Durcheinander präsentiert. Die Zerstörungen, die durch das Opfer hervorgerufene Auflösung der Ordnung, in der sich der strukturierte Kriegerverband einst befand, und das Fragmentarische des archäologischen Fundkomplexes wurden auf diese Weise sinnbildlich nachvollzogen. In den umliegenden, in die Keile eingelassenen Vitrinen war diese Ordnung wieder hergestellt: Ergebnisse der langjährigen archäologischen Forschungen wurden präsentiert. Der in dem scheinbar amorphen Befund repräsentierte Kriegerverband war hierarchisch organisiert und von einer zentralen Instanz ausgestattet worden. Im Detail dargestellt wurden idealtypische Rangausstattungen sowie ein – beinahe – homogener ›Lanzenwald‹, der die Idee der zentralen Rüstkammer versinnbildlichte. Die Präsentation der Funde von Illerup spielte mit dem Kontrast von Chaos und Ordnung: den beiden Facetten der Kriegsbeuteopfer.

Der Brunnenfund von Regensburg-Harting war die zentrale Installation im Kapitel »Gewalt«. Die frei stehende Vitrine, in der Funde aus einem der Brunnen des römischen Landgutes präsentiert wurden, war den äußeren Maßen des originalen Brunnens nachempfunden. In ihr lag das, was Germanen im Zuge ihrer Opferhandlungen in den Brunnen geworfen hatten: Hausrat, Arbeitsgeräte, Haustiere, *Menschenteile*. Das Grauen, das die Bewohner des Landguts erlitten haben, ist kaum nachzuvollziehen; unvorstellbar ist das, was die Germanen mit ihnen gemacht hatten. Wie soll man das Leid darstellen, ohne zu sehr in anatomische Beschreibungen oder in reißerische Rekonstruktionen zu verfallen? Beides würde letztlich auch nur bizarre Eigenarten germanischer Opferrituale ausschlachten. Gegenüber dem Brunnen befanden sich an der Wand die Schädel eines Mannes und einer Frau – beide schwer gezeichnet durch die erlittenen Gewalttaten. Sie traten dem Besucher auf Augenhöhe entgegen – man sah sich an (Abb. 2). Sie sind nicht mehr Exponat, das man aus der Distanz betrachtet, sondern ein menschliches Gegenüber, das von seinem unbeschreiblichen Leid ›berichtet‹.



Abb. 2: Konfrontation: die Toten von Regensburg-Harting (Foto Moritz Schneider).

Germanenprojektionen

Die Ausstellung KONFLIKT zog ihre Überzeugungskraft aus den Exponaten und der Gestaltung. All die gezeigten archäologischen Hinterlassenschaften gehen letztlich auf menschliche Aktivitäten zurück, die als solche kaum sichtbar sind – der Mensch ist von der Bildfläche verschwunden. Ihn galt es wieder in die Ausstellung zurückzuholen.

Dies gelang mit einer Reihe von Filmprojektionen. Mit professionellen Germanendarstellern wurden vier Filmszenen gedreht, die jeweils eine spezifische Handlungssituation darstellten:

1. Vorbereitung auf den Kampf: Ein germanischer Krieger schleift sein Schwert, seine Familie schaut zu.
2. Kampf: Der Krieger im Zweikampf mit einem anderen Krieger.
3. Beuteteilung: Der Krieger steht vor einem großen Haufen Beute und verteilt diese an seine Gefolgsleute.
4. Auf dem Thron: Der Krieger sitzt würdevoll als König auf dem Thron, umgeben von seinen Gefolgsleuten.

Die Szenen waren in ruhiger Bewegung gedreht und sind in einer Endlosschleife als fortlaufende Bewegung gezeigt worden. Die Aufnahmen wurden in einer weißen Hohlkehle gemacht, die Filmprojektionen im Negativbild gezeigt: was hell war, wurde dunkel und umgekehrt. Dadurch bewegten sich die Darsteller in der Ausstellung als ›Lichtschatten‹ frei auf der dunklen Wand, die die Projektionsfläche bildete (Abb. 3).

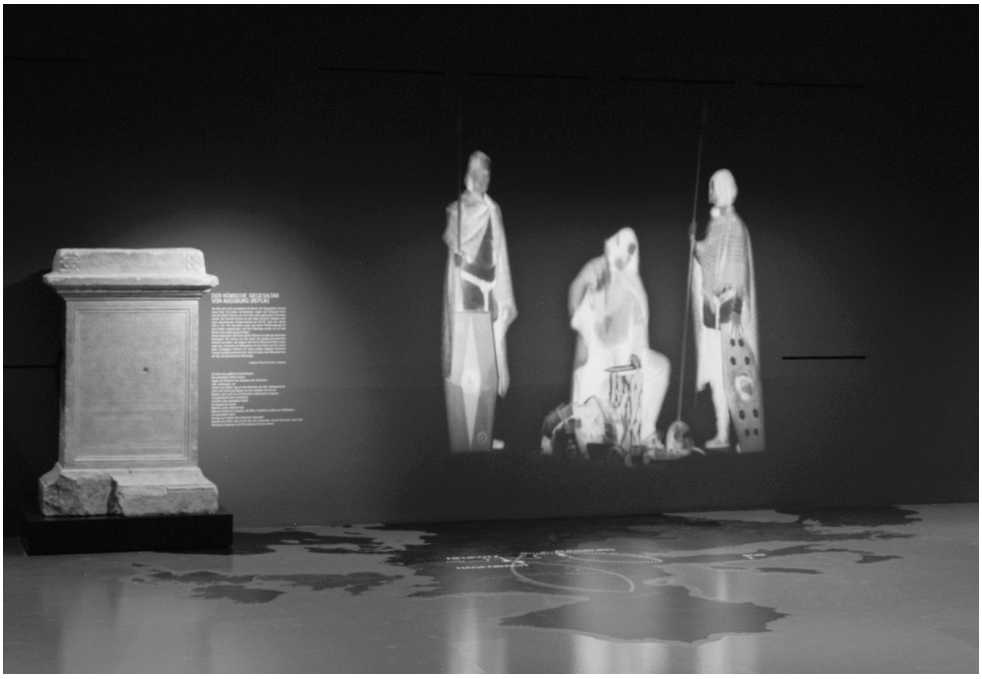


Abb. 3: Projektion: Teilung der erbeuteten Silberteller (Foto Markus Dorfmüller).

Die Germanendarsteller hatten alle originalgetreue Ausstattungen, die in dieser Darstellungsweise jedoch kaum mehr als solche zu identifizieren waren. Die verfremdete Darstellung der Akteure führte also zu einer abstrakten Darstellung. Die Akteure bewegten sich in ihren Handlungen deutlich im Raum, sie entzogen sich aber einem visualisierten Germanenbild. Gängige Germanenklischees wurden innerhalb des Ausstellungsrundganges dekonstruiert und zurückgewiesen. Der Besucher sollte nun jedoch nicht mit einem neuen, geläuterten Stereotyp aus der Ausstellung entlassen werden. Die abstrahierten, entpersonalisierten Figuren erlaubten die individuelle Ausgestaltung durch den einzelnen Besucher, sie weckten Assoziationen, aber sie entzogen sich auch einem verbindlichen Bild.

Mit den Filmszenen kam zudem eine weitere Erzählebene in die Ausstellung. Durch das wissenschaftliche Konzept wurden die in den Blick genommenen vielschichtigen historischen Prozesse, die sich aus einer unendlichen Zahl einzelner Ereignisse zusammensetzen, aufgebrochen und auf Einzelaspekte, einzelne Begebenheiten und allgemeine strukturbildende Momente verkürzt. Die Filmszenen griffen den Erzählfaden der Ausstellung auf und verdichteten die Geschichte nochmals.

Die Projektionen waren ein wunderbares Mittel, die Ausstellung zu ›beleben‹ und dem Besucher einen stillen Akteur als Wegbegleiter an die Seite zu stellen: Der Akteur repräsentierte eine individuelle Geschichte, erlaubte es dem Besucher aber nicht, ihn aus der Ausstellung heraus mitzunehmen.

Bilderwelt

Die Neurobiologie zeigt, dass von allen Sinnessystemen das visuelle weitaus den meisten Platz im Gehirn beansprucht; dem Gesichtssinn kommt die größte Bedeutung zu, die Welt um uns herum zu erfassen (Singer 2004). Wir erschließen uns die Welt in Bildern, wir alle denken und sprechen in Bildern. Wissen wird in gedanklichen Bildern abgespeichert und wieder abgerufen – und erst dann in Worte lautsprachlich übersetzt. Die US-amerikanische Autorin Susan Sontag stellte dazu fest (zitiert nach Burda 2004, 10): »Das Gedächtnis ist ein Standbild«! Wenn Bilder für unsere Sicht auf die Welt eine derartig zentrale Bedeutung haben, so sollte man ihnen auch bewusst mehr Raum geben und sie gezielt zur Wissensvermittlung einsetzen. Die textliche Wissensvermittlung ist die deutlich ineffektivere Methode.Vergegenwärtigen wir uns, welch kleiner Teil des Gelesenen nur memoriert wird – und umso weniger man das Gelesene aufgrund seiner Vorbildung in seinen Wissenshorizont einfügen kann, umso weniger wird memoriert.

Die Erzeugung von Bildern ist ein starkes didaktisches Mittel. Bilder reichen vielleicht in ihrer Informationsdichte nicht an einen Text heran, hinsichtlich Erinnerungswert und dem Potenzial, einen spezifischen Sachverhalt besser darzustellen – wer denkt hier nicht sofort an Modellzeichnungen –, können sie den Text jedoch deutlich übertreffen.

Ist es nicht die hohe Kunst der Gestaltung – einer bildnerischen Szenografie –, solche Bilder zu erzeugen, die einen besonderen thematischen Aspekt veranschaulichen und bei dem Betrachter einen nachhaltigen Verstehensprozess auslösen? Diesen Verstehensprozess beim Besucher auszulösen, ist zwar auch das Ziel eines jeden Ausstellungskurators. Die Möglichkeiten, die er durch die Auswahl der Exponate und seine begleitenden Texte hat, sind dagegen allerdings begrenzt.

Sicherlich übertreffen die inszenierten Exponate jedes andere Medium in ihrer Möglichkeit, beim Betrachter gedankliche Bilder hervorzurufen. Die Exponate sind eben nicht nur Hinterlassenschaften vergangener Kulturen, sondern als Bedeutungsträger selbst Medien, die eine Vielzahl an Deutungen ermöglichen. Insofern die Bedeutung eines Objektes, wie oben bereits dargestellt, im Kontext seiner Verwendung entsteht, sind vor allem zwei klar zu unterscheidende Kontexte relevant: der Kontext der Objektverwendung innerhalb der einstigen, inzwischen untergegangenen Kultur und der Kontext der heutigen Objektpräsentation im Museum. Durch den Transfer des Objektes – über mehrere Stufen – aus dem einen in den anderen Kontext macht es einen Bedeutungswandel durch. So erleben die Darstellungen von »Wolfskriegern« auf den Schwertscheiden germanischer Krieger eine Metamorphose vom Statussymbol einer Kriegerelite über den archäologischen Fund zum Exponat in einer Ausstellung. In der Ausstellung symbolisieren sie nicht mehr den gefürchteten germanischen Krieger, sondern das Geheimnis einer fremden Lebenswelt. Das Bedrohliche des Objektes und die gewaltige Bildsprache dieses Kunststils sind zum ästhetisch aufgewerteten Faszinosum eines Vergangenheitsklischees geworden.

Was wir über diese, uns fremde Kultur lernen können, ist für den westlichen Laienbetrachter kaum durch sein alltägliches Erfahrungswissen zu erschließen. Die bloße Repräsentation archäologischer Funde und die textliche Untermalung mit den üblichen Bausteinen archäologischer Kategorisierung wie Objektbeschreibung, Zeitstellung,

kulturelle Zuordnung etc. vermitteln sicher nicht die notwendige kulturelle Kompetenz, die Dingzeichen zu entziffern.

Die Exponate sind ihres ursprünglichen Kontextes beraubt, und selbst ›Rekonstruktionen‹ gelingt es eben nicht, diesen vollständig wiederherzustellen. Besonders deutlich tritt die Dekontextualisierung in reinen Exponat basierten Vitrinenausstellungen zutage. Die von den Kuratoren – notwendigerweise – getroffene Exponatauswahl bleibt einem Abbild der einstigen Wirklichkeit immer fern. Was Friedrich Schiller (1795, 31) in dem sechsten seiner Briefe »Über die ästhetische Erziehung des Menschen« formulierte: »Der abstrakte Denker hat daher gar oft ein kaltes Herz, weil der die Eindrücke zergliedert, die doch nur als ein Ganzes die Seele rühren«, ist ein kaum überwindbares Manko kulturgeschichtlicher Ausstellungen.

Szenografische Gestaltung hat zumindest das Potenzial einer – teilweisen – Überwindung der beschriebenen Probleme. Mit gestalterischen Mitteln lassen sich Bilder erzeugen, die sich, wenn auch nicht »dem Ganzen«, so doch wesentlichen seiner Teile annähern. Aus dem Strom der historischen Ereignisse werden einzelne Situationen herausgegriffen und zu einem Sinnbild verdichtet. Diese sind zwar genuin fiktiv – wie jede Präsentation im kulturgeschichtlichen Museum fiktiv ist –; was sie abbilden, ist nicht das im Ranke'schen Sinne »wie es einst war«, was sie abbilden ist: das Mögliche.

Lange bevor Germanen von der antiken Welt wahrgenommen wurden, hat Aristoteles in seiner *Poetik* auf diesen Umstand hingewiesen. Im 9. Kapitel seines Buches zur Dichtkunst unterscheidet er zwischen dem Geschichtsschreiber, der das einmalig wirklich Geschehene darstelle, und dem Dichter, der darstelle, was geschehen sein könnte. Der Historiker beschreibe das Singuläre, das Besondere, der Dichter dagegen das Allgemeine, das Mögliche und Wahrscheinliche – weswegen die Dichtkunst ein philosophischeres und ernsthafteres Geschäft sei als die Geschichtsschreibung.

Szenografie funktioniert in diesem Sinne. Die Inszenierungen etwa des Beutefundes von Neupotz oder des Kriegsbeuteopfers von Illerup sind keine Rekonstruktionen eines spezifischen archäologischen Befundes, sie sind vielmehr idealtypische Darstellungen eines kulturgeschichtlichen Phänomens. Nicht so wie dargestellt, ist es gewesen, aber es könnte so gewesen sein. Das gestalterisch erzeugte Stillleben bringt wesentliche und strukturbildende Momente des dargestellten Phänomens zum Ausdruck, und damit offenbart es historische ›Wahrscheinlichkeit‹ – und Sinn.

Die szenografisch erzeugten Bilder vermögen die Kluft zwischen vergangener Kultur und heutiger Erfahrungswelt zu überbrücken, indem sie das »Allgemeine« und »Mögliche« darstellen und damit dem Besucher selbst die Gelegenheit geben, den eigenen Erfahrungshorizont mit der sinnbildlichen Verdichtung eines fremden historischen Phänomens zu konfrontieren. Sie bringen gedankliche Bilder beim Betrachter hervor, die Raum für Assoziationen und kritische Reflexionen schaffen.

Nun wird man zu Recht einwenden können, dass jedwede Präsentation – auch solche, die ohne szenografische Mittel auskommt – gedankliche Bilder beim Betrachter hervorruft. In seiner inspirativen Analyse des Mediums »Ausstellung« vergleicht Werner Hanak-Lettner (2011) Ausstellungen mit dem antiken Drama und die Rolle des Ausstellungskurators mit dem Chorführer des griechischen Dramas. Gleich dem *koryphaios* liefert der Kurator – aus dem Off – notwendige Hintergrundinformationen, kommentiert das Geschehen und versucht so, das Verstehen des Publikums zu lenken.

Obwohl sie beide im wörtlichen wie übertragenen Sinne Koryphäen innerhalb des Geschehens sind, sind sie von brüchiger Autorität. Das Publikum geht meist eigene Wege, sich den dargebotenen Stoff zu erschließen und diesem Sinn einzuhauchen. Der Kurator kann Deutungsangebote machen, den Besucher gedanklich teilweise lenken und die Vorzeichen der Begegnung des Besuchers mit den Dingen definieren. Letztlich hat er aber den Ausstellungsbesucher nicht unter Kontrolle (ebd. 136; 226). Hanak-Lettner spricht deshalb von der mächtigen Machtlosigkeit des Kurators. Die alltägliche Erfahrung im Ausstellungsbetrieb lehrt einen, dem nicht zu widersprechen. Für den Besucher, der in der Mehrzahl eben kein Fachwissenschaftler ist, ist der Grat zwischen Verstehen und Missverstehen im Sinne der Intention des Kurators mitunter sehr schmal. Die erzählerische Qualität der erzeugten Raumbilder kann darüber entscheiden, auf welcher Seite des Grats er die Ausstellung verlässt.

Die Ausstellung als ›Erzählung‹

Eine Ausstellung ist jedoch nicht auf die szenografisch erzeugten Momentaufnahmen, auf die Standbilder, zu reduzieren. Die einzelnen Präsentationen, und das gilt ebenso für die klassische Vitrinenausstellung mit den sie begleitenden Texten und Grafiken, erzeugen eine Folge von Bildern, die mehr ist als die Summe der einzelnen Bilder. Durch die Bildfolge werden verschiedene Aspekte eines Themas beleuchtet, verschiedene Themen kontrastierend oder ergänzend nebeneinander gestellt, Varianten und Veränderungen aufgezeigt; auf diese Weise wird das Einzelne wie auch das Gesamte einem historischen Kontext zugewiesen. Erst durch ihre Kontextualisierung erhalten die einzelnen Präsentationen ihren Sinn. Der »Sinn« stellt sich jedoch noch nicht ein über die bloße Aneinanderreihung verschiedener Präsentationen, oder allgemein ausgedrückt: von Sachverhalten. Auch hier gilt, was der Historiker Hayden White (1990, 15) mit Bezug auf historische Ereignisse betont, dass es nicht ausreiche, diese nur im chronologischen Rahmen ihres ursprünglichen Erscheinens zu registrieren, sondern sie auch erzählt werden müssen, »das heißt, es muß gezeigt werden, daß sie eine Struktur, eine Sinnordnung besitzen, über die sie als bloße Aufeinanderfolge nicht verfügen«. In ähnlicher Weise formuliert der Historiker Jörn Rüsen (2008, 35): Der »Sinn« einer Geschichte »besteht in einer gelungenen Synthese von Erfahrungs- und Bedeutungsgehalten, und diese Synthese wird im Prozeß des Erzählens realisiert«.

Es sind vor allem White und Rüsen, die den narrativen Charakter von Historiographie hervorheben. White (1986a, 146) nimmt hier eine radikale Position ein, indem er die Grenze zwischen Fiktion und Historiographie aufhebt, was bereits im Titel zweier Aufsätze: »Die Fiktionen der Darstellung des Faktischen« (White 1986a) bzw. »Der historische Text als literarisches Kunstwerk« (White 1986b) deutlich anklingt. Der Historiker liest nicht einfach die historischen Quellen aus und kommt hierüber zu seinen Schlüssen. Er muss notwendigerweise sein Untersuchungsfeld vorstrukturieren, »als Gegenstand der geistigen Wahrnehmung konstituieren«; Erscheinungen werden sprachlich klassifiziert und zueinander ins Verhältnis gesetzt – und was überhaupt erst als erklärenswert erachtet wird, resultiert aus diesem Ordnungssystem. Die Dechiffrierung historischer Quellen ist eine Transformation des Geschichtlichen in die Sprache des

Historikers – nicht die der Quellen. In seiner Sprache versucht der Historiker, den historischen Sachverhalten Sinn einzuhauchen, indem er sie gemäß seiner Ordnung Erzählstrukturen und Argumentationsweisen unterwirft und in verbale Modelle überführt. Jede Phase historischer Schilderung ist nach White unvermeidlich ein poetischer Akt (White 1991, 49 f.).

Es ist eine Grundfrage der Geschichtswissenschaft, wie Fakten sich zu Interpretationen, historische Ereignisse sich zu ihren Darstellungen verhalten (s. Lorenz 1997, 17 ff.). Hier ist zwischen der Ebene der Wirklichkeit und der Ebene ihrer sprachlichen Repräsentation zu unterscheiden. Es mag auf den ersten Blick zwar trivial erscheinen, entscheidend ist es aber doch, wenn wir über *Geschichte* als vergangene Ereignisse und Sachverhalte sowie über *Geschichte* als deren Schilderung reden. Wie Lorenz ausführt, wird »Wirklichkeit niemals direkt wahrgenommen, sondern [wird] immer über die Sprache, über Begriffe strukturiert. … Die Registrierung einer Tatsache besteht also *nicht* aus *zwei* getrennten Handlungen – zuerst der Beobachtung eines Phänomens und anschließend der Verbalisierung dieser Beobachtung – sondern aus *einer* einzigen Handlung« (ebd. 30).

Geschichtsdarstellungen sind verbale Modelle, die *wirklichkeitsadäquat* (ebd. 185) sein sollen, als sprachliche Repräsentationen jedoch bestenfalls in einem Ähnlichkeitsverhältnis zur Vergangenheit stehen, auf die sie referentiell verweisen. Wenn White (1986b, 136 f.) allerdings mit Verweis auf Peirce hier ein ikonisches Zeichenverhältnis postuliert, so ist dem zu widersprechen, da das wesentliche Merkmal einer formalen Ähnlichkeit zwischen Ikon und Referenten, also dem, wofür es steht, fehlt. Angemessener ist seine Charakterisierung von historischer Erzählung als »fortgesetzter Metapher« (ebd. 141).

Als sprachlich gefasste Modelle unterliegen Geschichtsdarstellungen einer narrativen Struktur, die sich über rhetorische Figuren und Erzählmodi konstituiert. White (1991) und Rüsen (1982) haben jeweils verschiedene Typen des historischen Erzählens herausgearbeitet – eine vereinfachte Darstellung verschiedener Erzählmodi gibt Groebner (2008, 124 f.). Auch wenn Kontroversen darüber andauern, ob historiographische Darstellungsformen unvermeidlich poetisch sind, ist der narrative Charakter von Geschichtsdarstellungen weitgehend unstrittig.

Doch wie verhält es sich mit archäologischen Ausstellungen? Über die Exponate stellen sie eine ganz eigene ›Faktizität‹ zur Schau. Doch was bereits oben zur ›Sprechrolle‹ von Ausstellungsobjekten und hier in knappen Worten über Historiographie gesagt wurde, legt nahe, dass auch sie als Narration zu betrachten sind. Im Gegensatz zu Kunstausstellungen wollen Ausstellungen mit archäologischen/historischen Themen in der Regel den Besucher nicht seinen eigenen Gedanken und Reflexionen überlassen, sondern dessen geschichtliches Wissen und darüber sein Geschichtsbewusstsein ausbilden. In diesem Sinne geben Kuratoren Deutungsangebote und stellen Sinnbezüge her. Da sich diese, wie oben dargestellt, nicht einfach aus den zur Schau gestellten Objekten, sondern durch die über Präsentation und begleitende Medien (Text, Grafik etc.) erreichte Neukontextualisierung der Exponate ergeben, basieren eben diese Deutungsangebote und Sinnbezüge auf unterliegenden Geschichtsmodellen. Auch diese haben narrative Strukturen, die sich mit den Typen des historischen Erzählens von White und Rüsen adäquat beschreiben lassen. Selbst traditionelle, rein Exponat basierte

Vitrinenausstellungen mit Handbuchcharakter (»Die Kultur/Zeit der Soundso«) oder mit der Anmutung bestückter Typentafeln folgen – bewusst oder stillschweigend – einem Narrativ, das sich mit Rüsen als traditionale, exemplarische, kritische oder genetische Erzählweise – oder einer Mischung von diesen – charakterisieren lässt. Die in archäologischen Ausstellungen gezeigten Originalfunde fungieren als rhetorisches Mittel: Als ›authentische‹ Haltepunkte in der Vergangenheit liefern sie die Argumente für die Wahrhaftigkeit des vermittelten Geschichtsbildes und der unterliegenden Erzählung.

Aus der Erkenntnis der narrativen Struktur von Ausstellungen ergeben sich zwei unmittelbare Konsequenzen: Zum einen werden die stillschweigenden Geschichtsbilder und die sie stützende Rhetorik sichtbar und können so ausgeleuchtet werden. Mit der Sichtbarwerdung geht auch die Diskursfähigkeit der unterliegenden Erzählung einher. Die Narratologie gibt uns das Werkzeug an die Hand, sich kritisch mit Vergangenheitsrepräsentation auseinanderzusetzen – eine Forderung, die auch jüngst wieder von Hans-Joachim Gehrke (2010) erhoben wurde.

Akzeptiert man die narrative Struktur von Ausstellungen, kann hieraus zum anderen eine Chance erwachsen, die Popularisierung von historischem Wissen zu optimieren. Dem Kurator steht mit Unterstützung von Gestaltern ein reichhaltiges Repertoire an Möglichkeiten zur Verfügung, den Ausstellungsbesucher mit historischen Sachverhalten zu konfrontieren, ihn in seiner Rezeption stärker zu leiten und ihm am Ende durch sinnliche Erfahrungen neue Erkenntniswege jenseits von Vergangenheitsklischees zu eröffnen.

Literatur

Aristoteles 1976: Poetik. Eingeleitet, übersetzt und erläutert von M. Fuhrmann. München: Heimeran 1976.

Barthes 1988: R. Barthes, Das semiologische Abenteuer. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1988. [Erstveröff.: L'aventure sémiologique. Paris: Éditions du Seuil 1985].

Baudrillard 1991: J. Baudrillard, Das System der Dinge. Über unser Verhältnis zu den alltäglichen Gegenständen. Frankfurt a. M. u. a.: Campus 1991. [Erstveröff.: Le système des objets. Paris: Gallimard 1968].

Benjamin 1963: W. Benjamin, Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1963. [Erstveröff. (gekürzte Fassung): L'Œuvre d'art à l'époque de sa reproductibilité technique. Zeitschr. Sozialforsch. 5, 1936, 40–68].

Burda 2004: H. Burda, »*Iconic turn* weitergedreht« – Die neue Macht der Bilder. In: Ch. Maar/H. Burda (Hrsg.), Iconic Turn. Die neue Macht der Bilder. Köln: DuMont 2004, 9–13.

Burmeister 2005: St. Burmeister, Die Archäologie in der Krise? – Grundfragen der Urgeschichtsforschung – 76 Jahre nach Jacob-Friesen. Arch. Nachrbl. 10, 2005, 151–165.

Burmeister 2009: Ders., »Codierungen/Decodierungen«. Semiotik und die archäologische Untersuchung von Statussymbolen und Prestigegütern. In: B. Hildebrandt/C. Veit (Hrsg.), Der Wert der Dinge – Güter im Prestigediskurs. »Formen von Prestige in Kulturen des Altertums«, Graduiertenkolleg der DFG an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Münchner Stud. Alte Welt 6. München: Utz 2009, 73–102.

Gehrke 2010: H.-J. Gehrke, Einleitung. In: Ders./M. Sénécheau (Hrsg.), Geschichte, Archäologie, Öffentlichkeit. Für einen neuen Dialog zwischen Wissenschaft und Medien.

Standpunkte aus Forschung und Praxis. Historische Lebenswelten in populären Wissenskulturen 4. Bielefeld: transcript 2010, 9–30.

Groebner 2008: V. Groebner, Das Mittelalter hört nicht auf. Über historisches Erzählen. München: Beck 2008.

Hanak-Lettner 2011: W. Hanak-Lettner, Die Ausstellung als Drama. Wie das Museum aus dem Theater entstand. Bielefeld: transcript 2011.

Korff 2002a: G. Korff, Zielpunkt: Neue Prächtigkeit? Notizen zur Geschichte kulturhistorischer Ausstellungen in der »alten« Bundesrepublik. In: M. Eberspächer/G. M. König/B. Tschofen (Hrsg.), Museumsdinge. deponieren – exponieren. Köln u. a.: Böhlau 2002, 24–48. [Erstveröff. in: A. W. Biermann (Hrsg.), Vom Elfenbeinturm zur Fußgängerzone: Drei Jahrzehnte deutsche Museumsentwicklung. Versuch einer Bilanz und Standortbestimmung. Opladen: Leske und Budrich 1996, 53–84].

Korff 2002b: Ders., Zur Eigenart der Museumsdinge. In: M. Eberspächer/G. M. König/B. Tschofen (Hrsg.), Museumsdinge. deponieren – exponieren. Köln u. a.: Böhlau 2002, 140–145. [Erstveröff. in: R. Beier/G. Korff (Hrsg.), Zeitzeugen. Ausgewählte Objekte aus dem Deutschen Historischen Museum. Berlin: Deutsches Historisches Museum 1992, 277–281].

Lorenz 1997: Ch. Lorenz, Konstruktion der Vergangenheit. Eine Einführung in die Geschichtstheorie. Beitr. Geschkult. 13. Köln u. a.: Böhlau 1997 [Erstveröff.: De constructie van het verleden. Een inledning in de theorie van de geschiedenis. Amsterdam: Uitgeverij Boom 1987].

Parmentier 2005: M. Parmentier, Der Bildungswert der Dinge oder: Die Chancen des Museums. Arch. Nachrbl. 10, 2005, 257–267.

Pirker/Rüdiger 2010: E. U. Pirker/M. Rüdiger, Authentizitätsfiktionen in populären Geschichtskulturen: Annäherungen. In: Dies./Ch. Klein/Th. Leiendeker/C. Oesterle/M. Sénécheau/M. Uike-Bormann (Hrsg.), Echte Geschichte. Authentizitätsfiktionen in populären Geschichtskulturen. Historische Lebenswelten in populären Wissenskulturen 3. Bielefeld: transcript 2010, 11–30.

Pomian 1998: K. Pomian, Für eine Geschichte der Semiophoren. Anmerkungen zu den Vasen aus den Medici-Sammlungen. In: Ders., Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln. Berlin: Wagenbach 1998, 73–90. [Erstveröff.: Pour une histoire des sémiophores. À propos des vases des Medicis. Le Genre humain 14, 1986, 17–36].

Posner 1984: R. Posner, Mitteilungen an die ferne Zukunft. Hintergrund, Anlaß, Problemstellung und Resultate einer Umfrage. Zeitschr. Semiotik 6, 1984, 195–227.

Rüsen 1982: J. Rüsen, Die vier Typen des historischen Erzählens. In: R. Koselleck/H. Lutz/J. Rüsen (Hrsg.), Formen der Geschichtsschreibung. Beitr. Historik 4. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1982, 514–605.

Rüsen 2008: Ders., Historisches Lernen. Grundlagen und Paradigmen. Schwalbach/Ts.: Wochenschau Verlag 2008.

Singer 2004: W. Singer, Das Bild in uns – Vom Bild zur Wahrnehmung. In: Ch. Maar/H. Burda (Hrsg.), Iconic Turn. Die neue Macht der Bilder. Köln: DuMont 2004, 56–76.

Schiller 1795: J. Ch. F. von Schiller, Über die ästhetische Erziehung des Menschen, 6. Brief. Die Horen 1, 1795, 25–35. Tübingen: Cotta'sche Verlagsbuchhandlung. <www.kuehnle-online.de/literatur/schiller/horen/1795/01/02.htm>

Weber 2005: M. Weber, Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der Verstehenden Soziologie. Frankfurt a. M.: Zweitausendeins 2005. [Erstveröff.: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der Sozialökonomik 3. Tübingen: Mohr 1922].

White 1986a: H. White, Die Fiktionen der Darstellung des Faktischen. In: Ders., Auch Klio dichtete oder die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses. Stuttgart: Klett-Cotta 1986, 145–160.

White 1986b: Der historische Text als literarisches Kunstwerk. In: Ders., Auch Klio dichtete oder die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses. Stuttgart: Klett-Cotta 1986, 101–122.

White 1990: Ders., Die Bedeutung von Narrativität in der Darstellung der Wirklichkeit. In: Ders., Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung. Frankfurt a. M.: Fischer 1990, 11–39 [Erstveröff.: The Content of the Form. Narrative Discourse and Historical Representation. Baltimore: John Hopkins University Press 1987].

White 1991: Ders., Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa. Frankfurt a. M.: Fischer 1991 [Erstveröff.: Metahistory. The historical Imagination in nineteenth-Century Europe. Baltimore: John Hopkins University Press 1973].

Stefan Burmeister
Museum und Park Kalkriese, Venner Straße 69, D-49565 Bramsche-Kalkriese
burmeister@kalkriese-varusschlacht.de

EAZ – Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift
Jahrgang 51, 1/2 (2010), S. 258–282
© Waxmann

Frank Siegmund

Körpergewicht und BMI bezeugen einen hohen Lebensstandard im europäischen Mittelalter

Zusammenfassung:
Die in der Evolutionsbiologie entwickelten Formeln zur Schätzung des Körpergewichts anhand des Femurkopfes (Ruff u. a. 1991; McHenry 1992; Grine u. a. 1995; Auerbach/Ruff 2004) werden im folgenden Beitrag systematisch auf mittelalterliche Skelettserien aus Mitteleuropa angewendet. Für 33 Serien des 4.–15. Jahrhunderts mit insgesamt 1349 geschlechts- und altersbestimmten Individuen (718 Männer, 631 Frauen) werden das Körpergewicht, die Körperhöhe und der Body Mass Index (BMI) geschätzt. Eine Diskussion der Schätzformeln lässt die Spanne möglicher Fehler erkennen sowie jene Lösung, die der historischen Wirklichkeit am nächsten kommt. Danach lag im Mittelalter das mittlere Körpergewicht der Männer bei 71 kg, der Frauen bei 59 kg, der mittlere BMI bei 25,5 bzw. 24,5. Diese Ergebnisse lassen auf einen guten Lebensstandard im Untersuchungszeitraum schließen. Die Schätzergebnisse werden differenziert nach Alterskohorten, sozialen Statusgruppen und einzelnen Zeitabschnitten innerhalb des Mittelalters. Vom Früh- zum Spätmittelalter wuchs der BMI im Mittel um 1,0 (♂) bzw. 1,1 (♀) kg/m², da die Menschen zugleich im Mittel um 3,2 (♂) bzw. 2,9 (♀) cm kleiner wurden. Der Vergleich von Körperhöhe, Gewicht und BMI zeigt an, dass im frühen Mittelalter Kinder und Jugendliche einen höheren Lebensstandard hatten als im 8.–15. Jh. Der sehr unterschiedliche Reichtum der Grabbeigaben in der Merowingerzeit hängt bei den im erwachsenen Alter Verstorbenen nicht mit einem unterschiedlichen Lebensstandard zusammen.
Schlüsselwörter: Körpergewicht; BMI; Sozialgeschichte; Wirtschaftsgeschichte; Mittelalter

Body Mass and Body Mass Index Indicate a High Standard of Living in Medieval Europe

Abstract:
Body mass (BM) and body mass index (BMI) are often used as proxies for biological standard of living, and in medicine to identify weight related health risks. In archaeology, BM estimation was applied to early hominines (Ruff u. a. 1991; McHenry 1992; Grine u. a. 1995; Auerbach/Ruff 2004), but only exceptionally to individuals from agricultural populations (Ruff u. a. 2006). The present study applies four BM estimation formula based on femoral head to a systematic collection of medieval populations (4^{th}–15^{th} c. AD) from Central Europe (33 series, 1349 individuals with known sex and age, i.e. 718 males, 631 females). The comparison of the estimations indicates the span of possible errors and

shows the most plausible solution, given by the combination of BM estimation after Auerbach/Ruff (2004) and stature estimation after Pearson (1899). The mean body mass of males in medieval times was 71 kg, of females 59 kg, mean BMI was 25.5 resp. 24.5, which indicates a good standard of living. The results are differentiated among age groups, social groups and periods within medieval age. The mean BMI increased significantly from early to late medieval times by 1.0 (♂) resp. 1.1 (♀), which was caused by a reduction of mean stature of 3.2 cm (♂) resp. 2.9 cm (♀). Comparison of BM, stature and BMI demonstrates a higher standard of living for subadults in Early Medieval time compared to 8th to 15th century. Different social groups within adults, as indicated by the early medieval grave goods, show no significant differences in BMI.
Keywords: Body Mass; Body Mass Index; Social History; Economic History; Medieval Europe

Einleitung

Körpergewicht und *Body Mass Index* (BMI) sind alltägliche Begriffe der Gegenwart. Ihre Bedeutung in den westlichen Zivilisationen seit der Mitte des 20. Jahrhunderts geht auf die Wahrnehmung eines zu hohen oder zu niedrigen Körpergewichts als Gesundheitsproblem zurück (z. B. Eknoyan 2006). Bewegungsmangel und reichliche Ernährung verursachen Übergewicht, was das Risiko zu verschiedenen Krankheiten erhöht (u. a. Diabetes, Herz-Kreislauf-Störungen). Am anderen Ende der Skala führt ein an Schlankheit orientiertes Ideal von Schönheit zunehmend zu bewusstem Nahrungsverzicht, der im Extremfall in eine Mangelernährung münden kann, die ebenfalls als gesundheitlich bedenklich gilt. Jenseits der westlichen Zivilisationen ist weiterhin die aus der Not geborene Unterernährung ein virulentes Problem. Um das Phänomen Körpergewicht vergleichend beschreiben zu können, wird ein Index aus Körpergewicht und Körperhöhe gebildet, damit für unterschiedlich große Menschen eine übergreifend vergleichbare Maßzahl entsteht. Das Körpergewicht in Kilogramm, dividiert durch die quadrierte Körperhöhe in Metern, bildet jenen Wert, der im 19. Jahrhundert als Quételet-Index in die Literatur eingeführt wurde (Quételet 1832; 1871; Eknoyan 2008). Der heute übliche Begriff *body mass index* (BMI) für diese Maßzahl kam erst in den 1970er Jahren auf (erste Nennung: Keys u. a. 1972).

In der Wirtschafts- und Sozialgeschichte gilt der BMI als ein Indikator für den Lebensstandard von Bevölkerungen oder Bevölkerungsgruppen.[1] Der BMI erlaubt Einblicke in die Sozialgeschichte. Er zeigt z. B. die sich verändernde Körperwahrnehmung in Europa auf, nach der noch im 19. Jahrhundert ein erhöhtes Körpergewicht als Zeichen von Wohlstand galt, während heute viele Menschen einen niedrigen BMI anstreben (z. B. Gordon-Larsen u. a. 1997; Egnoyan 2006). Der BMI wird als Indikator schichtspezifischen (Bielicki u. a. 2001; Baranowski u. a. 2003; Komlos/Lauderdale 2004) und kulturgruppenspezifischen Verhaltens genutzt (z. B. Katzmarzyk/Malina 1999; Komlos/Lauderdale 2004; Franzen/Smith 2009). Für das Erwachsenenleben ist eine Altersabhängigkeit des BMI nachgewiesen; tendenziell nimmt der BMI am Anfang des

1 Komlos/Lauderdale 2004; Komlos u. a. 2008; Kjøllesdal u. a. 2010; Staub u. a. 2010.

Erwachsenenlebens (20–40 Jahre) stärker, später (40–60 Jahre) geringer zu und stagniert im Alter (>60 Jahre) (z. B. Welon u. a. 2002; Komlos/Lauderdale 2004; Danubio u. a. 2005). Angesichts der starken Präsenz des Begriffes BMI im Alltag und der Fülle an modernen Beobachtungen (siehe z. B. in Gänze die Zeitschrift ›Economics & Human Biology‹) erscheint es wünschenswert, den BMI auch für ältere Epochen beobachten zu können, um ihn auch dort als Indikator für die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte zu nutzen.

Eine kritische Diskussion des BMI findet in der Medizin statt, wo er vor allem für die Quantifizierung von Übergewicht und Fettleibigkeit benutzt wird.[2] Ein wesentlicher Einwand ist, dass auch viel Muskelmasse zu einem hohen BMI führen kann (z. B. Ruff 2000), d. h. neben der Ernährung auch die Lebensweise und körperlichen Belastungen einen Einfluss haben. In der Medizin häufiger vorgeschlagene Alternativen zum BMI sind das Taille-Hüft-Verhältnis (*waist : hip ratio, waist-to-hip ratio,* WHR; i.e. Umfang der Taille – auf Höhe Bauchnabel gemessen – dividiert durch den maximalen Umfang der Hüfte), das Taille-zu-Höhe-Verhältnis (*waist : height ratio, waist-to-height ratio*, WHtR; i.e. Taillenumfang dividiert durch Körperhöhe), oder auch der Bauchumfang (*waist circumference*, WC). Diese Alternativen sind für spezifische Gesundheitsrisiken bessere Indikatoren.[3] Viele Studien halten jedoch am BMI als wertvollen Risikoanzeiger fest,[4] so dass dieser trotz der Einwände bislang nicht umfassend durch einen anderen Indikator ersetzt worden ist.

Die World Health Organization (WHO) hat eine Tabelle zur Klassifikation der BMI-Werte für Erwachsene ab 21 Jahren entwickelt,[5] an der sich die übliche Terminologie der Begriffe untergewichtig (<18,5), normalgewichtig (18,5–24,99), übergewichtig (25,0–29,99) und fettleibig (≥30) orientiert. Auch wenn diese Grenzwerte immer wieder hinsichtlich ihrer Allgemeingültigkeit bezweifelt werden (z. B. Henderson 2005), gehen sie dennoch in den weltweit verwendeten Standard zur Diagnose und Klassifikation von diesbezüglichen Krankheiten ein (z. B. ICD10: E40-46, E65-68). Für die hier verfolgte Fragestellung, die nicht auf Risikoprognosen für spezifische Krankheiten abzielt, sondern auf die Beobachtung des allgemeinen Lebensstandards, kann der BMI als Maß verwendet werden. Zu bedenken ist dabei auch, dass es für das archäologische Knochenmaterial derzeit keine Alternative gibt, denn Konzepte zur Schätzung des Bauch- oder Taillenumfangs anhand von Skelettelementen fehlen.

Da sich der Knochenbau eines Menschen an verschiedene Belastungen anpasst, u. a. an geringeres oder höheres Körpergewicht, hat die Anthropologie Möglichkeiten entwickelt, das Körpergewicht auch anhand von Skelettelementen zu schätzen. Als besonders effizient gilt die Beckenbreite (*bi-iliac width)*, anhand derer das Körpergewicht zuverlässig abschätzbar ist (Auerbach/Ruff 2004). Da die Beckenbreite auch an Lebenden gemessen werden kann (z. B. Ruff u. a. 2005), sind ohne allzu hohen Aufwand umfangreiche Referenzmessungen zur Erstellung von Schätzformeln möglich. Die mittleren Schätzfehler sind gering, bei relativ stark von den Referenzpopulationen abweichenden

2 DPCG 2005; Franzosi 2006; Nevill u. a. 2006; Ulijaszek/Lofink 2006; Burkhauser/Cawley 2008; Meeuwsen u. a. 2010; Schneider u. a. 2010.

3 Siehe Foucan u. a. 2002; Lee u. a. 2008; Haun u. a. 2009; Pataky u. a. 2009.

4 z. B. Oshaug u. a. 1995; Gill u. a. 2003; Arslan et al. 2010; Kjøllesdal u. a. 2010.

5 WHO 1995, 2000; http://apps.who.int/bmi/index.jsp?introPage=intro_3.html (besucht am 15.6.2011).

Gruppen ergaben sich mittlere Fehler des geschätzten BMI von meist bis 3,5% (Ruff u. a. 2005, Tab. 2). Da die Beckenbreite jedoch außer an Lebenden nur an gut und vollständig erhaltenen Beckenknochen ermittelt werden kann, ist sie zur Ermittlung des Körpergewichts anhand des archäologischen Materials nur bedingt geeignet.

Wegen seiner guten und häufigen Überlieferung ist der Durchmesser des Femurkopfes von Interesse, der ähnlich genaue Schätzungen wie die Beckenbreite zulässt (Auerbach/Ruff 2004). Auch andere Knochenmaße eignen sich gut für die Schätzung des Körpergewichts, z. B. der erste Lendenwirbel, einige Fußknochen (Porter 1999; 2002; Riepert u. a. 2002) oder Knochenstärken, die insbesondere an Röntgenbildern ermittelt werden können (z. B. Wheatley 2005). Da solche Beobachtungen bei den anthropologischen Befundungen an archäologischem Material jedoch noch nicht standardmäßig erhoben werden, stehen Vergleichsdaten nur in zu geringer Zahl zur Verfügung. So bleibt der Femurkopf einstweilen das geeignetste Merkmal, das zudem recht häufig beurteilbar ist.

Zielsetzung

Schätzungen von Körpergewicht und BMI anhand des Knochenmaterials aus archäologischer Forschung wurden bislang vorwiegend im Kontext evolutionsbiologischer Fragestellungen diskutiert.[6] Für nach-paläolithische Epochen ist der BMI nur selten untersucht worden; eine prominente Ausnahme ist der Tiroler Eismann (»Ötzi«), dessen Körpergewicht mit mehreren Methoden auf 61 kg geschätzt wurde, woraus sich bei einer geschätzten Körperhöhe von 1,58 m ein BMI von etwa 24,4 ergibt (Ruff u. a. 2006). Ziel der vorliegenden Studie ist es, die gängigen Formeln zur Schätzung des BMI erstmals auf eine große Stichprobe mittelalterlicher Skelettpopulationen anzuwenden, die Ergebnisse und die Bandbreite der Schätzfehler zu diskutieren, und das Resultat differenziert nach Alterskohorten, Zeitabschnitten innerhalb des Mittelalters und sozialen Gruppen auf sein sozial- und wirtschaftsgeschichtliches Aussagepotential hin zu untersuchen.

Material

Für die hier verfolgte Fragestellung wurden aus der Literatur alle geeigneten anthropologischen Skelettserien aus Mitteleuropa zusammengetragen, für die von geschlechts- und altersbestimmten erwachsenen Individuen Daten vom Femurkopf (F18, F19 oder F20) verfügbar sind: 33 Serien, davon 3 spätantike, 15 merowingerzeitliche, 8 karolingerzeitliche und 8 hoch- bis spätmittelalterliche Populationen (insgesamt 1349 Individuen: 718 Männer, 631 Frauen; Tab. 1). Bei allen berücksichtigten Serien orientierten sich die Messungen an den bei R. Martin fixierten Standards (Martin 1914; 1928; Martin/Saller 1957); die Alters- und Geschlechtsbestimmungen erfolgten jeweils nach der in Mitteleuropa üblichen »komplexen Methode« (Acsádi/Nemeskéri 1970; Ferembach u. a. 1979; 1980).

6 z. B. Hartwig-Scherer 1994; Rafferty u. a. 1995; Kappelmann 1996; Ruff u. a. 1997; Ruff 2002.

Methoden

Für die Schätzung des Körpergewichts anhand des Femurkopfes stehen drei Formeln zu Verfügung: Ruff u. a. 1991; McHenry 1992 sowie Grine u. a. 1995. Die Schätzformeln nach Ruff u. a. (1991, 406 Tab. 4) beruhen auf Röntgenbildern von 80 lebenden Amerikanern, zu denen neben dem aktuellen Körpergewicht auch ihr Gewicht im Alter von etwa 18 Jahren ermittelbar war. Die Serie umfasste Männer und Frauen (41 : 39) sowie farbige und weiße Amerikaner (29 : 51) mit einem mittleren Alter von 52,3 Jahren (Spanne 24–81Jahre) und einem mittleren Körpergewicht von 76,7 kg (Spanne 42–135 kg). Es wurden zwei geschlechtsspezifische und eine Schätzformel für beide Geschlechter publiziert:

[1] ♂ kg Körpergewicht = [(2,741 * mm Dm.Femurkopf) - 54,9] * 0,9

[2] ♀ kg Körpergewicht = [(2,426 * mm Dm.Femurkopf) - 35,1] * 0,9

[3] ♂/♀ kg Körpergewicht = [(2,160 * mm Dm.Femurkopf) - 24,8] * 0,9

Die Anwendung der geschlechtsspezifischen Formeln auf einige ähnliche Individuen, die nicht Teil der Referenzserie waren, ergab einen mittleren Vorhersagefehler (%PE) von 6% (Ruff u. a. 1991, 408 Tab. 5; %PE = [{observed – predicted}/predicted] * 100). Die Anwendung auf zwei Testpopulationen ergab einen mittleren Vorhersagefehler von ±2 % (weiße Amerikaner) bzw. ±8 % (Pecos Pueblo, im Mittel ca. 15 kg leichter als die Referenzpopulation). Im Hinblick auf die in ihrer Referenzpopulation gegebene Neigung zur Fettleibigkeit empfahlen Ruff u. a. (1991, 411) bei Anwendung ihrer Formeln auf prähistorische Populationen eine Minderung der Ergebnisse auf 90%, weshalb die Formeln [1–3] jeweils eine Multiplikation mit 0,9 beinhalten.

Die Formeln von McHenry (1992) zielten auf die Körpergewichte von Hominiden. Da deren Körper oft erheblich leichter ist als der heutiger Menschen, umschloss seine Referenzserie von 59 menschlichen Individuen bewusst auch einige kleine Menschen, daneben aber auch zahlreiche andere Primaten (McHenry 1992, 410 f. Tab. 1). Für mehrere Messstrecken entwickelte er mit drei unterschiedlichen Regressionsverfahren eine Vielzahl an Formeln (McHenry 1992, 413 Tab. 2). Die spätere Literatur hat aber nicht diese für höhere Primaten allgemein entwickelten Formeln übernommen, sondern eine anhand seiner Referenzdaten der vier menschlichen Populationen neu berechnete Formel verwendet (Auerbach/Ruff 2004, 334 Tab. 2; Kurki u. a. 2010, 171 Tab. 2), die jedoch allgemein als »McHenry 1992« zitiert wird:

[4] ♂/♀ kg Körpergewicht = (2,239 * mm Dm.Femurkopf) - 39,9

Fehlerrechnungen zur Formel [4] wurden nicht mitgeteilt. Spätere Untersuchungen zeigten, dass im Vergleich zu Schätzungen anhand der Beckenbreite die Schätzungen über den Femurkopf nach Formel [4] um knapp 5 % tiefer ausfallen (Auerbach/Ruff 2004, 336 Tab. 3). Angewendet auf besonders kleine und leichte Populationen ergaben

die Schätzungen des Körpergewichts nach [4] einen mittleren Fehler von +6% (Kurki u. a. 2010, 173 Tab. 4).

Die Schätzformel nach Grine u. a. (1995, 178) beruht auf einer Referenzserie von Populationsmittelwerten verschiedener moderner Nordamerikaner *(»including African Americans, European Americans, and Native Americans«*), die als *»large-bodied«* bezeichnet werden. Es wurde eine Formel für beide Geschlechter ermittelt:

[5] ♂/♀ kg Körpergewicht = (2,268 * mm Dm.Femurkopf) - 36,5

Vergleichende Untersuchungen haben gezeigt (Auerbach/Ruff 2004), dass bei Anwendung auf durchschnittliche Individuen die Schätzungen des Körpergewichts nach den Formeln [1–3] dem Ergebnis von Schätzungen anhand der Beckenbreite am nächsten kommen und nur etwa 0,15% tiefer ausfallen. Schätzungen nach McHenry (1992) fallen um etwa 4,8% niedriger aus, Schätzungen nach Grine u. a. 1995 liegen um etwa 1,5% über dem Ergebnis, welches anhand der Beckenbreite ermittelt wurde. Um nicht stets mit drei Schätzungen zu operieren, hatten Ruff u. a. (1997) vorgeschlagen, das arithmetische Mittel der drei Methoden als mittlere Schätzung zu verwenden. Diese mittlere Schätzung [6] liegt im Vergleich um ca. 0,7% unter den Schätzungen anhand der Beckenbreite (Auerbach/Ruff 2004, Tab. 3).

[6] arithmetisches Mittel aus [1 oder 2 oder 3], [4] und [5]

Anwendungen dieser mittleren Schätzung [6] auf Populationen mit extrem kleinen und extrem großen Individuen zeigten eine Regression zur Mitte, d. h. sie ergaben bei sehr kleinen Individuen Überschätzungen um 4,1 kg (10,7%) und bei sehr großen Individuen Unterschätzungen um 2,6 kg (3,6%) (Auerbach/Ruff 2004, Tab. 4).

Allen Berechnungen wurde wenn möglich der sagittale Durchmesser des Femurkopfes (F19) zu Grunde gelegt. Da in der Regel stattdessen der Umfang des Femurkopfes (F20) gemessen und publiziert wurde, musste in diesen Fällen F19 aus F20 abgeleitet werden:

[7] F19 = (F20/3,14159)

Wenn Maßangaben zum rechten und linken Femur vorlagen, wurde der Mittelwert gebildet. Waren F19 oder F20 nicht verfügbar, wurde ersatzweise der transversale Durchmesser des Femurkopfes (F18) in die Formeln eingesetzt. Zusätzlich zum Körpergewicht erfolgte eine Schätzung der Körperhöhe anhand der Langknochenmaße (Rösing 1988; Siegmund 2010) unter Verwendung der Formeln von Pearson (1899). Aus beiden Größen wurde nach der Formel [8] der *Body Mass Index* (BMI) errechnet.

[8] BMI = BM nach [6] in kg/(Körperhöhe in m)^2

Für den Vergleich von Altersstufen wurden die publizierten Altersbestimmungen übernommen, die auf der »komplexen Methode« beruhen (Acsádi/Nemeskéri 1970; Ferem-

bach u. a. 1979; 1980) und in die Klassen adult (20–39,9 Jahre), matur (40–59,9 Jahre) und senil (≥60 Jahre) überführt.

Die aus den Längenmaßen errechnete geschlechtsspezifische Körperhöhe und der BMI weichen nicht signifikant von einer Normalverteilung ab (Kolmogorov-Smirnov-Test; Sachs/Hedderich 2006, 336–339). Die Maße des Femurkopfes und das daraus abgeleitete Körpergewicht weichen signifikant von einer Normalverteilung ab (Kolmogorov-Smirnov-Test), da die Wölbung hier größer als 0,263 ist; d. h. die Daten sind stärker als normal auf die Mittelwerte hin zentriert. Daher werden in den Tabellen Mittelwert und Standardabweichung angegeben. Die Tests auf Mittelwertunterschiede erfolgten mit dem nicht-parametrischen Kruskal-Wallis-H-Test (Sachs/Hedderich 2006, 442–445). Alle statistischen Berechnungen wurden mit Hilfe des Programms SPSS Vers. 19 durchgeführt.

Für die Verfolgung der sozialen Fragestellung wurden die anhand der Grabbeigaben vorgenommenen Gruppenbildungen der jeweiligen Bearbeiter übernommen (Tab. 1). Diese Gliederungskonzepte orientieren sich an dem grundlegenden Aufsatz von R. Christlein (1973), der die Grabbeigaben nach ihrem Wert in drei Qualitätsgruppen A–C ordnete (zur weiteren Diskussion dieses Modells zuletzt Sicherl 2011, 152–160). Dabei steht der Begriff »Qualitätsgruppe A« für beigabenlose oder -arme Gräber, Gruppe B für eine deutlich beigabenreichere Ausstattung und Gruppe C für überdurchschnittlich reich ausgestattete Inventare, z. B. Gräber mit Pferdegeschirr. Echte C-Gräber im Christlein'schen Sinne sind auf den hier beobachteten Reihengräberfeldern sehr selten; in der Regel haben die jeweiligen Bearbeiter zusätzlich innerhalb der Qualitätsgruppe B die besonders reichen Gräber definiert und zusammen mit den tatsächlichen C-Gräbern als »Schicht B/C« bezeichnet (Dohrn-Ihmig 1999, 123 f.; Weis 1999, 95–99; Groove 2001, 241–247). Diese Praxis wird hier übernommen. Das differenziertere Gliederungssystem für Mannheim-Vogelstang wurde auf die Christlein'sche Dreigliederung vereinfacht (Koch 2007; Siegmund 2010, 95 mit Anm. 211).

Ergebnisse

Es hat sich gezeigt, dass es unwesentlich ist, welche Messstrecke vom Femurkopf zur Verfügung steht. Für die Individuen, für die mehr als ein Maß zur Verfügung stand, ergab ein Vergleich zwischen gemessenem F19 und einem aus F20 errechneten F19 einen Unterschied von im Mittel 0,00 mm bei einer Standardabweichung von 0,00 mm (505 Fälle). Die Differenz F18 minus F19 konnte 215-mal berechnet werden, sie beträgt im Mittel 0,25 mm bei einer Standardabweichung von 1,4 mm, d. h. kann ebenfalls vernachlässigt werden.

Die Schätzungen des Körpergewichts im Mittelalter liegen für Männer bei 71 kg, für Frauen bei 59 kg (Tab. 2). Die Unterschiede zwischen den Ergebnissen der drei bzw. vier Schätzmethoden sind deutlich und statistisch hochsignifikant (Wilcoxon Rangtest für verbundene Stichproben, sign. jeweils < 0,000; Sachs/Hedderich 2006, 400–403) und zeigen die erwartete Tendenz. Für Männer beträgt der maximale Mittelwertunterschied 4,8 kg, wobei die Schätzungen nach McHenry (1992) niedrig ausfallen, jene nach Grine u. a. (1995) hoch, während die Schätzungen nach Ruff u. a. (1991) in der

Tab. 1: Nachweis der erfassten Populationen. Für die Anzahl der Frauen und Männer sind nur die geschlechts- und altersbestimmten erwachsenen Individuen berücksichtigt (insgesamt 1349 Individuen, 718 Männer und 631 Frauen). Die Serien sind nach Perioden geordnet: sAnt: Spätantike (4. Jh.), Me: Merowingerzeit (5.–7. Jh.), Ka: Karolingerzeit (8.–10. Jh.), MA: Hoch- und Spätmittelalter (11.–15. Jh.).

Population	Periode	Männer	Frauen	Nachweis
Linz, AU	sAnt	14	9	Wiltschke-Schrotta u.a 1991
Pratteln, CH	sAnt	6	1	Kaufmann 1987
Stettfeld, D	sAnt	15	4	Wahl/Kokabi 1988
Eichstetten, D	Me	40	38	Hollack/Kunter 2001
Güttingen, CH	Me	11	4	Kaufmann 1989
Hemmingen, D	Me	7	11	Obertová 2008
Horb-Altheim, D	Me	6	7	Obertová 2008
Mannheim-V., D	Me	85	98	Rösing 1975
Munzingen, D	Me	26	24	Burger-Heinrich 2001
Niedererlenbach, D	Me	25	22	Konieczka/Kunter 1999a
Oberwil, CH	Me	10	9	Trancik Petitpierre 2991
Oerlingen, CH	Me	10	5	Hauser 1938
Pleidelsheim, D	Me	21	16	Obertová 2008
Ried-Mühlehölzli, CH	Me	17	20	Kaufmann/Schoch 1983
Seeberg, CH	Me	10	6	Ulrich-Bochsler 2009
Sontheim, D	Me	21	11	Creel 1966
Stetten, D	Me	36	27	Konieczka/Kunter 1999b
Wyhl, D	Me	6	1	Obertová 2008
Aesch BL, CH	Ka	35	19	Trancik Petitpierre, unpubl.
Kallnach 1-2, CH	Ka	23	16	Ulrich-Bochsler 2006
Kallnach 3-4, CH	Ka	2	5	Ulrich-Bochsler 2006
Nordhessen, D	Ka	9	4	Kunter 1989
Pottenbrunn, AU	Ka	27	33	Fabrizii-Reuter/Reuter 2001
Rohrbach 1, CH	Ka	2	-	Ulrich-Bochsler 1988
Rohrbach 2-3, CH	Ka	3	1	Ulrich-Bochsler 1988
Steffisburg, CH	Ka	17	10	Ulrich-Bochsler/Meyer 1994
Mistail, CH	MA	7	2	Papageorgopoulou, unpubl.
Paspels, CH	MA	1	1	Papageorgopoulou, unpubl.
Tinizong, CH	MA	5	3	Papageorgopoulou, unpubl.
Tomils, CH	MA	115	110	Papageorgopoulou 2008
Walkringen 1-2, CH	MA	8	3	Ulrich-Bochsler/Meyer 1992
Walkringen 3-4, CH	MA	4	2	Ulrich-Bochsler/Meyer 1992
Westerhus, SWE	MA	47	61	Gejvall 1960
Zwentendorf, AU	MA	47	57	Heinrich 2001

Tab. 2: Geschätztes Körpergewicht (in kg) anhand des Femurkopfes nach den drei Schätzformeln und mittlere Schätzung. n: Anzahl der schätzbaren Individuen; $\dot{x}$: Mittelwert; σ: Standardabweichung. ISD: Index of sexual dimorphism nach Smith (1999; vgl. Kurki et al. 2010 Tab. 6).

	n	Ruff et al. 1991	McHenry 1992	Grine et al. 1995	mittl. Schätzung
		$\dot{x}$ ±σ	$\dot{x}$ ±σ	$\dot{x}$ ±σ	$\dot{x}$ ±σ
Männer	718	70,5 ±7,0	69,0 ±6,3	73,8 ±6,4	71,1 ±6,6
Frauen	631	61,5 ±5,3	55,5 ±5,4	60,2 ±5,5	59,1 ±5,4
ISD		*0.136*	*0.217*	*0.203*	*0.184*

Tab. 3: Mittelwert und Standardabweichung des BMI bei Kombination verschiedener Schätzmethoden des Körpergewichts und der Körperhöhe.

BM-Schätzung	Pearson 1899	Trotter/Gleser 1952 ›white‹	Trotter/Gleser 1952 ›negro‹	Breitinger & Bach
♂ Ruff et al. 1991	25,2 ±2,3	24,0 ±2,3	25,3 ±2,4	24,4 ±2,2
♂ McHenry 1992	24,7 ±2,1	23,5 ±2,1	24,7 ±2,2	23,8 ±2,0
♂ Grine et al. 1995	26,4 ±2,2	25,1 ±2,2	26,4 ±2,3	25,5 ±2,0
♂ mittl. Schätzung	25,4 ±2,2	24,2 ±2,2	25,5 ±2,3	24,5 ±2,1
♀ Ruff et al. 1991	25,4 ±2,0	24,1 ±2,0	25,1 ±2,0	23,7 ±1,8
♀ McHenry 1992	22,9 ±2,0	21,8 ±2,0	22,7 ±2,0	21,4 ±1,9
♀ Grine et al. 1995	24,8 ±2,0	23,6 ±2,0	24,6 ±2,1	23,2 ±1,9
♀ mittl. Schätzung	24,4 ±2,0	23,2 ±2,0	24,1 ±2,0	22,8 ±1,9

Mitte zwischen diesen und zugleich meist nahe am Mittelwert aller drei Schätzungen liegen. Bei den Frauen beträgt der maximale Mittelwertunterschied 6,0 kg, wobei die Schätzungen nach Ruff u. a. (1991) hoch liegen, die übrigen Verhältnisse entsprechen dem Muster bei den Männern. Dem Vorgehen von Auerbach/Ruff (2004) folgend, wird der Einfachheit halber für die nachfolgende Argumentation das arithmetische Mittel der drei Schätzformeln [6] gewählt. Bei den Männern liegt der Unterschied zwischen dieser mittleren und den extremen Schätzungen bei -2,1 bis +2,7 kg (-3 bis +4%), bei den Frauen bei -3,6 bis +2,4 kg (-6 bis +4%). Der von Smith (1999) eingeführte Index des Sexualdimorphismus liegt für die vier tabellierten Schätzungen des Körpergewichts mit 0,136 bis 0,217 im Rahmen des Plausiblen (Tab. 2). Bei einer von Kurki u. a. (2010, Tab. 6) zusammengetragenen Reihe von Körpergewichten moderner, einfach lebender Populationen lag der Mittelwert dieses Indexes bei 0,142 (Std.abw. 0,054), bei etwa zwei Drittel der Populationen lag er also im Bereich 0,088–0,196.

Zusätzlich zur Berechnung des BMI anhand der Körperhöhenschätzung nach Pearson (1899) sind in Tabelle 3 Schätzungen des BMI aufgeführt, denen andere Methoden der Körperhöhenschätzung zu Grunde gelegt wurden, nämlich die für unsere Populationen eher überschätzenden Formeln Trotter/Gleser (1952) ›white‹ und Breitinger (1937)/Bach (1965) sowie die niedrig schätzende Formel Trotter/Gleser (1952) ›negro‹ (Rösing 1988; Siegmund 2010). Liest man aus dieser Tabelle die jeweils höchste und niedrigste Kombination aus, weicht das Ergebnis bei den Männern um -2,0 bis +1,0 BMI-Punkte (ca. -8 bis +4%) von der mittleren Schätzung in Kombination mit Pearson (1899) ab, bei den Frauen um -3,0 bis +1,0 BMI-Punkte (ca. -12 bis +4%). Bleibt man innerhalb einer Methode der Schätzung des Körpergewichts, z. B. bei der mittleren Schätzung, liegen die Differenzen, die durch unterschiedliche Körperhöhenschätzungen entstehen, bei insgesamt 1,3 (Männer) bzw. 1,7 (Frauen) BMI-Punkten (5% bzw. 7%). Bleibt man innerhalb einer Methode der Körperhöhenschätzung und vergleicht die Ergebnisse der unterschiedlichen Gewichtsschätzungen, ergeben sich maximale Differenzen von 1,7 BMI-Punkten (7%) bei den Männern und 2,5 Punkten (10%) bei den Frauen.

Tab. 4: Zuordnung der mittelalterlichen Individuen gemäß der mittleren Schätzung in die BMI-Klassen nach WHO. In den Zellen oben die Anzahl der Individuen, darunter die Spaltenprozente. Die Spalte rechts »alternativ« illustriert das Ergebnis nach der sicher nicht berechtigten, extrem niedrigen Schätzung aus der Kombination McHenry (1992) und Trotter/Gleser (1952) ›white‹ als »worst-case-Szenario«, das sicher überschritten wurde.

BMI-Klasse	Männer	Frauen	alle	alternativ
untergewichtig	0 *0,0%*	0 *0,0%*	0 *0,0%*	15 *1,1%*
normalgewichtig	315 *43,9%*	405 *64,2%*	720 *53,4%*	1140 *84,5%*
übergewichtig	386 *53,8%*	219 *34,7%*	605 *44,8%*	188 *13,9%*
adipös	17 *2,4%*	7 *1,1%*	24 *1,8%*	6 *0,4%*
Summe	718	631	1349	1349

Aus dem Vergleich der Referenzpopulationen mit den hier geschätzten Individuen und den Ergebnissen der verschiedenen Methoden ergibt sich die mittlere Schätzung des Körpergewichts [6] und der Körperhöhe nach Pearson (1899) als jene Schätzung, die für den BMI die der ehemaligen Wirklichkeit wahrscheinlich am nächsten kommenden Werte liefert. Die methodischen Alternativen signalisieren die Größenordnung von Fehlern, die auf der Methodenwahl beruhen. Letztlich sind diese Fehler relativ klein. Bricht man die wahrscheinliche Lösung in die WHO-Klassifikation um (Tab. 4), ergibt sich das Bild einer Bevölkerung, in der Unterernährung und Fettleibigkeit seltene Ausnahmen waren. Wie Tabelle 3 und die spätere Diskussion zeigen, ergibt die Kombination aus den Schätzungen des Körpergewichts nach McHenry (1992), die unsere Populationen sehr wahrscheinlich unterschätzen, mit Schätzungen der Körperhöhe nach Trotter/Gleser (1952) ›white‹, die zu sehr großen Individuen führen, den niedrigsten BMI. Diese Kombination darf als ein unwahrscheinliches Extremszenario gewertet werden, das realiter sicher überschritten wurde. Die rechte, grau hinterlegte Spalte in Tabelle 4 zeigt die Umsetzung dieser Schätzung in die WHO-Klassifikation.

Tabelle 5 zeigt den Bezug zwischen Gewicht, Körperhöhe, BMI und erreichtem Lebensalter. Senile Männer haben den höchsten BMI, bei den Frauen fällt der höchste BMI in die Altersklasse matur. Die altersbedingten Unterschiede in der Körperhöhe sind gering und nicht signifikant, dagegen sind die Unterschiede im Körpergewicht signifikant. Die altersbedingten Veränderungen des BMI hängen also mit altersbedingten Veränderungen des Körpergewichts zusammen. Diese Unterschiede sind innerhalb des Mittelalters nicht für alle Zeitabschnitte gleich, sondern im frühen Mittelalter stärker ausgeprägt (Tab. 6).

Etwas komplexer sind die Zusammenhänge der drei Parameter mit den vier beobachteten Zeitabschnitten (Tab. 7); hier sind Unterschiede beim BMI und in der Körperhöhe signifikant. Die zeitliche Entwicklung und die Zusammenhänge sind für beide Geschlechter identisch. Die Menschen der Spätantike sind relativ schwer und klein, die der Merowingerzeit deutlich größer und haben folglich einen geringeren BMI. Die Menschen der Karolingerzeit sind wieder schwerer und kleiner, was zu einem höheren

Tab. 5: Körpergewicht (mittlere Schätzung), Körperhöhe (nach Pearson 1899) und BMI für Männer und Frauen im Altersbezug. Unterste Zeile: Ergebnis des Kruskal-Wallis-H-Test auf Mittelwertunterschied, chi-Quadrat und asymptotische Signifikanz. Die Unterschiede im Gewicht und BMI sind signifikant.

	n	Gewicht	Körperhöhe	BMI
♂ adult	229	70,0 ±6,5	167,1 ±5,6	25,1 ±2,0
♂ matur	284	71,8 ±6,5	167,3 ±5,5	25,7 ±2,2
♂ senil	94	72,0 ±6,8	166,9 ±5,2	25,8 ±2,4
Test χ^2 / sign.		*11,62 / 0,003*	*1,47 / 0,480*	*11,34 / 0,003*
♀ adult	256	58,4 ±5,8	155,4 ±5,1	24,2 ±2,2
♀ matur	223	59,9 ±5,1	155,8 ±4,6	24,7 ±1,8
♀ senil	91	59,2 ±5,2	155,7 ±3,9	24,4 ±1,8
Test χ^2 / sign.		*10,02 / 0,007*	*0,47 / 0.790*	*10,94 / 0,004*

BMI als in der Merowingerzeit führt. Die hoch- und spätmittelalterlichen Menschen sind leichter und kleiner, wobei in der Kombination der BMI annähernd gleich bleibt. Die beschriebenen zeitbedingten Unterschiede sind größer als die Veränderungen entlang der Lebensalter (Tab. 5).

Für einige der frühmittelalterlichen Populationen kann aufgrund der Sitte von Grabbeigaben ein Vergleich mit dem Reichtum der Grabausstattungen vorgenommen werden. Tabelle 8 weist nach, dass es keine signifikanten Unterschiede des BMI zwischen den drei Qualitätsgruppen gibt. Beigabenlose oder arm ausgestattete Männer (A) sind etwas leichter und kleiner als normal ausgestattete Männer (B), was in Kombination zu einem identischen BMI führt. Die Männer der höchsten Qualitätsgruppe (C) sind bei gleicher Körperhöhe etwas leichter. Bei den Frauen zeigt sich über die drei Ausstattungsgruppen eine Tendenz zu geringerem Gewicht, mehr Körperhöhe und leicht abnehmendem BMI; auch hier sind die Unterschiede klein und nicht signifikant. Der Signifikanztest wurde zunächst für alle drei Qualitätsgruppen gemeinsam durchgeführt (Tab. 8, 4. Zeile), anschließend erneut als Paarvergleich von Gruppe A zu B (Tab. 8, 5. Zeile) und Gruppe B zu C (Tab. 8, 6. Zeile). In diesen Paarvergleichen erweist sich der Unterschied in der Körperhöhe zwischen den Gruppen A und B als signifikant.

Diskussion

Fehlerabschätzung und Plausibilität der Ergebnisse

Die Schätzformeln wirken auf unsere Serien ähnlich wie bei andernorts ermittelten Vergleichen an modernen Menschen (Auerbach/Ruff 2004). Bei den Männern ergeben die Schätzungen des Körpergewichts nach McHenry (1992) niedrigere Werte, jene nach Grine u. a. (1995) höhere Werte, und die Schätzungen nach Ruff u. a. (1991) liegen nahe am Mittelwert aller drei Schätzungen. Bei den Frauen hingegen ergeben die Schätzungen nach Ruff u. a. (1991) die höchsten Werte, der Mittelwert der drei Schätzungen liegt dann zwischen den Schätzungen nach McHenry (1992) und Grine u. a. (1995). Nach

den Ergebnissen in Tabelle 2 liegen die Körpergewichte der hier untersuchten Serien nahe denen der Referenzpopulation von Ruff u. a. (1991), sie sind höher als die der Referenzpopulation von McHenry (1992) und geringer als die der Referenzpopulation von Grine u. a. (1995). Daher ergibt die mit Auerbach/Ruff (2004) favorisierte mittlere Schätzung die der historischen Realität am nächsten kommenden Werte. In ihrer Studie zu einer extrem leichten Population aus Südafrika mit Männern von im Mittel 47,9 kg Gewicht und 160,9 cm Größe und Frauen von 40,1 kg Gewicht und 150,1 cm Größe zeigten Kurki u. a. (2010), dass die Schätzformeln anhand des Femurkopfes das tatsächliche Gewicht überschätzen. Die Formeln nach Ruff u. a. (1991) ergaben dort für Männer um etwa 22 % zu hohe Werte, für Frauen um knapp 6 % zu hohe Werte (Kurki u. a. 2010, 173 Tab. 4). Der an dieser Serie konstatierte Schätzfehler des Körpergewichts von bis zu 22 % darf als sichere Obergrenze des für unsere Serien anzunehmenden Fehlers gelten. An besser mit den hier untersuchten Serien vergleichbaren Populationen ergaben sich im Vergleich zwischen Schätzungen anhand der Beckenbreite und anhand des Femurkopfes (mittlere Schätzung) Fehler von +1,1 bis -2,6 kg resp. +2,1 bis -3,6 %, nur eine extrem kleine Population ergab auch hier einen größeren Fehler von +4,1 kg resp. +10,7 % (Auerbach/Ruff 2004, 338 Tab. 4; vgl. Ruff u. a. 2005). Der in Tabelle 3 durchgeführte systematische Vergleich für die Kombination der unterschiedlichen Schätzungen zeigt auch die Unterschiede im resultierenden BMI auf, die durch die Wahl der Schätzformeln für die Körperhöhe verursacht werden; diese Unterschiede sind ähnlich, aber etwas größer als die Unterschiede, die aus der Wahl der Schätzformel für das Körpergewicht herrühren. Entnimmt man Tabelle 3 die unwahrscheinlichen, jeweils extremen Kombinationen beider Schätzungen, unterscheiden sich die Ergebnisse bei den Männern um ±1,45 BMI-Punkte (±5,8%), bei den Frauen um ±2,0 BMI-Punkte (±8,5%). Der durch die Methodenwahl verursachte mögliche Schätzfehler ist demnach nicht groß.

Der sich danach abzeichnende Geschlechtsdimorphismus im Körpergewicht liegt nach den von Kurki u. a. (2010, Tab. 6) zusammengestellten Daten einfach lebender Bevölkerungsgruppen im Rahmen des Üblichen. Die hier mit 6,6 kg (Männer) resp. 5,4 kg (Frauen) ermittelte Standardabweichung des Körpergewichts und des BMI von 2,1 bzw. 1,9 fällt relativ gering aus (Tab. 2–3). So wurde z. B. für moderne Schweizer Rekruten eine Standardabweichung des Körpergewichts von um 12,3 kg und des BMI von um 3,5 bei etwa 1,78 m Körperhöhe ermittelt (Rühli u. a. 2008, 460 Tab. 2), doch haben Staub u. a. (2010, Tab. 1) zeigen können, dass die zunehmende Streuung ein rezentes Phänomen ist. Schweizer Rekruten der 1870er Jahren zeigen eine Standardabweichung des BMI von um 1,9. Die in diesen Studien genannten Mittelwerte des BMI von seinerzeit 20,6 und heute 22,9 liegen unter unseren Schätzungen für das Mittelalter; doch dabei ist zu berücksichtigen, dass die Rekrutendaten an 19-Jährigen erhoben wurden, die vor allem hinsichtlich des Gewichts noch im Wachstum begriffen sind (Rühli u. a. 2008, 460 Tab. 3), und dass die generelle Arbeitsbelastung, die zu höherer Muskelmasse führt, im Mittelalter höher gewesen sein dürfte. Für erwachsene US-amerikanische Gefängnisinsassen aus dem 19. Jahrhundert sind BMI-Mittelwerte von 23–24 (Farbige) bzw. 22–23 (Weiße) überliefert (Carson 2009, 123 Tab. 1). Männliche italienische Einwanderer in die USA der Jahre 1849–1951 hatten einen mittleres Körpergewicht von 68,8 kg ±9,7 und einen mittleren BMI von 25,2 ±3,6, die Frauen dieser Kohorte ein mittleres

Tab. 6: BMI für Männer und Frauen im Altersbezug, differenziert nach Epochen. Unterste Zeile: Ergebnis des Kruskal-Wallis-H-Test auf Mittelwertunterschied, chi-Quadrat und asymptotische Signifikanz. Die Unterschiede im 5.–7. Jahrhundert und für die Männer im 11.–15. Jahrhunderts sind signifikant.

	5.–7. Jh.		8.–10. Jh.		11.–15. Jh.	
	n	BMI	n	BMI	n	BMI
♂ adult	92	24,4 ±2,0	43	25,6 ±2,3	94	25,4 ±1,7
♂ matur	130	25,1 ±1,9	55	26,2 ±2,3	99	26,2 ±2,5
♂ senil	46	25,4 ±2,1	15	25,4 ±1,9	33	26,5 ±2,7
Test χ^2 / sign.		*9,06 / 0,011*		*1,98 / 0,371*		*10,69 / 0,005*
♀ adult	122	23,3 ±1,8	45	25,1 ±2,3	89	24,9 ±2,1
♀ matur	88	24,4 ±1,9	29	24,8 ±1,8	106	24,8 ±1,7
♀ senil	47	24,1 ±1,6	11	23,9 ±1,4	33	24,9 ±2,2
Test χ^2 / sign.		*20,13 / 0,000*		*3,55 / 0,169*		*0,10 / 0,954*

Tab. 7: Körpergewicht (mittlere Schätzung), Körperhöhe (nach Pearson 1899) und BMI für Männer und Frauen im Bezug zur Zeitstellung der Serien. Unterste Zeile: Ergebnis des Kruskal-Wallis-H-Test auf Mittelwertunterschied, chi-Quadrat und asymptotische Signifikanz. Die Unterschiede der Körperhöhe und des BMI sind signifikant.

	n	Gewicht	Körperhöhe	BMI
♂ 4. Jh.	35	71,4 ±6,8	165,6 ±5,4	26,0 ±2,3
♂ 5.-7. Jh.	331	70,7 ±6,5	168,6 ±4,9	24,9 ±2,0
♂ 8.-10. Jh.	118	72,4 ±6,4	167,5 ±5,3	25,8 ±2,3
♂ 11.-15. Jh.	234	70,9 ±5,6	165,4 ±5,6	25,9 ±2,6
Test χ^2 / sign.		*6,58 / 0,087*	*46,42 / 0,000*	*36,66 / 0,000*
♀ 4. Jh.	14	59,3 ±5,6	153,8 ±4,2	25,1 ±2,5
♀ 5.-7. Jh.	299	58,7 ±5,1	157,0 ±4,3	23,8 ±1,8
♀ 8.-10. Jh.	88	60,3 ±6,4	155,7 ±4,4	24,8 ±2,1
♀ 11.-15. Jh.	230	59,1 ±5,3	154,1 ±4,7	24,9 ±1,9
Test χ^2 / sign.		*3,63 / 0,305*	*52,68 / 0,000*	*41,02 / 0,000*

Körpergewicht von 62,0 kg ±11,2 und einen mittleren BMI von 25,1 ±4,7 (Danubio u. a. 2005, 37 Tab. 2 und 38 Tab. 4).

Insgesamt zeigt diese Diskussion, dass für unsere archäologischen Serien auf breiterer Basis abgeleitete genauere Schätzformeln für das Körpergewicht wie auch für die Körperhöhe wünschenswert wären, sich jedoch bereits beim jetzigen Stand Zahlen ergeben, die überschaubare Fehler aufweisen und plausible Werte ergeben. Das in Tabelle 4 (rechte Spalte) veranschaulichte »worst-case-Szenario« zeigt in der Umsetzung in die WHO-Klassifikation, dass selbst dann die damalige Bevölkerung als normal ernährt betrachtet werden muss. Die populäre Vorstellung eines nachantik darbenden Mittelalters (»dark ages«) ist nicht berechtigt.

Wahrscheinlich gehen die Schätzformeln für das Körpergewicht mit einer Regression auf die Mitte einher und führen zu Standardabweichungen, die etwas geringer ausfallen als in der historischen Realität. Daher ist ein direkter Vergleich der Streuung (Standardabweichung) der Werte für Körpergewicht und BMI mit modernen Daten nur mit Vorsicht möglich. Durchsucht man für den BMI die WHO-Datenbank[7] nach Ländern, die heute eine zu Tabelle 4 ähnliche Verteilung auf die BMI-Klassen erkennen lassen, erweisen sich in Europa insbesondere Irland, Rumänien und Norwegen mit einem sehr geringen Anteil an Untergewichtigen und Adipösen als ähnlich (siehe auch Kues 2010, 68 Tab. 1; Staub u. a. 2010, Tab. 1).

BMI und Lebensalter

Das menschliche Skelett als lebendes System passt sich Veränderungen an. An Extremsituationen wie der normalerweise innerhalb von 2 bis 3 Monaten erfolgenden Verheilung von Knochenbrüchen (z. B. Grigoryan u. a. 2003; Bates/Ramachandran 2007) oder dem Leben in Schwerelosigkeit lässt sich beobachten, wie schnell diese Anpassungen erfolgen. Bei Astronauten verringert sich die Knochendichte während des Raumflugs um etwa 1–2 % pro Monat, die Wiederanpassung an irdische Bedingungen beginnt schnell mit spürbaren Effekten bereits nach 3 Wochen, dauert aber drei- bis viermal so lange wie der Abbau.[8] Nach 6 bis 9 Monaten ist der Ausgangszustand fast, aber noch nicht vollständig erreicht.[9] An Athleten wurde beobachtet, dass ihre in der aktiven Zeit erhöhte Knochendichte acht Jahre nach Ende der sportlichen Aktivitäten auf die normalen Werte zurückgebildet ist (Tervo u. a. 2009). So passt sich auch der Femurkopf an ein individuell verändertes Körpergewicht an (Ruff u. a. 1991), wobei man nach den oben genannten Beobachtungen von einer Zeitverzögerung ausgehen darf, die für unsere Fragen vernachlässigbar ist. Die Aufteilung unserer Stichprobe auf die drei Altersklassen adult, senil und matur zeigt keine Unterschiede in den Körperhöhen, aber signifikante Unterschiede für das Körpergewicht und den BMI (Tab. 5). Die daran sichtbar werdende Altersabhängigkeit des aus Knochen geschätzten Körpergewichts entspricht aktuellen Beobachtungen an Lebenden. Die altersabhängigen Unterschiede in der Moderne betragen – bei beträchtlichen Unterschieden zwischen verschiedenen Populationen – oft um +3 bis +8 BMI-Punkte.[10] Sie sind somit scheinbar deutlich größer als im Mittelalter. Auch hier vermuten wir eine schätzungsbedingte Regression zur Mitte, d. h. eine tatsächlich stärkere Amplitude als es in Tabelle 6 deutlich wird. Ansonsten sind die Richtungen der Entwicklung heute wie damals gleich: das mittlere Körpergewicht nimmt tendenziell vom Beginn des Erwachsenenlebens an bis in ein höheres Alter zu und stagniert dann.

Wie Tabelle 7 zeigt, ist der Altersbezug des BMI jedoch keine universelle Konstante, denn für die einzelnen Abschnitte des Mittelalters stellt sich das Phänomen unterschiedlich dar. Im frühen Mittelalter (5.–7. Jh.) sind die Unterschiede bei Männern und Frauen groß und hochsignifikant, in der Karolingerzeit (8.–10. Jh.) gering und nicht

7 http://apps.who.int/bmi/index.jsp (besucht am 15.6.2011).
8 Holick 1998; Blaber u. a. 2010; Ohshima 2006; 2010.
9 Collet u. a. 1997; Caillot-Augusseau u. a. 1998; Lang u. a. 2006; Payne u. a. 2007; Sibonga u. a. 2007.
10 Welon u. a. 2002; vgl. z. B. Katzmarzyk/Malina 1999; Bielicki u. a. 2001; Komlos/Lauderdale 2004; Danubio u. a. 2005; Meeuwsen u. a. 2010.

signifikant, im Hoch- und Spätmittelalter nur bei den Männern signifikant. Demnach wuchs der Lebensstandard im Früh- und Spätmittelalter im Laufe des Erwachsenenlebens signifikant, dies gilt ebenso für die Frauen im Frühmittelalter. In keiner Teilserie zeichnet sich zum senilen Alter hin eine signifikante Verschlechterung ab. Für das frühe Mittelalter zeugt der nach der Maturitas weiter anwachsende BMI der Männer zum senilen Alter und der gleichbleibende BMI der senilen Frauen von guten Lebensbedingungen gerade auch in höherem Alter – eine Beobachtung, die der These vom generellen Alterselend widerspricht, die anhand der Grabbeigaben entwickelt wurde (Stauch 2008). Ergänzend zur Deutung des BMI als Spiegel der Ernährung und des allgemeinen Lebensstandards könnte eine Deutung dieser Unterschiede auch als Ergebnis alterspezifisch unterschiedlicher Tätigkeiten und Belastungen erwogen werden. Die von Ruff (2000) zusammengestellten Daten für erfolgreiche Hochleistungssportler kontrastieren Kraftsportler mit hohem BMI um 27,7 gegen Ausdauersportler mit geringerem BMI um 20,7 (errechnet nach den vier jeweils extremsten Sportarten in Ruff 2000, Tab. 3). Doch in Populationen mit weniger extremen und einseitigen Belastungen sind die tätigkeitsbedingten Unterschiede im mittleren BMI zwischen den Kohorten mit unter 0,5 BMI-Punkten nicht sehr hoch und stets kleiner als kulturelle Unterschiede (Rühli u. a. 2008, 461 Tab. 4; Carson 2009, 123 Tab. 1), weshalb unsere Beobachtungen für das Mittelalter eher auf Unterschiede in Ernährung und Lebensstandard zurückgehen dürften denn auf unterschiedliche Arbeiten.

Veränderungen im Laufe des Mittelalters

Veränderungen von Körpergewicht, Körperhöhe und BMI innerhalb des Mittelalters zeigt Tabelle 7. Die zeitbedingten Unterschiede in Körperhöhe und BMI sind signifikant. Die Spanne zwischen den niedrigsten und höchsten Mittelwerten beträgt 3,2 cm Körperhöhe und 1,3 BMI-Punkte. Dies entspricht jeweils etwa der Hälfte ihrer Standardabweichung, d. h. die Variabilität innerhalb der Zeitabschnitte ist größer als die Unterschiede zwischen ihnen. Dass es sich hierbei um relativ geringe Veränderungen handelt, bestätigt auch ein Vergleich mit Studien zur Jetztzeit, wo z. B. in den USA nach einer bzw. zwei Generationen Zuwächse um etwa 2 BMI-Punkte beobachtet wurden (Komlos u. a. 2008, Abb. 8). Dennoch legt die Signifikanz der Unterschiede den Versuch einer Interpretation nahe. Die hier zusammengestellten Serien stammen im Wesentlichen aus Süddeutschland und der Schweiz. Spätestens nach der mobilitätsbedingten Durchmischung der mitteleuropäischen Bevölkerungen während der Völkerwanderungszeit sind in diesem Raum innerhalb des Mittelalters große genetische Unterschiede nicht zu erwarten. Daher dürften die Unterschiede vor allem mit der Lebens- und Wirtschaftsweise zusammenhängen. Im Vergleich der beiden Ausgangsparameter Körperhöhe und Gewicht erweist sich die Körperhöhe als der wesentliche, da signifikante Unterschied, der wiederum die signifikanten Unterschiede beim BMI verursacht. Die frühmittelalterlichen Männer und Frauen sind im Zeitvergleich jeweils die größten, danach fällt die Körperhöhe schrittweise ab und entsprechend steigt der BMI. Die Körperendgröße wird beim Menschen etwa im Alter von 18 Jahren erreicht mit geringem Restwachstum bis zum 23. Lebensjahr (Trotter/Gleser 1958; Eveleth/Tanner 1990), d. h. die Körperhöhe spiegelt im Wesentlichen den Lebensstandard in der Kindheit und Jugend wider (Hermanussen u. a. 2010), während sich das Körpergewicht auch

im Erwachsenenleben weiter verändert. Die im Vergleich relativ hohe Körpergröße im Frühmittelalter bei durchschnittlichem Körpergewicht zeigt daher besonders gute Lebensbedingungen für Kinder und Jugendliche an, dem ein durchschnittlich gutes Erwachsenenleben folgte. Diese These einer besonderen Fürsorge für Kinder und Jugendliche in der Merowingerzeit findet auch in anderen Beobachtungen eine Stütze. So liegt nach einer Zusammenstellung von B. Lohrke für West- und Süddeutschland der Anteil der Bestattungen von Nicht-Erwachsenen in der Merowingerzeit bei etwa 20% (Lohrke 2004, 51 Tab. 2), die von ihr genannten karolingerzeitlichen Serien hingegen haben einen Anteil von etwa 46% (Lohrke 2004, 165 f.). Ähnlich sind Zahlen der Zusammenstellung von S. Ulrich-Bochsler (1997), die auf Beobachtungen in der Schweiz basieren; sie untersuchte die Gräber innerhalb der Kirchen sowie jene auf den außerhalb der Kirchen gelegenen Friedhöfen und bilanziert einen Anteil der Nicht-Erwachsenen im Frühmittelalter von 22,7% bzw. 31,7%, im Hoch- und Spätmittelalter von 50,6% bzw. 68,7% (Ulrich-Bochsler 1997, 27 f.). In der bisherigen Diskussion wurde der vergleichsweise geringe Anteil an verstorbenen Kindern und Jugendlichen in der Merowingerzeit von vielen Forschern quellenkritisch erklärt und als nicht der historischen Wirklichkeit entsprechendes »Kinderdefizit« bezeichnet (z. B. Ulrich-Bochsler 1997; Lohrke 2004). Demgegenüber hatte insbesondere A. Czarnetzki die Zahlen als Abbild der Lebenswirklichkeit interpretiert (Czarnetzki 1987, 201 f.; Czarnetzki u. a. 1989, 10 f.; Czarnetzki 1995); seines Erachtens ist im frühen Mittelalter die vorwiegend ländliche Lebensweise und die geringe Bevölkerungsdichte gesünder als das mittelalterliche Stadtleben mit seinem hohen Infektionsrisiko und einer daraus resultierenden hohen Kindersterblichkeit. Die These Czarnetzkis passt gut zum Befund der Schriftquellen, die für die Merowingerzeit einen besonderen Schutz der gebärfähigen und schwangeren Frauen und damit den kollektiven Wunsch der Gesellschaft nach Kindern bezeugen (z. B. Siegmund 1998; Lohrke 2004). Zudem ist das im frühen Mittelalter im Vergleich zu vorgeschichtlichen Epochen relativ hohe Heiratsalter der Frauen zu bedenken (Siegmund 1998), das ihre reproduktive Phase verkürzte und eine erhöhte Fürsorge für die geborenen Kinder erforderte. So gibt es insgesamt mehrere Argumente dafür, dass der vergleichsweise geringe Anteil verstorbener Kinder auf den frühmittelalterlichen Gräberfeldern der damaligen Lebenswirklichkeit entspricht. Dazu würde wiederum die hier entwickelte Deutung vom Zusammenspiel von Körperhöhe und BMI passen und das Bild vom frühen Mittelalter als einer Epoche verfestigen, in der man sich intensiver um Kinder und Jugendliche kümmerte, gefolgt von Zeiten, in denen die Lebensbedingungen für Kinder und Jugendliche wieder härter waren.

Körperhöhe, Körpergewicht, BMI und Sozialstatus

Hinsichtlich der sozialen Fragestellung ergeben sich an den beurteilbaren frühmittelalterlichen Gräberfeldern keine statistisch signifikanten Unterschiede zwischen den drei Qualitätsgruppen (Tab. 8). Führt man den Test auf Mittelwertunterschiede nicht für alle drei Gruppen zugleich durch (Tab. 8, 4. Zeile), sondern paarweise für die Gruppen A und B (Tab. 8, 5. Zeile) sowie die Gruppen B zu C (Tab. 8, 6. Zeile), deutet sich einzig für die Körperhöhe der Männer zwischen den Gruppen A und B ein signifikanter Unterschied an, der nach dem zuvor Gesagten auf unterschiedliche Lebensbedingungen in Kindheit und Jugend rückschließen lässt. Dies entspricht Beobachtungen von H. Härke

Tab. 8: Körpergewicht, -höhe und BMI in der Merowingerzeit, differenziert nach den Schichten A bis C nach Christlein (1973). Grundlage sind die Serien Mannheim-Vogelstang, Munzingen, Nieder-Erlenbach, Sontheim und Stetten sowie die Sammelserie aus dem 5. Jahrhundert (Hemmingen, Horb-Altheim, Pleidelsheim und Wyhl). Kursiv, obere Zeile: Ergebnis des Kruskal-Wallis-H-Test auf Mittelwertunterschied für alle drei Gruppen. Darunter: Ergebnisse eines paarweisen Tests A zu B und B zu C.

	n	Gewicht	Körperhöhe	BMI
♂ A	88	69,8 ±6,3	168,3 ±4,6	24,6 ±1,9
♂ B	75	71,4 ±6,2	169,7 ±4,4	24,7 ±1,8
♂ C	6	70,0 ±6,8	169,8 ±3,0	24,0 ±2,0
Test χ^2 / sign.		*2,77 / 0,251*	*4,94 / 0,085*	*1,10 / 0,576*
A zu B		*2,05 / 0,152*	** 4,37 / 0,037*	*0,27 / 0,603*
B zu C		*0,43 / 0,514*	*0,03 / 0,864*	*1,06 / 0,304*
♀ A	65	59,9 ±5,8	156,6 ±4,4	24,0 ±1,9
♀ B	58	58,9 ±4,7	157,1 ±4,0	23,9 ±1,9
♀ C	8	57,7 ±3,2	157,9 ±3,5	23,7 ±1,6
Test χ^2 / sign.		*0,17 / 0,918*	*0,96 / 0,618*	*0,13 / 0,940*
A zu B		*0,28 / 0,592*	*0,55 / 0,459*	*0,02 / 0,903*
B zu C		*0,00 / 0,992*	*0,20 / 0,651*	*0,13 / 0,724*

(1992, 195–200), der für Männergräber im frühmittelalterlichen Südengland einen Zusammenhang zwischen Körperhöhe und Reichtum der Grabausstattung aufgezeigt hat, man dort also ebenfalls für die Gruppe der reichen Waffenträger eine bessere Kindheit und Jugend konstatieren kann. Anhand von Körpergewicht und BMI zeigt sich, dass es im frühmittelalterlichen Erwachsenenleben keine signifikanten Unterschiede zwischen den drei sozialen Gruppen gab. Offenbar waren im frühen Mittelalter auch jene Menschen, die in arm ausgestatteten Gräbern niedergelegt wurden, normal und nach heutigen Begriffen gut ernährt. Allenfalls hatten die Männer unter ihnen eine etwas härtere Kindheit und Jugend. Diejenigen, die später im Grabritus eine besonders reiche Ausstattung erhielten, hatten einen ähnlichen Lebensstandard und ähnliche Belastungen wie die ärmeren Menschen. Hinsichtlich der Oberschicht liegt eine wichtige Einschränkung dieser bedeutenden Aussage in der hier untersuchten Stichprobe, die nur sehr wenige C-Gräber im engeren Sinne umfasst, sondern mit den von den Bearbeitern als »B/C« klassifizierten Gräbern auch die lokale Spitze der Qualitätsgruppe B mit einbezieht. Eine gezielte Untersuchung zu den Gräbern der Elite, insbesondere auf Separatnekropolen, wäre wünschenswert.

Schlussfolgerungen und Ausblick

Körpergewicht und *Body Mass Index* (BMI) sind wegen ihrer Vergleichbarkeit mit modernen Informationen ein interessanter Parameter insbesondere für den Lebensstandard vergangener Populationen. Sie können anhand der Dimension des Femurkopfes

mit Hilfe von Standardschätzformeln ermittelt werden.[11] Die resultierenden Werte sind plausibel und mit überschaubaren Schätzfehlern behaftet. Vermutlich gehen die Schätzformeln mit einer Regression zur Mitte einher, so dass die tatsächlichen Unterschiede zwischen den Individuen etwas größer waren als es die Schätzungen anzeigen. Für das Mittelalter ergibt sich ein mittlerer BMI der Männer bei etwa 25,5 und der Frauen bei 24,5; es gab kaum Unterernährung und wenig Fettleibigkeit. Die Entwicklung des BMI über die Lebensspanne entspricht im Mittelalter dem Verlauf in modernen westlichen Zivilisationen. Eine längere, von gänzlich anderen Aktivitäten oder Mangelernährung geprägte Phase im hohen Lebensalter zeichnet sich nicht ab. Bei den beigabenführenden Gräbern des frühen Mittelalters besteht kein enger Zusammenhang zwischen dem Lebensstandard im Erwachsenenleben und der Beigabenausstattung. Im Zusammenspiel der Parameter zeugt die Körperhöhe mehr vom Lebensstandard in Kindheit und Jugend, das Körpergewicht von dem des Erwachsenenlebens. Im Vergleich zum folgenden Mittelalter hatten demnach die Kinder und Jugendlichen während der Merowingerzeit einen höheren Lebensstandard, während der Lebensstandard der Erwachsenen über das ganze Mittelalter einschließlich der Merowingerzeit ähnlich blieb. Für weitere Untersuchungen wäre es nützlich, die hier verwendeten Schätzformeln zu verbessern, weitere geeignete Skelettelemente wie z. B. Fußknochen für die Schätzung des Körpergewichts heranziehen zu können, und das Ergebnis stärker auch mit anderen Indikatoren der Lebensweise vergleichen zu können, z. B. dem Zahnbild. Hier mangelt es jedoch an der Publikation eigentlich vorhandener Daten. Auf der Seite der Archäologie wäre eine gezielte Studie zu den »Fürstengräbern« weiterführend und vor allem ein mehr messend-beschreibendes und weniger klassifizierendes System für die soziale Analyse der Beigabenausstattung.

Dank

Für die Anregung zur Beschäftigung mit diesem Thema und erste Literaturhinweise danke ich T. Uldin (Basel) herzlich. Für die Übermittlung unpublizierter Daten danke ich E. Burger-Heinrich (München), U. Koch (Mannheim), Chr. Papageorgopoulou (Mainz), V. Trancik Petitpierre (Aesch) und S. Ulrich-Bochsler (Bern). In eingehenden Diskussionen haben Chr. Papageorgopoulou, S. Viehmeier (Basel) und D. Quast (Mainz) das Entstehen dieses Artikels begleitet und durch zahlreiche Hinweise bereichert.

Eine räumlich auf die Schweiz begrenzte Studie zu diesem Thema, die vor allem die anthropologischen Fragen beleuchtet, wurde gemeinsam mit Chr. Papageorgopoulou auf der 80. Jahrestagung der AAPA in Minneapolis USA, 13.–16. April 2011 präsentiert (American Journal of Physical Anthropology 144 Suppl. 52, 2010, 274; DOI: 10.1002/ajpa.21502) und zum Druck an das Bulletin der Schweizerischen Gesellschaft für Anthropologie (Jahrgang 16) eingereicht.

11 Ruff u. a. 1991; McHenry 1992; Grine u. a. 1995; Ruff u. a. 1997.

Literatur

Acsádi/Nemeskéri 1970: G. Acsádi/J. Nemeskéri, History of human life span and mortality. Budapest: Hungarian Academic Society 1970.

Arslan u. a. 1010: A. A. Arslan/K. J. Helzlsouer/C. Kooperberg u. a., Anthropometric measures, body mass index, and pancreatic cancer: a pooled analysis from the Pancreatic Cancer Cohort Consortium (PanScan). Archives of Internal Medicine 170(9), 2010, 791–802.

Auerbach/Ruff 2004: B. M. Auerbach/C. B. Ruff, Human Body Mass Estimation: A comparison of »morphometric« and »mechanical« methods. Am. Journal Physic. Anthr. 125, 2004, 331–342.

Bach 1965: H. Bach, Zur Berechnung der Körperhöhe aus den langen Gliedmaßen weiblicher Skelette. Anthr. Anz. 29, 1965, 12–21.

Baranowski u. a. 2003: M. J. Baranowski/J. Jorga/I. Djordjevic, Evaluation of adolescent body satisfaction and associated eating disorder pathology in two communities. European Eating Disorders Rev. 11, 2003, 478–495. DOI: 10.1002/erv.529

Bates/Ramachandran 2007: P. Bates/M. Ramachandran, Bone injury, healing and grafting. In: M. Ramachandran (Hrsg.), Basic orthopaedic sciences: the Stanmore guide. London: Hodder Arnold 2007, 123–134.

Bielicki u. a. 2001: T. Bielicki/A. Szklarska/Z. Welon, Variation in body mass index among Polish adults: Effects of sex, age, birth cohort, and social Class. Am. Journal Physic. Anthr. 116, 2001, 166–170.

Blaber u. a. 2010: E. Blaber/H. Marçal/B. P. Burns, Bioastronautics: The influence of microgravity on astronaut health. Astrobiology 10(5), 2010, 463–473. DOI: 10.1089/ast.2009.0415

Breitinger 1938: E. Breitinger, Zur Berechnung der Körperhöhe aus den langen Gliedmaßenknochen. Anthr. Anz. 14, 1937 (1938) 249–274.

Burger-Heinrich 2001: E. Burger-Heinrich, Die menschlichen Skelettreste aus dem Gräberfeld von Munzingen, Stadt Freiburg. In: A. M. Groove, Das alamannische Gräberfeld von Munzingen/Stadt Freiburg. Materialh. Arch. Baden-Württemberg 54. Stuttgart: Theiss 2001, 347–424.

Burkhauser/Cawley 2008: R. V. Burkhauser/J. Cawley, Beyond BMI: The value of more accurate measures of fatness and obesity in social science research. Journal of Health Economics 27(2), 2008, 519–529.

Caillot-Augusseau u. a. 1998: A. Caillot-Augusseau/M. H. Lafage-Proust/C. Soler/J. Pernod/F. Dubois/C. Alexandre, Bone formation and resorption biological markers in cosmonauts during and after a 180-day space flight (Euromir 95). Clinical Chemestry 44(3), 1998, 578–585.

Carson 2009: S. A. Carson, Racial differences in body mass indices of men imprisoned in 19th century Texas. Economics and Human Biology 7, 2009, 121–127.

Christlein 1973: R. Christlein, Besitzabstufungen zur Merowingerzeit im Spiegel reicher Grabfunde aus West- und Süddeutschland. Jahrb. RGZM 20, 1973, 147–180.

Collet u. a. 1997: P. Collet/D. Uebelhart/L. Vico/L. Moro/D. Hartmann/M. Roth/C. Alexandre, Effects of 1- and 6-month spaceflight on bone mass and biochemistry in two humans. Bone 20 (6), 1997, 547–551.

Creel 1966: N. Creel, Die Skelette aus dem Reihengräberfriedhof Sontheim an der Brenz. In: Chr. Neuffer-Müller, Ein Reihengräberfriedhof in Sontheim an der Brenz (Kreis Heidenheim). Veröff. Staatl. Amtes Denkmalpfl. Stuttgart A 11. Stuttgart: Silberburg 1966, 73–103.

Czarnetzki 1987: A. Czarnetzki, Vorläufiger anthropologischer Bericht über die Skelettreste aus dem merowingerzeitlichen Gräberfeld von Heidenheim-Großkuchen ›Gassenecker‹. In: A. Heege, Grabfunde der Merowingerzeit aus Heidenheim-Großkuchen. Materialh. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg 9. Stuttgart: Theiss 1987, 193–208.

Czarnetzki 1995: Ders., Das Kleinkinderdefizit der Merowingerzeit in Südwestdeutschland im Spiegel medizinhistorischer Ergebnisse. Bull. Schweiz. Ges. Anthr. 1(2), 1995, 89–103.

Czarnetzki u. a. 1989: Ders./Chr. Uhlig/R. Wolf, Menschen des Frühen Mittelalters im Spiegel der Anthropologie und Medizin. Stuttgart: Württembergisches Landesmuseum [2]1989.

Danubio u. a. 2005: M. E. Danubio/E. Amicone/R. Vargiu, Height and BMI of Italian immigrants to the USA, 1908–1970. Economics and Human Biology 3, 2005, 33–43.

DPCG 2005: DPCG Diverse Populations Collaborative Group, Weight-height relationships and body mass index: Some observations from the Diverse Populations Collaboration. Am. Journal Physic. Anthr. 128, 2005, 220–229.

Dohrn-Ihmig 1999: M. Dohrn-Ihmig, Das fränkische Gräberfeld von Nieder-Erlenbach, Stadt Frankfurt am Main. Beitr. Denkmalschutz Frankfurt a.M. 11. Frankfurt: Denkmalamt Frankfurt a. M. 1999.

Eknoyan 2006: G. Eknoyan, A history of obesity, or how what was good became ugly and then bad. Advances in Chronic Kidney Disease 13(4), 2006, 421–427.

Eknoyan 2008: Ders., Adolphe Quetelet (1796–1874) – the average man and indices of obesity. Nephrology, Dialysis, Transplantation 23, 2008, 47–51. DOI: 10.1093/ndt/gfm517

Eveleth/Tanner 1990: Ph. B. Eveleth/J. M. Tanner, Worldwide variation in human growth. Cambridge: University Press [2]1990.

Fabrizii-Reuer/Reuer 2001: S. Fabrizii-Reuer/E. Reuer, Das frühmittelalterliche Gräberfeld von Pottenbrunn, Niederösterreich: eine anthropologische Auswertung. Mitt. Prähist. Komm. Österr. Akad. 40. Wien: Verlag Österr. Akad. Wiss. 2001.

Ferembach u. a. 1979: D. Ferembach/I. Schwidetzky/M. Stloukal, Empfehlungen für die Alters- und Geschlechtsdiagnose am Skelett. Homo 30, 1979, (1)–(32).

Ferembach u. a. 1980: Dies., Recommendations for age and sex diagnoses of skeletons. Journal of Human Evolution 9, 1980, 517–549.

Franzen/Smith 2009: L. Franzen/Ch. Smith, Differences in stature, BMI, and dietary practices between US born and newly immigrated Hmong children. Social Science & Medicine 69, 2009, 442–259.

Foucan u. a. 2002: L. Foucan/J. Hanley/J. Delouneaux/S. Suissa, Body mass index (BMI) and waist circumference (WC) as screening tools for cardiovascular risk factors in Guadeloupean women. Journal of Clinical Epidemiology 55(10), 2002, 990–996.

Franzosi 2006: M. G. Franzosi, Should we continue to use BMI as a cardiovascular risk factor? The Lancet 368 (9536), 2006, 624–625.

Gejvall 1960: N.-G. Gejvall, Westerhus: medieval population and church in the light of skeletal remains. Lund: Håkan Ohlssons Boktryckeri 1960.

Gill u. a. 2003: T. Gill/C. Chittleborough/A. Taylor, Body mass index, waist hip ratio, and waist circumference: which measure to classify obesity? Sozial- u. Präventivmedizin 48, 2003, 191–200.

Gordon-Larsen u. a. 1997: P. Gordon-Larsen/B. S. Zemel/F. E. Johnston, Secular changes in stature, weight, fatness, overweight, and obesity in urban African American adolescents from the mid-1950's to the mid-1990's. Am. Journal Human Biology 9, 1997, 675–688.

Grine u. a. 1995: F. E. Grine/W. L. Jungers/P. V. Tobias/O. M. Pearson, Fossil *Homo* femur from Berg Aukas, northern Namibia. Am. Journal Physic. Anthr. 97(2), 1995, 151–185.

Grigoryan u. a. 2003: M. Grigoryan/J. A. Lynch/A. L. Fierlinger, Quantitative and qualitative assessment of closed fracture healing using computed tomography and conventional radiography. Academic Radiology 10(11), 2003, 1267–1273.

Groove 2001: A. M. Groove, Das alamannische Gräberfeld von Munzingen / Stadt Freiburg. Materialh. Arch. Baden-Württemberg 54. Stuttgart: Theiss 2001.

Härke 1992: H. Härke, Angelsächsische Waffengräber des 5. bis 7. Jahrhunderts. Zeitschr. Arch. Mittelalter Beih. 6. Köln: Rheinland-Verlag 1992.

Hartwig-Scherer 1994: S. Hartwig-Scherer, Body weight prediction in fossil Homo. CFS Courier Forschungsinstitut Senckenberg 171, 1994, 267–279.

Haun u. a. 2009: D. R. Haun/F. J. Pitanga/I. Lessa, Waist-height ratio compared to other indicators of obesity as predictosr of high coronary risk. Revista da Associação Médica Brasileira 55(6), 2009, 705–711.

Hauser 1938: U. Hauser, Anthropologische Untersuchung des alamannischen Gräberfeldes von Oerlingen (Kt. Zürich). Zürich: Universität Zürich 1938.

Heinrich 2001: W. Heinrich, Zwentendorf: Ein Gräberfeld aus dem 10.–11. Jahrhundert. Anthropologische Auswertung. Mitt. Prähist. Komm. Österr. Akad. 42. Wien: Verlag Österr. Akad. Wiss. 2001.

Henderson 2005: R. M. Henderson, The bigger the healthier: Are the limits of BMI risk changing over time? Economics and Human Biology 3, 2005, 339–366.

Hermanussen u. a. 2010: M. Hermanussen/E. Godina/F. J. Rühli u. a., Growth variation, final height and secular trend. Proceedings of the 17th Aschauer Soiree, 7th November 2009. Homo 61(4), 2010, 277–284. DOI: 10.1016/j.jchb.2010.06.001

Holick 1998: M. F. Holick, Perspective on the impact of weightlessness on calcium and bone metabolism. Bone 22(5), 1998, 105S–111S.

Hollack/Kunter 2001: B. Hollak/M. Kunter, Die menschlichen Skelettreste aus dem frühmittelalterlichen Gräberfeld von Eichstetten am Kaiserstuhl. In: B. Sasse, Ein frühmittelalterliches Reihengräberfeld bei Eichstetten am Kaiserstuhl. Forsch. u. Ber. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg 75. Stuttgart: Theiss 2001, 441–474.

ICD10: International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems, 10th revision, Version for 2007. http://apps.who.int/classifications/apps/icd/icd10online/ [besucht am 5. 4. 2010].

Kappelmann 1996: J. Kappelmann, The evolution of body mass and relative brain size in fossil hominids. Journal of Human Evolution 30, 1996, 243–276.

Katzmarzyk/Malina 1999: P. T. Katzmarzyk/R. M. Malina, Body size and physique among Canadians of First Nation and european ancestry. Am. Journal Physic. Anthr. 108, 1999, 161–172.

Kaufmann 1987: B. Kaufmann, Anthropologische Bearbeitung und Auswertung der menschlichen Skelettreste aus der Grabung Pratteln-Pfarreizentrum »Romana« 1976/77. Jahresber. Augst u. Kaiseraugst 7, 1987, 177–242.

Kaufmann 1989: Ders., Güttingen TG »Grauer Stein«: Bearbeitung der menschlichen Skelettreste aus den Grabungen 1927, 1966 und 1973. Anthropologische Beiträge 2. Aesch: Anthropologisches Forschungsinstitut 1989.

Kaufmann/Schoch 1983: Ders./M. Schoch, Ried/Mühlehölzli: Ein Gräberfeld mit frühmittelalterlichen und hallstattzeitlichen Bestattungen – Anthropologie. Archéologie Fribourgeoise 1b. Freiburg i. U.: Universitätsverlag 1983.

Keys u. a. 1972: A. Keys/F. Fidanza/M. J. Karvonen/N. Kimura/H. Taylor, Indices of relative weight and obesity. Journal on Chronic Diseases 25, 1972, 329–343.

Kjøllesdal u. a. 2010: M. R. Kjøllesdal/G. Holmboe-Ottesen/A. Mosdøl/M. Wandel, The relative importance of socioeconomic indicators in explaining differences in BMI and waist:hip ratio, and the mediating effect of work control, dietary patterns and physical activity. The British Journal of Nutrition 104(8), 2010, 1230–1240. DOI: 10.1017/S0007114510001868

Koch 2007: U. Koch, Mannheim unter fränkischer Herrschaft: Die merowingerzeitlichen Grabfunde aus dem Stadtgebiet. In: H. Probst (Hrsg.), Die Frankenzeit. Mannheim vor der Stadtgründung I,1. Regensburg: Pustet 2007, 10–420.

Komlos/Lauderdale 2004: J. Komlos/B. E. Lauderdale, Spatial correlates of U.S. heights and BMIs, 2002. Munich Economics Discussion Paper 2004-24. http://epub.ub.uni-muenchen.de/466/

Komlos u. a. 2008: Ders./A. Breitfelder/A. Sunder, The transition to Post-industrial BMI values among US children. Munich Economics Discussion Paper 2008-10. http://epub.ub.uni-muenchen.de/4304/

Konieczka/Kunter 1999a: P. Konieczka/M. Kunter, Anthropologie. In: Dohrn-Ihmig 1999, 233–296.

Konieczka/Kunter 1999b: P. Konieczka/M. Kunter, Die menschlichen Skelettreste aus dem alamannischen Gräberfeld von Stetten an der Donau (Kreis Tuttlingen). In: Weis 1999, 238–327.

Kues 2010: A. B. Kues, Taller – healthier – more equal? The biological standard of living in Switzerland in the second half of the 20th century. Economics and Human Biology 8, 2010, 67–79.

Kunter 1989: M. Kunter, Menschliche Überreste aus frühmittelalterlichen Grabfunden in Nordhessen (6.–9. Jh.). In: K. Sippel, Die frühmittelalterlichen Grabfunde in Nordhessen. Materialh. Vor- u. Frühgesch. Hessen 7. Wiesbaden: Selbstverlag des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen 1989, 235–277.

Kurki u. a. 2010: H. K. Kurki/J. K. Ginter/J. T. Stock u. a., Body size estimation of small-bodied humans: applicability of current methods. Am. Journal Physic. Anthr. 141(2), 2010, 169–180.

Lang u. a. 2006: T. F. Lang/A. D. Leblanc/H. J. Evans/Y. Lu, Adaptation of the proximal femur to skeletal reloading after long-duration spaceflight. Journal of Bone and Mineral Research 21(8), 2006, 1224–1230.

Lee u. a. 2008: C. M. Lee/R. R. Huxley/R. P. Wildman/M. Woodward, Indices of abdominal obesity are better discriminators of cardiovascular risk factors than BMI: a meta-analysis. Journal of Clinical Epidemiology 61(7), 2008, 646–653.

Lohrke 2004: B. Lohrke, Kinder in der Merowingerzeit: Gräber von Mädchen und Jungen in der Alemannia. Freiburger Beitr. Arch. u. Gesch. d. ersten Jt. 9. Rahden/Westfalen: Leidorf 2004.

Martin 1914: R. Martin, Lehrbuch der Anthropologie in systematischer Darstellung mit besonderer Berücksichtigung der anthropologischen Methoden. Jena: Fischer 1914.

Martin 1928: Ders., Lehrbuch der Anthropologie in systematischer Darstellung mit besonderer Berücksichtigung der anthropologischen Methoden. 3 Bde. Jena: Fischer 1928.

Martin/Saller 1957: Ders./K. Saller, Lehrbuch der Anthropologie in systematischer Darstellung mit besonderer Berücksichtigung der anthropologischen Methoden. 4 Bde. Stuttgart: Fischer 1957.

McHenry 1992: H. M. McHenry, Body size and proportions in early Hominids. Am. Journal Physic. Anthr. 87, 1992, 407–431.

Meeuwsen u. a. 2010: S. Meeuwsen/G. W. Horgan/M. Elia, The relationship between BMI and percent body fat, measured by bioelectrical impedance, in a large adult sample is curvilinear and influenced by age and sex. Clinical Nutrition 29(5), 2010, 560–566. DOI: 10.1016/j.clnu.2009.12.011

Nevill u. a. 2006: A. M. Nevill/A. D. Stewart/T. Olds/R. Holder, Relationship between adiposity and body size reveals limitations of BMI. Am. Journal Physic. Anthr. 129, 2006, 151–156.

Obertová 2008: Z. Obertová, The early medieval Alamannic population at Horb-Altheim (450–510 A.D.). BioArchaeologica 4. Rahden/Westfalen: Leidorf 2008.

Oshaug u. a. 1995: A. Oshaug/K. H. Bugge/C. H. Bjønnes/M. Ryg, Use of anthropometric measurements in assessing risk for coronary heart disease: a useful tool in worksite health screening? International Archives of Occupational and Environmental Health 67(6), 1995, 359–366.

Ohshima 2006: H. Ohshima, [Bone loss and bone metabolism in astronauts during long-duration space flight]. Clinical Calcium 16(1), 2006, 81–85.

Ohshima 2010: H. Ohshima, [Secondary osteoporosis UPDATE. Bone loss due to bed rest and human space flight study]. Clinical Calcium 20(5), 2010, 709–716.

Papageorgopoulou 2008: Chr. Papageorgopoulou, The medieval population of Tomils: an archaeo-anthropological approach. Phil. Diss. Basel 2008.

Pataky u. a. 2009: Z. Pataky/E. Bobbioni-Harsch/V. Makoundou/A. Golay, Enlarged waist circumference and cardiovascular risk factors. Revue Médicale Suisse 5(196), 2009, 671–672 ; 674–675.

Payne u. a. 2007: M. W. C. Payne/D. R. Williams/G. Trudel, Space flight rehabilitation. Am. Journal Physic. Medicine & Rehabilitation 86(7), 2007, 583–591. DOI: 10.1097/PHM.0b013e31802b8d09

Pearson 1899: K. Pearson, Mathematical contributions to the theory of evolution. On the reconstruction of the stature of prehistoric races. 5. Philosophical transactions of the Royal Society of London A 192, 1899, 169–244.

Porter 1999: A. M. Porter, The prediction of physique from the skeleton. Internat. Journal Osteoarch. 9, 1999, 102–115.

Porter 2002: Ders., Estimation of body size and physique from hominin skeletal remains. Homo 53, 2002, 17–38.

Quételet 1832: A. Quételet, Recherches sur le poids de l'homme aux different âges. Nouveaux Memoires de l'Academie Royale des Sciences et Belle-Lettres de Bruxelles 7, 1832.

Quételet 1871: Ders., L'anthropométrie ou le mesure des differentes facultés de l'homme. Bruxelles: C. Muquardt 1871.

Rafferty u. a. 1995: K. L. Rafferty/A. Walker/Chr. B. Ruff/M. D. Rose/ P. J. Andrews, Postcranial estimates of body weight in *Proconsul*, with a note on a distal tibia of *P. major* from Napak, Uganda. Am. Journal Physic. Anthr. 97, 1995, 391–402.

Riepert et al. 2002: T. Riepert/M. Baltz/B. Nafe/F. Schweden/C. Rittner, Der plantare und dorsale Fersensporn als Hinweis auf höheres Lebensalter und erhöhten Bodymass-Index. Rechtsmedizin 12, 2002, 100–103. DOI: 10.1007/s00194-002-0137-7

Rösing 1975: F. W. Rösing, Die fränkische Bevölkerung von Mannheim-Vogelstang (6.–7. Jh.) und die merowingerzeitlichen Germanengruppen Europas. Biol. Diss. Hamburg 1975.

Rösing 1988: Ders., Körperhöhenrekonstruktion aus Skelettmaßen. In: R. Knussmann (Hrsg.), Anthropologie: Handbuch der vergleichenden Biologie des Menschen 1. Stuttgart: Fischer 1988, 586–600.

Rühli u. a. 2008: F. J. Rühli/M. Henneberg/U. Woitek, Variability of height, weight, and body mass index in a Swiss armed forces 2005 census. Am. Journal Physic. Anthr. 137, 2008, 457–468.

Ruff 2000: Chr. B. Ruff, Body mass prediction from skeletal frame size in elite athletes. Am. Journal Physic. Anthr. 113, 2000, 507–517.

Ruff 2002: Ders., Variation in human body size and shape. Annu. Rev. Anthr. 31, 2002, 211–232.

Ruff u. a. 1991: Ders./W. W. Scott/A. Y.-C. Liu, Articular and diaphyseal remodelling of the proximal femur with changes in body mass in adults. Am. Journal Physic. Anthr. 86, 1991, 397–413.

Ruff u. a. 1997: Ders./E. Trinkaus/T. W. Holliday, Body mass and encephalization in Pleistocene Homo. Nature 387, 1997, 173–176. DOI: 10.1038/387173a0

Ruff u. a. 2005: Ders./M. Niskanen/J.-A. Junno/P. Jamison, Body mass prediction from stature and bi-iliac breadth in two high latitude populations, with application to earlier higher latitude humans. Journal of Human Evolution 48, 2005, 381–392.

Ruff u. a. 2006: Ders./B. M. Holt/V. Sládek/M. Berner/W. A. Murphy jr./D. zur Nedder/H. Seidler/W. Recheis, Body size, body proportions, and mobility in the Tyrolean »Iceman«. Journal of Human Biology 51, 2006, 91–101.

Sachs/Hedderich 2006: L. Sachs/J. Hedderich, Angewandte Statistik. Berlin: Springer ^{12}2006.

Schneider u. a. 2010: H. J. Schneider/N. Friedrich/J. Klotsche u. a., The predictive value of different measures of obesity for incident cardiovascular events and mortality. Journal of Clinical Endocrinology & Metabolism 95(4), 2010, 1777–1785. DOI: 10.1210/jc.2009-1584

Sibonga u. a. 2007: J. D. Sibonga/H. J. Evans/H. G. Sung/E. R. Spector/T. F. Lang/V. S. Oganov/A. V. Bakulin/L. C. Shackelford/A. D. LeBlanc, Recovery of spaceflight-induced bone loss: Bone mineral density after long-duration missions as fitted with an exponential function. Bone 41, 2007, 973–978.

Sicherl 2011: B. Sicherl, Das merowingerzeitliche Gräberfeld von Dortmund-Asseln. Bodenaltertümer Westfalens 50. Mainz: von Zabern 2011.

Siegmund 1998: F. Siegmund, Pactus Legis Salicae § 13: über den Frauenraub in der Merowingerzeit. Frühmittelalterl. Stud. 32, 1998, 101–123.

Siegmund 2010: Ders., Die Körpergröße der Menschen in der Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas und ein Vergleich ihrer anthropologischen Schätzmethoden. Norderstedt: PoD 2010.

Smith 1999: R. J. Smith, Statistics of sexual size dimorphism. Journal of Human Evolution 36, 1999, 423–459.

Stauch 2008: E. Stauch, Alter ist Silber, Jugend ist Gold? Zur altersdifferenzierten Analyse frühgeschichtlicher Bestattungen. In: S. Brather (Hrsg.), Zwischen Spätantike und Frühmittelalter. RGA Ergbd. 57. Berlin: de Gruyter 2008, 275–295.

Staub u. a. 2010: K. Staub/F. J. Rühli/U. Woitek/Chr. Pfister, BMI distribution / social stratification in Swiss conscripts from 1875 to present. Europ. Journal Clinical Nutrition 64, 2010, 335–340.

Tervo u. a. 2009: T. Tervo/P. Nordström/M. Neovius/A. Nordström, Reduced physical activity corresponds with greater bone loss at the trabecular than the cortical bone sites in men. Bone 45, 2009, 1073–1078.

Trancik Petitpierre 1991: V. Trancik Petitpierre, Die anthropologische Auswertung der frühmittelalterlichen Skelette aus der Kirche St. Peter und Paul zu Oberwil. Archäologie und Museum. Liestal: Amt für Museen und Archäologie 1991.

Trotter/Gleser 1952: M. Trotter/G. C. Gleser, Estimation of stature from long bones of American Whites and Negroes. Am. Journal Physic. Anthr. 10, 1952, 463–514; 355–356.

Trotter/Gleser 1958: Dies., A re-evaluation of estimation of stature based on measurements of stature taken during life and of long bones after death. Am. Journal Physic. Anthr. 16, 1958, 79–123.

Ulijaszek/Lofink 2006: St. J. Ulijaszek/H. Lofink, Obesity in biocultural perspective. Annu. Rev. Anthr. 35, 2006, 337–360.

Ulrich-Bochsler 1988: S. Ulrich-Bochsler, Die anthropologischen Forschungen. In: P. Eggenberger/M. Rast Cotting/S. Ulrich-Bochsler (Hrsg.), Rohrbach: Reformierte Pfarrkirche. Bern: Haupt 1988, 103–111.

Ulrich-Bochsler 1997: Dies., Anthropologische Befunde zur Stellung von Frau und Kind in Mittelalter und Neuzeit: soziobiologische und soziokulturelle Aspekte im Lichte von Archäologie, Geschichte, Volkskunde und Medizingeschichte. Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern/Archäologischer Dienst. Bern: Haupt 1997.

Ulrich-Bochsler 2006: Dies., Anthropologische Rekonstruktion einer frühmittelalterlichen Bevölkerung aus dem Berner Seeland. In: C. Kissling/S. Ulrich-Bochsler (Hrsg.), Kallnach-Bergweg: Das frühmittelalterliche Gräberfeld und das spätrömische Gebäude. Bern: Rub Media 2006, 113–176.

Ulrich-Bochsler 2009: Dies., Anthropologische Auswertung der Gräber. In: P. Eggenberger/R. Bacher/J. Frey/S. Frey-Kupper/A. Heigold-Stadelmann/S. Ulrich-Bochsler (Hrsg.), Seeberg, Pfarrkirche: die Ergebnisse der Bauforschungen von 1999/2000. Bern: Archäologischer Dienst des Kantons Bern 2009, 217–248.

Ulrich-Bochsler/Meyer 1992: Dies./L. Meyer, Die anthropologischen Forschungen. In: P. Eggenberger/M. Bossert/S. Ulrich-Bochsler (Hrsg.), Walkringen: Reformierte Pfarrkirche. Bern: Staatlicher Lehrmittelverlag 1992, 91–144.

Ulrich-Bochsler/Meyer 1994: Dies./L. Meyer, Die anthropologischen Forschungen. In: P. Eggenberger/S. Ulrich-Bochsler, Steffisburg: Reformierte Stadtkirche. Bern: Haupt 1994, 101–159.

Wahl/Kokabi 1988: J. Wahl/M. Kokabi, Das römische Gräberfeld von Stettfeld I: Osteologische Untersuchung der Knochenreste aus dem Gräberfeld. Forsch. u. Ber. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg 29. Stuttgart: Theiss 1988.

Weis 1999: M. Weis, Ein Gräberfeld der späten Merowingerzeit bei Stetten an der Donau. Materialh. Arch. Baden-Württemberg. Stuttgart: Theiss 1999.

Welon u. a. 2002: Z. Welon/A. Szklarska/T. Bielicki/R. M. Malina, Sex differences in the pattern of age-dependent increase in the BMI from 20 – 59 years. Am. Journal Physic. Anthr. 14, 2002, 693–698.

Wheatley 2005: B. P. Wheatley, An evaluation of sex and body weight determination from the proximal femur using DXA technology and its potential for forensic anthropology. Forensic Scien. Internat. 147, 2005, 141–145.

WHO 1995: Physical status: the use and interpretation of anthropometry. Report of a WHO Expert Committee. WHO Technical Report Series 854. Geneva: World Health Organization 1995.

WHO 2000: Obesity: preventing and managing the global epidemic. Report of a WHO Consultation. WHO Technical Report Series 894. Geneva: World Health Organization 2000.

Wiltschke-Schrotta u. a. 1991: K. Wiltschke-Schrotta/M. Teschler-Nicola, Das spätantike Gräberfeld von Lentia/Linz, Tiefer Graben/Flügelhofgasse: Anthropologische Auswertung. Linzer Arch. Forsch. 19. Linz: Stadtmus. Linz 1991.

Frank Siegmund
Dittingerstrasse 33, 4053 Basel, Schweiz
frank.siegmund@bluewin.ch

EAZ – Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift
Jahrgang 51, 1/2 (2010), S. 283–287
© Waxmann

Andreas Reinecke

Crossing Borders in Southeast Asian Archaeology. 13th International Conference of the European Association of Southeast Asian Archaeologists (EurASEAA) in Berlin vom 27. September bis 1. Oktober 2010.

Vom 27. September bis zum 1. Oktober 2010 fand unter dem Thema »Crossing Borders in Southeast Asian Archaeology« die Zweijahrestagung der europäischen Vereinigung südostasiatischer Archäologen in Berlin statt (http://euraseaa.userpage.fu-berlin.de). Die Tagung wurde gemeinschaftlich vom Institut für Vorderasiatische Archäologie der FU Berlin, dem Ethnologischen Museum von Berlin und dem Deutschen Archäologischen Institut (DAI) veranstaltet.

Südostasien – das sind elf Länder von Myanmar im Nordwesten bis zur indonesischen Inselwelt im Südosten mit insgesamt 4,5 Millionen km^2, eine Fläche größer als alle EU-Staaten. Kulturhistorisch sind auch die heutigen südchinesischen Provinzen Yunnan, Guangzhou, Guangxi und Guangdong zu Südostasien zu zählen, ganz besonders bei Betrachtung der Perioden vor der Einverleibung der hier siedelnden »südwestlichen Barbaren« in den Machtbereich der chinesischen Han-Dynastie vor rund 2000 Jahren. Aber auch in jüngeren Perioden gelangten wesentliche ethnische und kulturelle Impulse aus diesem randchinesischen Bereich in die südostasiatischen ›Kern‹-Länder.

Bis in die Gegenwart hat sich diese Region trotz indischer und chinesischer Einflüsse eine erstaunliche kulturelle, ethnische und sprachliche Eigenständigkeit und Vielfalt bewahrt. Um die Bergung der Wurzeln früher Kulturen, der archäologischen Bodenfunde und Denkmäler, steht es dagegen in den meisten Ländern dieser Region ausgesprochen schlecht. Der Plünderung der kulturgeschichtlichen Überreste werden international noch immer viel zu wenige Anstrengungen entgegengesetzt. Mehr Mitarbeit an der archäologischen Erforschung dieser kulturgeschichtlich faszinierenden Region wäre dringend notwendig.

Die Anzahl an Feldforschungsprojekten europäischer oder anderer nichtasiatischer Länder in Asien ist überschaubar klein. So werden beispielsweise von Deutschland in ganz Südostasien gegenwärtig zwei Ausgrabungsprojekte betrieben. Das eine Projekt wird mit DFG-Unterstützung vom Institut für Vorderasiatische Archäologie der FU Berlin auf Sumatra durchgeführt, das andere vom DAI im Südosten Kambodschas. Um ein zweites Beispiel für den unbefriedigenden Stand an archäologischen Ausgrabungen zu nennen: In einem Land wie Kambodscha, etwa halb so groß wie Deutschland, fanden im Jahr 2010–2011 außerhalb von Angkor Vat insgesamt ganze drei Ausgrabungen statt: ein französisch-kambodschanisches Projekt zur neolithischen Besiedlung der

Höhle von Lang Spean (Vortrag von Hubert Forestier/Heng Sophady: »New perspectives in prehistoric archaeology in Cambodia: The excavation of Laang Spean cave«*),* eine australisch-kambodschanische Ausgrabung des eisenzeitlichen Gräberfelds in Phum Sophy und eine deutsch-kambodschanische Ausgrabung auf dem eisenzeitlichen Bestattungsplatz Prohear (Vortrag von Seng Sonetra: »The restoration program of metal objects of the German-Cambodian excavation at Prohear«; Poster von Simone Elisabeth Krais: »Perspectives on the bioanthropology of the skeletal remains from Prohear«).

Im Gegensatz dazu ist das Interesse an Funden aus illegalen Raubgrabungen aus Südostasien bei Privatsammlern in Europa und den USA beachtlich. Anders als beispielsweise Südamerika, ebenfalls eine ausgeplünderte Region, wurden weite Gebiete Südostasiens in den letzten 50 Jahren als Kriegsschauplätze reich bestückt mit Landminen und später durchkämmt von Metallsuchgeräten, mit denen heute hunderte ›Schatzsucher‹ systematisch und nahezu ungehindert nach Bodenfunden suchen. Der Zerstörungsgrad vorgeschichtlicher Fundplätze dürfte daher in Ländern wie Kambodscha oder Vietnam weltweit einen rekordverdächtigen ›Spitzenplatz‹ einnehmen.

Das wenige, was heute jenseits vom Ural und Kaukasus an Forschungsprojekten von deutscher Seite initiiert wird, ist in erster Linie individuellen Forschungsinteressen zu verdanken. Von einem strategischen Umdenken, etwa durch die Verlagerung von Forschungspotential weg von den klassischen Forschungszentren des 19./20. Jahrhunderts in jene Fernost-Regionen ohne eigene Archäologie-Tradition ist weder in der deutschen noch europäischen Forschungslandschaft etwas zu spüren. Wer in Deutschland und in Europa eine universitäre Ausbildung über Südostasien-Archäologie anstrebt, der muss ins Ausland gehen, am besten nach Australien oder in die USA.

Dies ist kurz skizziert die allgemeine Forschungssituation, vor der Tagungen wie jene in Berlin aller zwei Jahre aktuelle Feldarbeiten in und Studien über Südostasien resümieren. Seit 1986 wird diese Tagung von europäischen Archäologen in verschiedenen Städten Europas organisiert. Nach zwölf Jahren war Deutschland zum zweiten Mal Gastgeber; wie bereits 1998 traf man sich wieder in Berlin. Die Tagungsfolge hatte mit 50 Teilnehmern begonnen und konnte bei der diesjährigen Veranstaltung mit insgesamt 253 Teilnehmern aus 31 Ländern die meisten Besucher verzeichnen. Mit 67 deutschen Teilnehmern wurde der Heimvorteil erfreulich ausgenutzt und eine Präsenz erreicht, die zahlenmäßig fast dem ganzen übrigen Europa entspricht. Die Wissenschaftler kamen aber auch aus dem austro-pazifischen Raum und den USA, wo eine ähnliche turnusmäßig ausgerichtete Konferenz (noch) fehlt, aber durch die Neugründung der »American Association of Southeast Asian Archaeologists« in absehbarer Zeit wohl stattfinden wird. Die erfreulich große Anzahl der Teilnehmer lässt hoffen, dass eine verbreiterte Fachschaft zukünftig auch mehr archäologische Ausgrabungsprojekte initiiert.

Dem Zusammenwirken von Organisatoren (Prof. Dominik Bonatz, Dr. Mai Lin Tjoa-Bonatz, Dr. Wibke Lobo und der Autor) und Sponsoren ist es zu verdanken, dass 41 Forscher aus den südostasiatischen Ländern nach Berlin eingeladen werden konnten und damit stärker als je zuvor diese Tagung mitgestalteten. Für die Unterstützung der Konferenz sei der DFG, dem DAAD, der FU Berlin, dem DAI, den Botschaften Indonesiens und Thailands, der Deutschen Sektion der UNESCO, der École française d'Extrême Orient (EFEO), dem French National Center for Scientific Research (CNRS),

den Friends of Khmer Culture (FOKCI), den Staatlichen Museen zu Berlin (SMP), River Books und dem White Lotus Verlag herzlich gedankt.

Das Konferenzthema »Crossing Borders in Southeast Asian Archaeology« wollte die Forschungslandschaft zu Südostasien und den Anrainerregionen Ost- und Südasiens stärker transregional und interkulturell verklammern. Es wurden insgesamt 17 wissenschaftliche Panels und zusätzliche Posterpräsentationen zu allen Zeitperioden und Kulturräumen angeboten. Ein Diskussionsforum zu Problemen und Perspektiven maritimer Archäologie stand unter der Präambel: »Throughout Southeast Asia, marine archaeology has been a sad story of looting, theft and lost opportunities« (Horst Liebner). Weitere spezielle Vortragsrunden waren den Philippinen, Burma und der Umweltarchäologie gewidmet. Insgesamt wurden 166 Vorträge gehalten. Im Einzelnen informiert die oben genannte Webseite über die Themen der Panel und Vorträge. Ausgewählte Vorträge der Tagung werden in zwei Bänden mit der National University of Singapore (NUS Press) veröffentlicht. Der Tagungsband wird voraussichtlich in 2012 erscheinen und einen exzellenten Überblick über die Forschungssituation in dieser Region bieten.

Aus diesem Grund können wir uns an dieser Stelle darauf beschränken, einige besonders auffällige Trends und regionaltypische Probleme zu benennen, die bei dieser Archäologie-Tagung deutlich wurden. Zunächst war der Eindruck zu gewinnen, dass bei der Berliner Tagung die archäologische Forschung gegenüber der Kunstgeschichte, Philologie etc. eine größere Rolle spielte als auf früheren Tagungen. Von 166 Vorträgen kann man 91 der Kategorie der archäologischen Berichte vom klassischen Grabungsreport über ›Laborbefunde‹ analysierter Materialgruppen bis zu überregionalen Studien zuordnen. 47 Beiträge waren der Geschichte, Philologie und Ethnographie gewidmet und 28 der Kunst- oder Architekturgeschichte.

Als zweiter Schwerpunkt ist erwähnenswert, dass naturwissenschaftliche Methoden in den letzten Jahren viel Überraschendes zu den großräumigen kulturellen Verbindungen der frühen metallzeitlichen Epochen beigetragen haben. Das betrifft beispielsweise die Herkunft und Ausbreitung von Glasrezepturen, deren Diskussion das Panel »Prehistoric maritime exchange: Cultural hybridisations between the Bay of Bengal and the South China Sea« besonders prägten, oder den Ursprung von Bronzen anhand der Bleiisotopen-Analyse, diskutiert im Panel »Art and Exchange of the Metal Age«. Was für Europa zunehmend flächendeckend vorliegt, ist in Südostasien an einzelne ›Leuchtturm-Projekte‹ gebunden, die oft hunderte von Kilometer voneinander entfernt liegen. Die Interpretationsspielräume sind dadurch viel breiter und eröffnen spannende Diskussionen.

In diesem Zusammenhang ist ein weiterer Aspekt auffällig. Vorgeschichte ist ein Zusammenspiel von Fakten und deren Interpretation. Die Verbreitung archäologischer Funde liefert selten so klare Hinweise, dass monokausale Erklärungen dafür in Frage kommen, zumal Verbreitungskarten von Objekten in dieser Region nach wie vor ein sehr selten eingesetztes Instrument der Beweisführung sind. Um das an einem besonders prominenten Beispiel, dem Flaggschiff aller Artefakte der Südostasien-Archäologie zu illustrieren: Die Ausbreitung der Bronzetrommeln vom Heger-I-Typ vor rund 2000 Jahren vom nordvietnamesisch-südchinesischen Raum über weite Gebiete Südostasiens wurde auf der Grundlage unvollständiger Teilkarten jahrzehntelang mit Handel interpretiert, weil die Trommeln angeblich nahe großer Handelsrouten entdeckt worden

wären. Tatsächlich fanden sich diese Symbole der Nan-Yue-Oberschicht auch an Ufern großer Flüsse, die aber ebenso Verkehrsrouten für jedermann waren, sie fanden sich aber auch in vielen ›Rückzugsgebieten‹ und sie fehlen auffälligerweise an gut untersuchten Plätzen entlang der Küste, an deren Bedeutung für die frühe Handelsschifffahrt kein Zweifel besteht.

Zu den fachinternen Erklärungsmodellen kommen solche aus Nachbarwissenschaften, beispielsweise aus der historischen Sprachwissenschaft, deren Argumentationskette im Detail oftmals viel zu wenig hinterfragt wird. Beides, fachliche Fehlinterpretation und ›Anleihen‹, können durch wiederholtes Zitieren eine so starke Akzeptanz gewinnen, dass man sich verwundert die Augen reibt, wenn das Ganze unvoreingenommen unter die Lupe genommen wird. In dieser Hinsicht war das Panel »The spread of neolithic cultures and field agriculture« mit den Leitern Nigel Chang/Ian Glover besonders aufschlussreich, wo schon die Vortragsthemen »Is the neolithic spread in island Southeast Asia really as confusing as the archaeologists make it seem?« (Matthew Spriggs) und »Almost everything you believed about Austronesian isn't true« (Roger Marsh Blench) verraten, dass eine kritische Betrachtungsweise auch bei scheinbar etablierten archäologischen Modellen und Paradigmen angebracht ist.

Die Chronologie dieser Region basiert mittlerweile auf einer wachsenden Anzahl an Radiokarbondaten, wenngleich dieses Datennetz noch immer große Lücken in Raum und Zeit aufweist. Erinnert sei an die Diskussionen Ende der 1960er und Anfang der 1970er Jahre über extrem frühe Radiokarbondaten von Proben aus unklarem Kontext zum Beginn der Bronzemetallurgie im 4. Jt. v. Chr. von Non Nok Tha oder von überinterpretierten TL-Daten früher Keramik von Ban Chiang (H. H. E. Loofs, Zum Beginn der Metallurgie in Indochina. BAVA 1, 1979, 159–165). Heute sprechen die Funde für eine relativ späte Chronologie auch in weiten Teilen des Festlandes Südostasiens mit einem Übergang zu einer Jagd und Fischfang ergänzenden Landwirtschaft (Reis, Schwein, Hund) um 2000 v. Chr. (u. a. Vorträge von Carmen Sarjeant: »Defining the Neolithic of southern Vietnam« und Jean-Pierre Pautreau/Christophe Maitay/Emma Rambault/A Toledo i Mur/Aung Aung Kyaw/S. Renou: »A Neolithic settlement in the Samon valley: Ywa Gon Gyi, Thazi township, Mandalay division, Myanmar«), zur Bronzezeit spätestens um 1000 v. Chr. (Vorträge von Charles F. W. Higham/Thomas F. G. Higham: »Dating the Bronze Age at Ban Chiang: A dilemma resolved« oder Fiorella Rispoli/Roberto Ciarla/Vincent C. Pigott: »Revising the prehistoric cultural sequence for the greater Lopburi region, Central Thailand: An update«), einem Aufkommen des Eisens um 400 v. Chr., von Glas um 200 v. Chr., von Gold, Silber, Karneol und anderen Schmucksteinen um das Ende des 2. Jh. v. Chr.

Bekanntlich bereiten tropische Böden durch schnelle Zersetzung organischer Bestandteile, intensive Verwitterung und Auswaschung besondere Probleme bei der Verifizierung von Kulturschichten und Gruben. Hinzu kommt, dass Ausgrabungen oft unter Zeitdruck mit mangelnder Ausrüstung und ungeschulten Helfern durchgeführt werden. Nach wie vor muss daher mehr als in anderen Regionen bei Komplexen mit ›überraschenden‹ Daten nachgefragt werden, was für Material eigentlich bestimmt wurde, woher die datierte Probe konkret stammte und ob der Kontext zwischen Datum und Ereignis/Fund wirklich eindeutig ist.

Dazu kommt, dass die archäologischen Funde überwiegend unter extrem beengten und klimatisch ungünstigen Bedingungen gelagert werden müssen, der wiederholte Zugang der Ausgräber zu ihren Funden nicht immer gesichert und die Ausfuhr von Objekten für Analysen außerhalb der Gastgeberländer sehr begrenzt ist. So war es eine ausgesprochen glückliche Situation, dass für Unternehmungen in Kambodscha vor einigen Jahren am Memot-Centre in Phnom Penh ein Metallrestaurierungslabor mit deutschen Finanzierungshilfen geschaffen werden konnte und zwei Kambodschaner am Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz eine Ausbildung erhielten. Schon nach wenigen Jahren erweist sich der Erfolg beispielsweise darin, dass eine völlig neue Formenwelt an Eisenobjekten erkennbar wird.

Die Archäologie des festländischen Südostasiens war früher in weiten Teilen stark französischsprachig ausgerichtet. Heute ist Südostasien insgesamt ein englischsprachiger Forschungsraum. Bei internationalen Anlässen ist eine solche *Lingua Franca* sinnvoll und unvermeidlich. Kritisch wird es in der bi-nationalen Zusammenarbeit, wenn ›Gastforscher‹ nur noch die englischsprachigen Publikationen – meist anderer Ausländer – über ihr jeweiliges Arbeitsland zur Kenntnis nehmen und die einheimische Forschung aus Kosten- oder Sprachgründen den oft zu dünn über das Land gestreuten ›Fremdpublikationen‹ nicht zu folgen vermag. In manchen Ländern ist dies mangels eigener Publikationstradition noch möglich (Laos oder Kambodscha). In anderen Ländern (z. B. Vietnam oder Indonesien) führt diese zweigleisige Entwicklung zu eingeengten Interpretationen, die um ein bis zwei Jahrzehnte hinter dem tatsächlichen Materialfundus zurückliegen. Mit verursacht wird dies auch durch Verlage, die in den südostasiatischen Lesern nicht unbedingt die absatzfördernden Kunden kostenintensiver Printwerke sehen und daher jede Druckzeile in einer Zweitsprache für Vergeudung von Druckerschwärze halten.

Bleibt abschließend festzustellen, dass die nächste Konferenz zur Südostasien-Archäologie in Europa vom 18.–21. September 2012 in Dublin stattfinden wird und für nähere Informationen und Anmeldung die Webseite http://www.ucd.ie/archaeology/euraseaa14/ zur Verfügung steht.

Andreas Reinecke
Kommission für Archäologie Außereuropäischer Kulturen, des Deutschen Archäologischen Instituts, Dürenstraße 35-37, D-53173 Bonn, Germany
reinecke@kaak.dainst.de

EAZ – Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift
Jahrgang 51, 1/2 (2010), S. 288–302
© Waxmann

Antonia Davidovic, Praktiken archäologischer Wissensproduktion. Eine kulturanthropologische Wissenschaftsforschung. Altertumskunde des Vorderen Orients 13. Ugarit-Verlag Münster 2009. 229 S. Hardcover. ISBN 978-3-86835-028-9.

Der selbstreflexive Blick der Wissenschaft auf ihre Weisen der Wissenserzeugung hat einen Schub erhalten durch Laborstudien wie die von B. Latour/S. Woolgar (Laboratory Life. The Construction of Scientific Facts. Princeton 1986) und K. Knorr-Cetina (Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft. Frankfurt a. M. 1991), deren Anspruch es ist, die Wissensgenese gewissermaßen *in actu* nachzuvollziehen. Wie die Bezeichnung *Labor*studien anzeigt, galt das Interesse vor allem Naturwissenschaften, und es ist ein Verdienst der Autorin, mit der (deutschsprachigen)[1] Archäologie, bei aller Heterogenität der darunter gefassten Einzelarchäologien, die Wissensproduktion einer Disziplin zu erforschen, welche als geschichtswissenschaftliche zweifellos eine geisteswissenschaftliche ist, auch wenn naturwissenschaftliche Hilfswissenschaften in ihr eine wichtige Rolle spielen. Freilich ist die Differenz zwischen Natur- und Geisteswissenschaften nicht zu überdehnen, denn so unterschiedlich ihre Gegenstände auch sein mögen, haben sie doch gemeinsam, dass der professionalisierte erfahrungswissenschaftliche Habitus der in ihnen tätigen Wissenschaftler der wesentliche Antrieb des Erkenntnisfortschritts ist. Institutioneller Ort dieses Habitus war die philosophische Fakultät der Humboldtschen Universität, in der sich Erfahrungswissenschaften jeglicher Couleur sammelten, und dieser Gemeinsamkeit der verschiedenen Erfahrungswissenschaften eingedenk, könnte man die Prognose wagen, dass die Differenzen hinsichtlich der Wissensproduktion geringer sind, als ihre gegenwärtige institutionelle Separation erst einmal vermuten lässt.

Gegliedert ist das Buch in fünf Kapitel. Eine knapp gehaltene, einen Abriss der Untersuchung gebende Einleitung beschreibt Zweck und Gegenstand. Aus dem Prozess der archäologischen Wissenserzeugung sollen zwei Etappen exemplarisch herausgegriffen und ausführlich betrachtet werden: Zum einen die Ausgrabungspraxis im engeren Sinne, die gleichsam ethnographisch beschrieben werden soll (S. 9), zum anderen die Interpretation der Interpretation der so gewonnenen Daten am Fallbeispiel der »ethnischen Deutung«, das heißt der Zuweisung des Fundmaterials zu ethnischen Gruppen. Mit basaler Datengewinnung und hoch aggregierter theoretischer Diskussion werden die Extreme des Spektrums archäologischen Handelns ausgelotet, die dazwischen liegenden interpretatorischen Vorgänge, etwa die Bestimmung der Funktion des durch die Ausgrabung zutage Geförderten oder seine typologische Einordnung, werden nicht

1 Im englischsprachigen Raum haben derartige Untersuchungen des archäologischen Handelns bereits eine gewisse Tradition; einen Überblick geben die Beiträge in M. Edgeworth (Hrsg.), Ethnographies of Archaeological Practice. Cultural Encounters, Material Transformations. Walnut Creek 2006.

näher behandelt. Als theoretischer Gewährsmann fungiert vor allem Latour, der das »Aktor-Netzwerk-Modell« entwickelt hat (B. Latour, Science in Action. How to follow Scientists and Engineers through Society. Milton Keynes 1987) und von dem auch eine der wenigen Studien zu einer Feldwissenschaft, der Bodenkunde, stammt (B. Latour, Zirkulierende Referenz. Bodenstichproben aus dem Urwald am Amazonas. In: Ders., Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft. Frankfurt a. M. 2000, 36–95).

Im zweiten Kapitel folgt zunächst ein Überblick zum Stand der Wissenschaftsforschung mit einem Schwerpunkt auf der Darstellung von Ansätzen, in deren Fokus die Bedeutung von Praktiken, Interaktionen und Netzwerken für die Wissensgenerierung steht. Dem schließt sich eine Diskussion der Wandlung kultur- bzw. sozialwissenschaftlicher Konzeptualisierungen von »Kultur«, »ethnischer Gruppe« sowie »Nation« an, von essentialistischen zu dynamischen Vorstellungen pragmatistischer oder konstruktivistischer Provenienz. Beschlossen wird dieses Kapitel mit einer Darstellung der Genese und institutionellen Ausprägung der archäologischen Einzelwissenschaften in Deutschland sowie der Rezeption der verschiedenen Kulturkonzepte. Die Autorin konstatiert in diesem Zusammenhang den erst einmal paradox anmutenden Umstand, dass im *common sense* der deutschsprachigen Archäologen zwar einerseits die (Ausgrabungs-)Praxis eine weit höhere Wertschätzung genieße als »theoretisches« Arbeiten, das heißt die interpretierende Deutung der Funde, andererseits »die Abläufe und Entscheidungsprozesse der Grabungs- wie der Auswertungspraktiken aus den Publikationen weitgehend ausgeklammert« (S. 59) würden.

Das dritte, »Forschungsperspektiven« betitelte Kapitel verklammert noch einmal die beiden Bereiche der Untersuchung – Datengewinnung qua Ausgrabung und deren Interpretation als Ausdrucksgestalten einer ethnischen Gruppe – und formuliert die ihr zugrundeliegenden Erkenntnisinteressen (S. 65), die der akteurs- bzw. handlungszentrierten Anlage der Studie verpflichtet sind. Auch werden hier die angewandten Methoden und die ihnen entsprechenden Zugänge zu den Forschungsfeldern dargelegt.

Mittelpunkt der Arbeit bilden die Kapitel vier und fünf, welche die um die Ausgrabung zentrierten »Praktiken archäologischer Erkenntnisproduktion« (Kap. 4) und die »Archäologischen Kultur- und Ethnoskonzepte« (Kap. 5) diskutieren. Etwas irritierend ist die Klassifikationssystematik der Überschriften, dementiert doch die Reservierung des Titels »Praktiken archäologischer Erkenntnisproduktion« für die Betrachtung der Ausgrabungs- und Dokumentationstätigkeiten im engeren Sinne, dass die Operationalisierung und Anwendung der angeführten Kultur- und Ethnoskonzepte ebenfalls eine erkenntnisproduzierende Praxis ist.

Das sechste Kapitel schließlich resümiert den Gang der Untersuchung noch einmal ausführlich und bezieht die Ergebnisse der Einzelkapitel aufeinander, ohne sie allerdings zu einer Synthese in einem emphatischen Verständnis zusammenzuführen. Die exemplarischen Analysen von Feldern des archäologischen Handelns, der Ausgrabung und der ethnischen Deutung, sind vergleichsweise schwach in die Gesamtarchitektonik der Arbeit integriert, und ihr abschließender Vergleich fällt etwas dürftig aus: »Beide Bereiche der Wissensproduktion weisen einige Gemeinsamkeiten auf. Zum einen sind in beiden Situationen Communities of Practice erkennbar. Sie entstehen sowohl in Form der Ausgrabungsteams bei der Grabung als auch in der Debatte zu Kultur – z. B.

in Sonderforschungsbereichen oder der Theorie-AG. Zugleich erhalten in beiden Fällen die Handlungen sowie die verbalen und nonverbalen Interaktionen große Bedeutung im Wissensproduktionsprozess« (S. 195).

Als den interessantesten Teil der angenehm flüssig und, von kleineren Flüchtigkeiten abgesehen, sorgfältig geschriebenen Arbeit erachtet der Rezensent das vierte Kapitel, das eindringlich die Kontingenz der aus Akteurssicht selbstverständlichen Handlungsroutinen bei einer Ausgrabung vor Augen führt. Auch wenn sie sich bewährt und eben dadurch als Routinen verstetigt haben, werden sie wie selbstverständlich stets von Neuem appliziert, ohne dass Handlungsalternativen überhaupt in den Blick kommen können – schon deshalb, weil sie den Akteuren einfach nicht bekannt sind. Über die Frage, welcher Techniken man sich bei einer Ausgrabung bedient, entscheiden daher weniger Angemessenheitsurteile in Ansehung der konkret zu bearbeitenden Komplexe, sondern eher tradierte und »ohne Willen und Bewusstsein« übernommene Arbeitsroutinen. Manifest wird dies in der Behandlung von Novizen bei so genannten Lehrgrabungen: Werden sie nicht von vornherein als schlecht bezahlte oder gar unentgeltliche Arbeitskräfte ausgebeutet, erfahren sie häufig nur eine Einweisung in die von ihnen auszuführenden Tätigkeiten, ohne dass ihnen aber der Sinn genau dieser Handlungsoption einsichtig gemacht und ihnen auseinandergesetzt würde, weshalb sie ihre Aufgabe genau so und nicht anders erledigen sollen. Einer der Verdienste der Arbeit ist es, die Fragilität der auf einer vorgängigen Festlegung auf bestimmte Ausgrabungs- und Dokumentationstechniken basierenden Normalitätskonstruktionen sowie die Folgen der Abspaltung von der Auswertung, das heißt der ausbleibenden »Evaluation, Reflexion oder Diskussion der Praktiken« (S. 128), aufgezeigt zu haben. Dem (allerdings auch nur in Anführungszeichen erhobenen) Anspruch, eine »Ethnographie der Ausgrabung« (S. 9) zu sein, vermag sie jedoch nicht zu genügen, zu einer solchen fehlt die exemplarische und ausführliche Protokollierung des faktischen Ausgrabungsgeschehens; wir werden auf diesen Punkt zurückkommen. Zur Beschreibung des Prozesses der allmählichen Materialisierung der Ausgrabungsergebnisse in Form von Protokollen verweist die Autorin auf den von Latour eingeführten Begriff der ›Inskription‹, mit welchem das Schema von objektiver Dokumentation einerseits und subjektiver Interpretation andererseits aufgelöst werden soll.[2] Problematisch wird eine Inskription dann, wenn ihre Genese nicht hinreichend dokumentiert ist, sie nicht mehr als *eine* Lesart unter mehreren möglichen erscheint, für die man sich vorläufig entschieden hat, sondern sie als gesicherte und bewährte Erkenntnis missverstanden wird und nicht mehr an dem, worauf sie sich bezieht und was sie repräsentiert, überprüft werden kann.[3] Auch wenn Inskriptionen

2 Damit wird allerdings auch die grundlegende Differenz zwischen einem bloß gerätevermittelten Protokoll, der optischen oder akustischen Aufzeichnung eines Gegenstandes, und einer durch eine Sinninterpretation vermittelten Deutung nivelliert. Dieses Zusammenziehen von Protokoll und Interpretation in einem Terminus, dem der Inskription, erscheint dem Rezensenten eher der Verlust einer wichtigen Differenzierungsmöglichkeit als ein Vorzug zu sein.

3 Anschauliches Beispiel für eine solche sich verselbständigende Inskription ist die Kategorisierung des Bronzemöbels aus dem Hochdorfer »Fürstengrab« als »Kline«, die zur Folge hat, dass darauf aufbauend vor allem die Implikationen dieser irreführenden Bezeichnung ausbuchstabiert werden, obgleich sich deren Unangemessenheit am Gegenstand selbst leicht aufzeigen lässt (M. Jung, Überlegungen zu möglichen Sitz- und Liegepositionen auf der Hochdorfer »Kline«. Arch. Inf. 27(1), 2004, 123–132; Ders., Einige Anmerkungen zum Komplex des Südimportes in späthallstattzeitlichen Prunkgräbern. In: R. Karl/J. Leskovar (Hrsg.), Interpretierte Eisenzeiten 2.

zumeist unspektakulär und unauffällig sind, bedeuten sie wichtige Weichenstellungen im Forschungsprozess, und dies wird bezogen auf die mit einer Ausgrabung verbundenen Tätigkeiten eindrucksvoll dargelegt.

Das Kapitel zum Kulturbegriff und zur ethnischen Deutung behandelt zwar im Unterschied zu dem mit der Ausgrabungspraxis sich beschäftigenden einen bereits ausgiebig erörterten Komplex, auch bergen die Positionen, welche die an dem einschlägigen Diskurs beteiligten Wissenschaftlern vertreten, keine Überraschungen, dank der prägnanten Darstellung lässt sich das Kapitel aber beinahe wie ein Kompendium zum Thema konsultieren. Lehrreich sind insbesondere die Ausführungen dazu, wie in anderen Fächern, vor allem der Ethnologie, entwickelte Modelle adaptiert werden, sowie zum Vergleich der Diskussion in der ur- und frühgeschichtlichen Archäologie mit dem in der Vorderasiatischen Archäologie und Philologie. Für eine dem Laborstudienansatz verpflichtete Untersuchung stellt sich allerdings die Frage, was sich bei einer Betrachtung der ethnischen Deutung eigentlich als Analogon zur Laborsituation interpretieren lässt, denn die Publikationen und auch die ergänzend mit Archäologen geführten Interviews geben nur einen Abhub von der Entstehung der Inskriptionen, auf die sich das Interesse der Autorin richtet.

Die Kritik des Rezensenten gilt in erster Linie einem blinden Fleck in der methodischen Anlage der Studie, den er weniger der Autorin selbst als den Traditionen ihres Faches, der Kulturanthropologie, anzulasten geneigt ist. Bei allem Räsonnement über die Modi der Datenerhebung und -auswertung in der Archäologie bleibt die Reflexion auf diese Prozesse in der eigenen Untersuchung trotz gegenteiliger Versicherung (S. 66) eigentümlich undifferenziert. Fassbar wird dies beispielsweise in der ständigen Konfundierung von *Techniken* der Datenerhebung und *Methoden* der Datenauswertung. Als die angewandten Methoden nämlich werden »die Analyse der aktuellen Literatur, die teilnehmende Beobachtung auf Konferenzen und auf archäologischen Ausgrabungen sowie die Interviews mit Akteuren der archäologischen Wissensentstehung« (S. 66) reklamiert, doch handelt es sich bei den genannten Verfahren gerade nicht um solche der methodisch geregelten Erschließung von Realität, sondern um solche der Gewinnung von Daten, die sich in einem jeweils spezifischen Protokolltyp materialisieren: die durch Literatursichtung Gewonnenen typischerweise in Exzerpten, die durch Konferenzteilnahme in Mitschriften, die durch Interviews in Transkriptionen. Diese Protokolle bleiben dem Leser jedoch verborgen, und er erfährt auch nicht, mit welcher Methode oder welchen Methoden sie dann tatsächlich ausgewertet wurden. Der Nivellierung von Techniken der Erhebung und Methoden der Auswertung korrespondiert im Übrigen die in dem Inskriptionsbegriff angelegte Einebnung der Differenz von Protokoll und Interpretation. Ironischerweise geht die Autorin damit selbst auf eine Weise vor, die sie an dem archäologischen Handeln kritisiert, denn sie produziert Inskriptionen, die sich einer Überprüfung weitgehend entziehen. So bemerkt sie zu der Ausgrabungspraxis: »Die Durchführung der Praktiken kann nur durch Anwesenheit auf der Grabung oder durch einen Blick in die Grabungsdokumentation nachvollzogen werden, aber da es in den archäologischen Wissenschaftlergemeinschaften nicht üblich ist, Einblick in die Dokumentationsunterlagen zu gewähren, bleibt die Einschätzung von

Fallstudien, Methoden, Theorie. Tagungsbeiträge der 2. Linzer Gespräche zur interpretativen Eisenzeitarchäologie. Stud. Kulturgesch. Oberösterreich 19. Linz 2007, 213–225).

Vorgehensweisen zumeist außerhalb einer generellen Überprüfbarkeit« (S. 190). Analog verfährt sie selbst und macht damit eine Sekundäranalyse ihres Materials und die Nachprüfung der Geltung ihrer Schlussfolgerungen unmöglich.[4] Besonders bedauerlich ist, dass man, von Kurzzitaten abgesehen, so gut wie keinen Einblick in das Interviewmaterial erhält.

Das leitet über zu einem zweiten Kritikpunkt. Die Chance, den spezifischen erfahrungswissenschaftlichen Habitus von Archäologen zu beleuchten und die Logik ihres Handelns aus diesem heraus zu erklären, bleibt ungenutzt. Dieser Habitus kann nicht »gelernt« werden im Sinne abzufragender Wissensbestände, er wird vielmehr durch die Verinnerlichung der Struktureigenschaften professionalisierter wissenschaftlicher Praxis erworben und ist daher Resultat eines Bildungsprozesses, nicht eines Lernprozesses (A. Franzmann, Disziplin der Neugierde. Eine empirische Untersuchung zur Professionalisierung von Erfahrungswissenschaftlern auf der Basis nicht-standardisierter Interviews mit Naturwissenschaftlern. i. Ersch.). Mit der Konzeptualisierung des »wissenschaftliches Wissens« als »ein soziales Produkt, das im Spannungsfeld von Praktiken, Übersetzungsprozessen und Interaktionen entsteht« (S. 61), ist der dem vorgelagerte professionalisierte Habitus bereits durch das Raster des als relevant Wahrgenommenen gefallen. Das ist bedauerlich, denn gerade die über die Ausgrabungspraxis sich vollziehende Habitusbildung als Besonderheit der Archäologie stellt ein echtes Forschungsdesiderat dar. Wollte man deren Folgen heuristisch skizzieren, so könnte man sagen, dass die ausgrabungsvermittelte Sozialisation eines Wissenschaftlers zwar einerseits günstige Ausgangsbedingungen für eine Resistenz gegenüber kurzlebigen Theoriemoden, für eine »Erdung« im buchstäblichen Sinne schaffen mag, die aber andererseits auch die Form einer trotzigen, zuweilen sogar kämpferischen Borniertheit gegenüber theoretischem Input generell annehmen kann und die substanziell Neues nur auf der Ebene von Befunden und Funden (und vielleicht noch von technischen Hilfsmitteln) zulässt, nicht aber auf der des theoretischen Bezugsrahmens. Darin liegt auch ein Grund für die außerordentliche Zählebigkeit zumeist während des Studiums rezipierter Lehrmeinungen – man denke nur an W. Kimmigs »Fürstensitzmodell« und dessen diverse Fortschreibungen oder die Persistenz der ethnischen Deutung etwa in der Frühmittelalterarchäologie. Die unselige Unterscheidung der Lager von »Theoretikern« und »Praktikern« in der Archäologie, der sich die Autorin ausführlich widmet, ist nicht nur Ausdruck von Präferenz und Spezialisierung, sondern grundlegender habitueller Differenzen, für deren Rekonstruktion die Interviews als Datengrundlage im Prinzip gut geeignet gewesen wären, artikulieren sich in ihnen doch erfahrungsgemäß nicht nur Meinungen und Einschätzungen, über welche der Interviewte explizit Rechenschaft abzugeben mag, sondern auch ihm nicht bewusste Deutungsmuster und Überzeugungen als Ausdruck des habituellen Wissens. Dass es der Autorin bei den Interviews vor allem um die Erhebung von Inhalten ging und nicht um die einbettende Struktur der Argumentation, die weit eher Rückschlüsse auf den Habitus zuließe, zeigen ihre Anmerkungen zu den Modalitäten des Interviewarrangements. So konzentrierte sie sich

4 Wie aufschlussreich Sekundäranalysen gerade im Bereich der Laborstudien sein können, zeigt R. Burkholz' Reanalyse von Daten, die Knorr-Cetina in ihrer Untersuchung »Zur Fabrikation von Erkenntnis« (Frankfurt a. M. 1991) ausgewertet hat (R. Burkholz, Problemlösende Argumentketten. Ein Modell der Forschung. Weilerswist 2008, 85–204).

auf Archäologen, die als ausgewiesene Experten bezüglich des Problems der ethnischen Deutung gelten können: »Ich habe keine ›Nichtexperten‹ befragt, weil Personen, die sich nicht mit der Thematik der ethnischen Interpretationen beschäftigt hatten, eher abwehrend reagierten, wie ich in Vorgesprächen feststellte« (S. 71). Die begriffliche Durchdringung genau dieser Abwehr wäre aber ein wichtiger Beitrag zum Verständnis der Wissensproduktion von Archäologen gewesen, und die Bemerkung, die faktischen Interviewpartner hätten die Einschätzung der Autorin bestätigt, dass die Vertreter der ethnischen Deutung »auf kritische Anmerkungen mit einem Gefühl der Angegriffenheit reagierten, so dass ein konstruktives Gespräch nicht möglich sei« (S. 71 f.), missversteht die Funktion eines Forschungsinterviews, in dem sich die interessierenden Sachverhalte gestaltrichtig abbilden sollen, ohne dass es aber die Form eines »konstruktiven Gesprächs« im alltagspraktischen Verständnis haben müsste. Im Gegenteil können zum Beispiel die Missverständnisse in einem Interview, in welchem die Beteiligten beständig aneinander vorbeireden, höchst aufschlussreich sein, und zuweilen wird ein Interviewer auch absichtlich kontroverse Stimuli setzen, um das Gegenüber im Dienste seines Erkenntnisinteresses zu provozieren, auch wenn das Interview dann erwartbar einen anderen Verlauf als ein konstruktives Gespräch nehmen wird.

Wie es zu gehen pflegt, hat sich der Rezensent vornehmlich auf das ihm kritikwürdig Erscheinende kapriziert und das Gelungene dieser wichtigen und interessanten Pionierarbeit zur Logik der Produktion archäologischen Wissens im deutschsprachigen Raum eher kursorisch behandelt. Diese Unwucht ist aber, das sei abschließend energisch betont, allein der Pragmatik der Besprechung geschuldet, sie ist keine der Arbeit selbst.

Matthias Jung
Goethe-Universität, Institut für Archäologische Wissenschaften, Abt. Vor- und Frühgeschichte, Grüneburgplatz 1, D-60323 Frankfurt am Main
matjung@stud.uni-frankfurt.de

Jens Martin, Die Bronzegefäße in Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg, Berlin, Sachsen-Anhalt, Thüringen und Sachsen. Prähistorische Bronzefunde Abteilung II, Bd. 16. Franz Steiner Verlag Stuttgart 2009. IX, 198 S. mit 8 Abb., 2 Tab., 59 Taf., 3 Beil. Hardcover. ISBN 978-3-515-09388-0.

Der vorliegende Band ist aus einer 1999 an der Universität Münster angenommenen Dissertation hervorgegangen. Vorgelegt werden 200 bronzene Gefäße, zwölf Goldgefäße und eine Tonschale mit Metallzwecken sowie sieben bronzene Hörner bzw. Trinkhornbeschläge.

In der Einleitung referiert der Verf. die verschiedenen bronzezeitlichen Kulturen bzw. Kulturgruppen, die im Raum zwischen Erzgebirge und Ostsee traditionell in die Forschung eingeführt sind (wie z. B. Elbe-Elster-Gruppe, Saalemündungsgruppe, Helmsdorfer Gruppe). Es bliebe zu prüfen und kartographisch darzustellen, ob sich vor dem Hintergrund dieser Kulturgruppen auch eine unterschiedlich starke Verwendung des Bronzegeschirrs erkennen lässt. Dies gilt natürlich vor allem für die Überlieferung der Bronzegefäße, die im Abschnitt ›Quellenlage und Fundumstände‹ dargelegt wird. Bronzegefäße liegen aus 56 Gräbern vor, wobei sich jeweils raum-zeitliche Schwerpunkte ergeben. Die Gräber der Per. III sind vor allem in Mecklenburg konzentriert, während in Per. IV Gräber mit Metallgefäßen im Gebiet der Lausitzer Kultur bekannt sind. In 46 Depots fanden sich Bronzegefäße, die überwiegend in die Perioden IV und V zu datieren sind. Quantitativ spielen die Horte aber eine überragende Rolle, denn aus ihnen sind drei Viertel der Bronzegefäße im Arbeitsgebiet bekannt.

Wie nicht anders zu erwarten, ist der größte Teil der vorgelegten Bronzegefäße bereits an anderer Stelle veröffentlicht worden, doch finden sich auch Stücke, wie z. B. eine Tasse aus Wusterwitz, Lkr. Potsdam-Mittelmark, die an entlegener Stelle publiziert sind, und bislang nicht in die allgemeine Forschungsdiskussion einbezogen wurden. Viele Gefäße waren freilich mehrfach Gegenstand von ausführlichen Erörterungen, nicht zuletzt in der Reihe Prähistorische Bronzefunde selbst, wobei natürlich auf die klassischen Arbeiten von Gero v. Merhart, Ernst Sprockhoff, Henrik Thrane, Pal Patay oder Berta Stjernquist hinzuweisen ist.

Das älteste Gefäß im vorliegenden Band stammt aus dem bekannten Per. II/III-zeitlichen Grab von Sellin, Lkr. Rügen. Wie bei vergleichbaren Tassen aus Gyldensgård und Löptin handelt es sich um ein gegossenes Bronzegefäß. Diese Fertigungsweise ist weitgehend auf den Nordischen Kreis begrenzt und lässt sich mit der Bronzedose von Seth bis in die Per. II zurückverfolgen. Man wird ergänzen, dass auch in dem 1982 gefundenen Hort von Skeldal neben vier Randleistenbeilen und zwei Meißeln eine Bronzedose mit Deckel gefunden wurde, die vier goldene Noppenringe enthielt (H. Vandkilde, A Late Neolithic Hoard with Objects of Bronze and Gold from Skeldal, Central Jutland. Journal Danish Arch. 7, 1988, 115–135). Die Tradition gegossener Gefäße könnte also im Norden bis in das Spätneolithikum (nach regionaler Terminologie) zurückreichen. Allerdings wurde für das kleine gegossene Gefäß eine Herkunft aus dem Aunjetitzer Raum postuliert (zuletzt T. Mörtz, Das erste Aunjetitzer Metallgefäß in der Fremde? Überlegungen zu Ursprung und Funktion der Schmuckschatulle von Skeldal,

Dänemark. Analele Banatului S.N. 17, 2009, 219–235 = Festschrift für Tudor Soroceanu, hrsg. von L. Dietrich/O. Dietrich/B. Heeb/A. Szentmiklosi). Weitere gegossene Gefäße stammen aus einem Per. III-zeitlichen Grabhügel von Peckatel, Lkr. Mecklenburg-Strelitz und einem vermutlich Per. V-zeitlichen Hort von Wutike, Lkr. Ostprignitz.

Zu den ältesten getriebenen Gefäßen gehört eine Schale des Typus Blatnica, die aus einem Grabhügel von Schwichtenberg, Lkr. Mecklenburg-Strelitz stammt. Das irgendwann zwischen 1839 und 1847 geöffnete Grab enthielt noch einen tordierten Goldarmring und weitere Armringfragmente, die Verf. als Teil einer Frauenausstattung deutet.

Der Schwerpunkt der Untersuchungen des Verf. ist auf die typologische Feingliederung der Tassen der Typengruppen Friedrichsruhe, Fuchsstadt und Jenišovice gelegt. Hierzu wurde der gesamte europäische Fundbestand ausgewertet und in drei Tabellen dargestellt (Beilagen 1–3). Herangezogen wurden unterschiedliche Elemente der Bodengestaltung, der Wandungsverzierung, der Henkelform und Henkelverzierung sowie der Henkelvernietung. Insbesondere die Henkelverzierung spielt bei den Tassen des Typus Friedrichsruhe eine wichtige Rolle und ist sicherlich geeignet, »Querverbindungen zu anderen Gefäßgruppen« aufzuzeigen. Auf der anderen Seite ist der Henkel als sekundäres Merkmal für Chronologie und Produktionszentren von anderer Wertigkeit als der eigentliche Gefäßkörper, da sie hinzugefügt oder ausgetauscht worden sein könnten. Am Beispiel der Blatnica-Schale von Siodłary (Satteldorf), woiw. Opole, lässt sich die lange Laufzeit solch prächtiger Bronzegeschirre erkennen. Pal Patay plädierte für einen frühen Herstellungszeitraum in der Stufe Bz D (in: Trans Europam. Beiträge zur Bronze- und Eisenzeit zwischen Atlantik und Altai. Bonn 1995, 89 ff. bes. 91). In das Depot von Siodłary gelangte die Schale jedoch als ›Altstück‹ in der Zeit von Ha A2/B1. Der Form der Tassen wurde in der Untersuchung von Chr. Jacob (Metallgefäße der Bronze- und Hallstattzeit in Nordwest-, West- und Süddeutschland. PBF II,9. Stuttgart 1995) der entscheidende Gliederungswert zugesprochen. So stellt sich die Frage, ob die Bronzetasse von Žatec in Böhmen, der in der vorliegenden Arbeit – als Variante der Friedrichsruhe-Tassen – die Exemplare von Coswig, Ldkr. Anhalt-Zerbst und Mescheide, Ldkr. Wittenberg zur Seite gestellt werden, aufgrund ihrer Form nicht besser in den Kontext der Blatnica-Tassen zu stellen wäre (S. Hansen, Prähist. Zeitschr. 69, 1994, 235).

Nachdem ein so großer Fundbestand detailliert vorgelegt wurde, verwundert es, dass bislang keine metrischen Gliederungsversuche für das Bronzegeschirr unternommen wurden, die funktionale oder typologische Unterschiede sichtbar machen. Auch die Volumina der Gefäße (S. 141 f. u. Anhang 4, S. 178 ff.) wären in eine solche Analyse einzubeziehen. Da der Autor mit seiner akribischen Merkmalsanalyse versucht, regionale Varianten zu erschließen, wäre eine Kartierung dieser Merkmale in europäischem Maßstab nützlich gewesen. Zur Identifizierung der Werkstätten werden aber letztlich nur herstellungstechnische Untersuchungen weiterführend sein. Auch die Metallanalysen, die inzwischen in nicht geringer Zahl vorliegen (Anhang 3, S. 175 ff.), müssten einbezogen werden, da sich teils erhebliche Unterschiede vor allem beim Zinnzusatz erkennen lassen, der wiederum für die goldglänzende Wirkung des Gefäßes verantwortlich war.

Unter den Bronzetassen sind zwei Exemplare aus einem Depot von Broock, Lkr. Parchim und einem Grabhügel bei Lanken, Lkr. Parchim wegen ihrer singulären

Verzierung mit Ringbuckeln hervorzuheben. Weitere Nachweise für den Dekor sind u. a. eine Amphore aus Herzberg, Lkr. Neuruppin und eine Tasse aus Wolfshagen, Lkr. Prignitz mit ›Uhrpendelmuster‹. Ringbuckel sind ein Dekorelement, das von Goldgefäßen und anderen Goldarbeiten wohlbekannt ist, auf urnenfelderzeitlichen Bronzegefäßen aber nur selten vorkommt, während es in der älteren Hallstattzeit auf Gefäßen häufiger aufzutreten scheint (A. Jockenhövel, Querverbindungen in Handwerk und Symbolik zwischen Gold- und Bronzetoreutik. In: G. U. Großmann [Hrsg.], Gold und Kult der Bronzezeit. Nürnberg 2003, 106–119). Der Ringbuckel und verwandte Motive werden allgemein als Sonnensymbol aufgefasst. Scheiben mit Mittelbuckel, teilweise aus Gold, wurden auch als Anhänger getragen (E. Warembol, Le soleil des morts: Les ors protohistoriques de Han-sur-Lesse [Namur, Belgique]. Germania 77, 1999, 39–69). Die Schutzfunktion des Symbols wird auch daran erkennbar, dass es sich häufig auf Schwertern und Helmen befindet. Das Motiv geht auf die ausgehende Früh- und beginnende Mittelbronzezeit zurück, wo es sich auf Keramik (A. Krzyszowski, Cmentarzysko ludności kultury łużyckiej w Zakrzewie w powiecie sieradzkim. Fontes Arch. Posnanienses 40, 2005, 83 ff. Taf. 6,36; P. Stary, Das spätbronzezeitliche Häuptlingsgrab von Hagenau, Kr. Regensburg. In: K. Spindler [Hrsg.], Vorzeit zwischen Main und Donau. Erlangen 1980, 45 ff.) ebenso findet wie in Form der zahlreichen »Stachelscheiben« (U. Wels-Weyrauch, Stachelscheiben-Colliers: nur zur Zierde? In: F. Verse u. a. [Hrsg.], Durch die Zeiten … . Festschrift für Albrecht Jockenhövel zum 65. Geburtstag. Rahden/Westf. 2008, 275–289). Die Darstellung eines »Ringbuckels« in anderer Technik auf den Blecheimern von Granzin, Lkr. Parchim im Zusammenhang mit den Vogel-Sonnen-Barken-Darstellungen unterstreicht die symbolische Bedeutung des Motivs. Von diesen Darstellungen ist es nur ein kleiner Schritt, auch die Buckelreihen auf Tassen des Typus Friedrichsruhe und vor allem Jenišovice als Teil der Sonnensymbolik zu verstehen, wenn man die Gefäße vom Boden her betrachtet. Das gilt auch für die Schalen des »Typus Biesenbrow«, zu dem die Stücke aus dem eponymen Hort in der Uckermark und Gefäße aus den Geschirrhorten von Herzberg, Lkr. Ruppin und Riesa-Gröbern, Lkr. Großenhain gerechnet werden. Eine Bronzeschale aus Wolfshagen, Lkr. Prignitz weicht von dem üblichen Dekorschema des Typus mit umlaufenden Buckelreihen ab, indem es im Bodenbereich mit zwei Friesreihen aus eng gestellten plastischen Rippen verziert ist. Ein vergleichbarer umlaufender Fries senkrecht gestellter Rippen findet sich auf der großen Schale von Biernacice, woiw. Sieradz (M. Gedl, Die Bronzegefäße in Polen. PBF II,15. Stuttgart 2001, 25 Nr. 25 Taf. 9,25) mit einem Mündungsdurchmesser von 22 Zentimetern. Diese Form der Verzierung besitzt keine direkte Entsprechung, doch bieten sich die Tasse aus dem älterurnenfelderzeitlichen Grab von Očkov (M. Novotná, die Bronzegefäße in der Slowakei. PBF II,11. Stuttgart 1991, 19 f.) und möglicherweise Fragmente aus einem Grab von Milavče in Böhmen (O. Kytlicová, Die Bronzegefäße in Böhmen. PBF II,12. Stuttgart 1991, 62 Nr. 35 Taf. 6,35) zum Vergleich an. Bei der Schale von Milavče sind plastische Rippen mit Kreisbuckelmotiv kombiniert, wie es auch die Goldschale aus einem Per.II/III-zeitlichen Grab von Gönnebek (C. Jacob, Metallgefäße der Bronze- und Hallstattzeit in Nordwest-, West- und Süddeutschland. PBF II, 9. Stuttgart 1995, 125 Nr. 411 Taf. 77,411) erkennen lässt.

In dieser Perspektive ist das leider verschollene Stück aus Wolfshagen von besonderer Bedeutung im Hinblick auf Verbindungen zwischen den Bronze- und den

Goldgefäßen. Darüber hinaus ist der regionale Auffindungskontext hervorzuheben. Denn das Steinkistengrab, aus dem die Schale stammt, findet sich in enger Nachbarschaft zu dem ›Königsgrab‹ von Seddin, das zuletzt wieder in den Fokus der Forschung gerückt wurde (J. Kunow [Hrsg.], Das ›Königsgrab‹ von Seddin in der Prignitz. Kolloquium anläßlich des 100. Jahrestags seiner Freilegung am 12.10.1999. Potsdam 2003). Auch die in diesem Grab gefundenen Schalen sind singuläre Stücke und unterstützen die Vermutung, bei den Schalen aus dem Umkreis des Typus Biesenbrow-Biernanice könne es sich um regionale Erzeugnisse handeln. Die bekannte Amphore ist hingegen der eponyme Vertreter der Gruppe Gevelinghausen-Vejo-Seddin. Sie diente im Grab als Leichenbrandbehältnis, was ebenso im sauerländischen Gevelinghausen der Fall war. Wertvolle Metallgefäße als Urnen zu benutzen, ist eine offenbar nordwesteuropäische Sitte, die sich auch noch weit bis in die Eisenzeit hinein nachweisen lässt (S. Verger, L'incinération en urne métallique: un indicateur des contacts aristocratiques transalpins. In: P. Brun/B. Chaume [Hrsg.], Vix et les éphémères principautés celtiques. Actes du colloque de Châtillon-sur-Seine. Paris 1997, 223–238). Während Seddin natürlich auch durch viele andere Details in einen überregionalen Kontext eingeordnet werden kann, ist der regionale Kontext nicht minder interessant, welcher sich anhand der Vorlage der Bronzegefäße aufhellen lässt. Denn im Umkreis von Seddin finden sich eine Reihe weiterer hochwertiger bzw. außergewöhnlicher Metallgefäße. Die Schalen aus Grabfunden von Wolfshagen, Lkr. Prignitz mit dem ›Uhrpendelmotiv‹ (Nr. 116) und mit dem Rippendekor (Nr. 112) wurden bereits erwähnt. In Kemnitz, Lkr. Prignitz (Nr. 195) fand sich eine weitere Blechamphore in einem »besonders großen« Grabhügel. Aus Kemnitz stammt übrigens auch das Fragment eines Ganzmetallrads des Typus Staade (F. Horst, Die Entwicklung der Produktivkräfte in der Bronzezeit. In: F. Horst/B. Krüger [Hrsg.], Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse in ur- und frühgeschichtlicher Zeit. Berlin 1985, 63–82 Abb. 13). Weitere singuläre Stücke sind die gegossenen Gefäße aus einem Hort von Wutike, Lkr. Ostprignitz (Nr. 5–6), die vom Verf. ebenfalls in die Per. V datiert werden. Zwei weitere Schalen stammen aus unbekanntem Kontext mit Fundortangabe Retzin, Lkr. Prignitz. Diese bronzezeitliche Gruppe herausragender Metallgefäße in der Prignitz findet mit der Rippenziste von Schabernack, Lkr. Prignitz (Nr. 161) ihre hallstattzeitliche Fortsetzung. Mit diesen Bemerkungen sei nur angedeutet, dass sich die besondere Bedeutung des »Seddiner Kulturgebiets« (Wüstemann) auch in der Originalität des Bronzegeschirrs niederschlägt.

In den Bemerkungen zur Funktion der Metallgefäße im Arbeitsgebiet geht der Verf. ausführlich auf die Grabfunde ein, die sicherlich zu Recht der sozialen Oberschicht zugerechnet werden, welche sich möglicherweise auch anhand weiterer Beigaben weiter differenzieren lässt. Neben der grabrituellen Verwendung der Gefäße sieht der Verf. sie in zeremoniellem Umfeld, bei einer »entsprechenden Deutung der Hortfunde«. Der Verf. fragt, ob hinter den Depots mit Bronzegeschirr einzelne oder mehrere Personen stehen. Die Frage wird sich kaum abschließend beantworten lassen. Die Funktion der Metallgefäße im Leben sollte von ihrer Funktion im Totenritual und im Opfer, d. h. ihren spezifischen Niederlegungskontexten, getrennt werden. Gleichwohl stellen die großen Geschirrsätze wie in Dresden-Dobritz und »Großörner« sowie die Gefäße in den reinen Geschirrhorten von Braunsbedra, Thale, Pößneck, Schlettwein, Staaken und Riesa-Gröbern unter dem Aspekt der Funktion der Gefäße im Rahmen der

Deponierung eine Herausforderung für weitere Forschungen dar. Hierzu gibt es entsprechende Vorarbeiten, welche die Stellung der Geschirrhorte zwischen Erzgebirge und Ostsee im Gesamtverbreitungsbild der Bronzegefäße aufzeigen (S. Hansen, Aspekte des Gabentauschs und Handels während der Urnenfelderzeit in Mittel- und Nordeuropa im Lichte der Fundüberlieferung. In: B. Hänsel [Hrsg.], Handel, Tausch und Verkehr im bronze- und früheisenzeitlichen Südosteuropa. München u. a. 1995, 67 ff. Abb. 5), die Fundumstände systematisieren (C. Metzner-Nebelsick, Ritual und Herrschaft. Zur Struktur von spätbronzezeitlichen Metallgeschirrdepots zwischen Nord- und Südosteuropa. In: Dies. [Hrsg.], Rituale in der Vorgeschichte, Antike und Gegenwart. Rahden/Westf. 2003, 99–117) oder die Arrangements der Gefäße, d. h. die Ästhetik des Horts beleuchten (T. Soroceanu, Zu den Fundumständen der europäischen Metallgefäße bis in das 8. Jh. v. Chr. Ein Beitrag zu deren religionsgeschichtlicher Deutung. In: Dies. [Hrsg.], Bronzefunde aus Rumänien. Beiträge zur Veröffentlichung und Deutung bronze- und älterhallstattzeitlicher Metallfunde in europäischem Zusammenhang. Bistrița/Cluj-Napoca 2005, 387–428).

Die Vorlage der Bronzegefäße in den östlichen Bundesländern schließt in willkommener Weise eine Lücke in der Gesamtvorlage des mitteleuropäischen Fundstoffs.

Svend Hansen
Eurasien-Abteilung des DAI, Im Dol 2-6, 14195 Berlin
svh@dainst.de

Marek Gedl, Die Lanzenspitzen in Polen. Prähistorische Bronzefunde Abteilung V, Bd. 3. Franz Steiner Verlag Stuttgart 2009. IX, 127 S., 60 Taf. Hardcover. ISBN 978-3-515-09353-8.

Marek Gedl legt im Corpus-Werk ›Prähistorische Bronzefunde‹ nun die Lanzenspitzen vor, nachdem er bereits für die Fundvorlage zahlreicher anderer Fundgruppen verantwortlich zeichnete. Der schmale Band enthält 388 bronzene Lanzenspitzen, 159 eiserne Lanzenspitzen und -schuhe sowie 79 Spitzen aus Knochen und Geweih. Über 50% der bronzenen Lanzenspitzen waren nicht im Original verfügbar und müssen als Kriegsverluste gelten.

In der vom Autor bekannten klaren Diktion werden mit den Abschnitten »Funktion«, »Herstellung«, »Chronologie« und »Forschungsstand und Quellenlage« Grundlagen für die folgende Behandlung des Fundstoffs gelegt. 38% der bronzenen Lanzenspitzen stammen aus Horten, 32% von ihnen sind »Einzelfunde« und bei 15% sind die Fundumstände unbekannt. Nur 13% lassen sich mit Gräbern der Bronze- und Früheisenzeit in Verbindung bringen. Bei den Eisenlanzenspitzen verhält es sich ganz anders. 70% von ihnen stammen aus früheisenzeitlichen Gräberfeldern, 13% fanden sich in Horten, was den Wechsel der Deponierungssitten deutlich unterstreicht. Bezüglich der »Einzelfunde« bronzener Lanzenspitzen hat Oliver Dietrich in seiner Besprechung des vorliegenden Werkes (Prähist. Zeitschr. 85, 2010, 133) bemerkt, dass sich Depot-

und Einzelfunde offenbar weitestgehend ausschließen, woraus sich ein Argument für die Ansprache der Einzelfunde als Einzeldeponierungen ableiten lässt.

Die Typengliederung der Lanzenspitzen ist detailliert und erkennbar am Fundmaterial angrenzender Regionen orientiert. Sie widerspricht wohltuend der in der Einleitung geäußerten Ansicht, die »Lanzenspitzen gehören nicht zu der Kategorie von Gegenständen, die chronologisch signifikante Merkmale besitzen« (S. 1). Natürlich lassen sich nicht alle Lanzenspitzen ebenso präzise wie Schwerter zeitlich festlegen, doch kann für einen überraschend hohen Anteil ein recht enger Datierungsansatz ermittelt werden (S. Hansen, Die Metalldeponierungen der Urnenfelderzeit im Rhein-Main-Gebiet. Bonn 1991, 27 ff. Taf. 16–22). So eignen sich schon die Längen-Breiten-Indices der Lanzenspitzen für eine erste Gliederung. Auch das Verhältnis von freiem Tüllenteil zu Blatt ist signifikant. Durch ein enges Messraster lassen sich vielfach auch stark überarbeitete Lanzenspitzen von formtreuen Stücken unterscheiden. Der Dekor ist ebenfalls zeitlich signifikant.

Nur wenige Bemerkungen zur Gliederung der Bronzelanzenspitzen seien angefügt. Mit Hilfe dieser Elemente wird man die Gruppe der »lorbeerblattförmigen Lanzenspitzen« sicherlich differenzieren müssen. Die Stücke aus dem Depot von Żyrardów (Nr. 2) und einem Grab von Szarlej (Nr. 3) sind sicherlich frühbronzezeitlich, werden von M. Gedl jedoch jünger, in die Stufe Bz II, datiert. Das optisch ähnliche, von Gedl zu Recht in die Stufe Ha A1 datierte Exemplar von Malczkowo dürfte hingegen stark überarbeitet worden sein. Die Spitze von Brzezinki gehört hingegen gar nicht in den Kreis der lorbeerblattförmigen Lanzen, sondern dürfte ein geschweiftes Blatt besessen haben und lässt sich vor allem wegen des Dekors gut mit einer in die Stufe Ha B1 datierten Spitze aus dem Rhein bei Mainz (Ebd. Taf. 19,82) verbinden. Nicht ganz glücklich werden mit den Nummern 103–119 Lanzenspitzen zusammengefasst, die dem frühbronzezeitlichen Typus Bagterp (G. Jacob-Friesen, Bronzezeitliche Lanzenspitzen Norddeutschlands und Skandinaviens. Hildesheim 1967, 89 ff. Taf. 1 ff.) nahe stehen sollen, doch in die Stufen Bz IV und V datiert werden. Ein Vergleich dieser Stücke mit den von Jacob-Friesen abgebildeten echten Bagterp-Spitzen macht die Unterschiede sofort deutlich: diese sind gedrungene Lanzenspitzen mit relativ großer Tülle, was allenfalls für einen Einzelfund aus Gola (Nr. 104) zutreffen mag. Alle anderen Stücke gehören hingegen zu anderen Typengruppen. Am Beispiel der Lanzenspitzen mit gestuftem oder geripptem Blatt Nr. 261–27 (ohne die Nr. 273 und wahrscheinlich auch nicht 274 und 276) lässt sich der starke Überarbeitungsgrad der Lanzenspitzen aus Polen erkennen. Kaum ein Stück dürfte der Originalform entsprechen (Nr. 261–262). Bei allen anderen wurde, nachdem die Spitze abbrach oder das Blatt schartig wurde, das Blatt neu gestaltet. Dies scheint mir auch für die übrigen Lanzenspitzen in hohem Maße zuzutreffen.

Der Autor hat die Lanzenspitzen in Gruppen gegliedert und Einzelstücke mit Blick auf die Nachbarländer zeitlich eingeordnet. Seiner enormen Materialkenntnis wird man sicher gerne folgen. Aus Gründen der starken Überarbeitung ist es freilich nicht überraschend, dass im Einzelfall Unsicherheiten in der Zuweisung einzelner Lanzenspitzen zu bestimmten Typengruppen bestehen bleiben. Diese werden dadurch noch immens vergrößert, dass ein so großer Teil der Funde im 2. Weltkrieg zerstört oder gestohlen wurde und nur noch in Abbildungen verfügbar ist, so dass beispielsweise eine metrische Aufnahme im gewünschten Umfang unmöglich ist. Es ist deshalb dem Autor als

besonderes Verdienst anzurechnen, dass er sich dennoch der mühevollen Aufgabe unterzogen hat, diesen sperrigen Fundstoff zu sammeln, akribisch zu dokumentieren und ihn in diesem Band geschlossen vorzulegen. Er hat damit einen wichtigen Denkmälerbestand mit all seinen kriegsbedingten Lücken der archäologischen Forschung zugänglich gemacht, wofür ihm sehr zu danken ist.

Svend Hansen
Eurasien-Abteilung des DAI, Im Dol 2-6, 14195 Berlin
svh@dainst.de

Klaus Finneiser/Petra Linscheid/Meliné Pehlivanian, George Schweinfurth. Pionier der Textilarchäologie und Afrikaforscher. Skulpturensammlung und Museum für Byzantinische Kunst. Staatliche Museen zu Berlin – Stiftung Preußischer Kulturbesitz Berlin 2010, 96 S. mit zahlr. Ill., Broschur. ISBN 978-3-88609-682-4.

Die Rolle von Georg Schweinfurth (1836–1925) als geographischer Entdecker und Erforscher Nordafrikas ist schon des Öfteren und recht frühzeitig Gegenstand von umfangreichen historiographischen Untersuchungen gewesen.[1] Seine diesbezüglichen Bücher, vor allem sein Hauptwerk[2], sind in späteren Jahren noch einige Male veröffentlicht worden, als gekürzte Nachauflagen[3] oder als Neuausgabe bzw. Reprint[4]. Auszüge von Reiseberichten aus seinen »Entdeckungsbüchern« sind in entsprechenden Sammelwerken publiziert worden.[5] Sogar die Edition seines Briefwechsels mit seinem ebenfalls als Afrikaforscher nicht unbedeutenden Schwager, Gerhard Rohlfs, über einen afrikanischen Jungen, den Schweinfurth mit nach Deutschland gebracht hatte und seiner Schwester und seinem Schwager zur Erziehung und Ausbildung in Weimar überließ, liegt vor.[6] Auch in relevanten Nachschlagewerken wird Schweinfurth mehr oder weni-

1 Beispielsweise K. Guenther, Georg Schweinfurth – Lebensbild eines Afrikaforschers. Briefe von 1857–1925 (Stuttgart 1954); E. Keienburg, Ein Herz für Afrika. Mit Georg Schweinfurth ins Innere des schwarzen Erdteils (Berlin 1957).

2 G. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika. Reisen und Entdeckungen im centralen Aequatorial-Afrika während der Jahre 1868 bis 1871, 2 Bde. (Leipzig 1922 u. 1924) [englische Erstausgabe: London 1874].

3 Beispielsweise G. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, 1868–1871 [=Edition Erdmann] (Stuttgart 1984); Ders., Im Herzen von Afrika. Reisen und Entdeckungen im zentralen Äquatorial-Afrika während der Jahre 1868–1871, hrsg. von Reinhard Escher (Leipzig 1986).

4 Etwa G. Schweinfurth, Arabische Pflanzennamen aus Ägypten, Algerien und Jemen, hrsg. von Esther Krosigk (Saarbrücken 2007); Ders., Auf unbetretenen Wegen in Ägypten, hrsg. von Esther Krosigk (Saarbrücken 2007); Ders., Im Herzen von Afrika. Reisen und Entdeckungen im centralen Äquatorial-Afrika während der Jahre 1868 bis 1871 (o. O.: Nabu Press 2010).

5 Beispielsweise E. Keienburg, Ein Herz für Afrika. Mit Georg Schweinfurth im Inneren des Schwarzen Erdteils (Berlin 1957).

6 U. van der Heyden/H. Gnettner, Allagabo Tim. Der Schicksalsweg eines Afrikaners in Deutschland. Dargestellt in Briefen zweier deutscher Afrikaforscher (Berlin 2008).

ger ausführlich gewürdigt.[7] Er besitzt einen festen Platz in der Wissenschaftsgeschichte der Afrikanistik und Ägyptologie.[8]

Kaum jemand dürfte jedoch wissen, dass dieser eigentlich naturwissenschaftlich ausgebildete Forscher sich auch bleibende Verdienste als Archäologe und wissenschaftlicher Sammler erworben hat.

Als promovierter Naturwissenschaftler bereiste Schweinfurth erstmals in den Jahren 1863 bis 1866 ausgiebig Ägypten, den Ostsudan und die Küstengebiete des Roten Meeres. Er wollte die bislang in Europa noch weitgehend unbekannte Botanik in diesen Regionen erforschen. Neben seinen Beschreibungen der Pflanzenwelt kam er auch zu neuen Erkenntnissen über die geographischen Gegebenheiten in den bereisten Gebieten. So konnte er die bislang unvollständig vorliegenden geographischen Karten überarbeiten und vervollkommnen, was letztlich seinen Ruf als Afrikaforscher begründete.[9] Auf Grund seiner erfolgreichen Forschungen wurde er von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften mit der botanischen Erforschung des Niltals beauftragt. Auf dieser Reise von 1868/69 bis 1871 drang er weit in den afrikanischen Kontinent ein und gelangte bis an den Quellfluss des Kongo. Von dieser Reise brachte er nicht nur den jungen Allagabo Tim mit nach Deutschland, sondern lieferte auch zuverlässige Informationen über bislang wenig bekannte ethnische Gemeinschaften im Landesinneren; so von den Pygmäen. Wenngleich er den damaligen Zeitumständen entsprechend dem Drang des deutschen Kaiserreichs nach der Schaffung eines eigenen Kolonialreiches nicht ablehnend gegenüberstand und bei einigen afrikanischen Ethnien in übertriebenem Maße Kannibalismus vermutete,[10] trat er doch der indigenen Bevölkerung und ihren Kulturen recht unvoreingenommen und interessiert entgegen. Seine Beschreibungen des Fremden waren nicht, wie zu seiner Zeit durchaus üblich, von Rassismus und übermäßigem Paternalismus durchdrungen.

Seine große Liebe galt jedoch Ägypten und der ägyptischen Kultur. Er lebte 1875 bis 1888 überwiegend in Kairo und gründete dort die Ägyptische Geographische Gesellschaft. Mehr als 40 Mal lebte er für längere oder kürzere Zeit im Land der Pharaonen. Von hier aus startete er weitere Forschungsreisen in Wüsten, um die dortige Pflanzenwelt zu erforschen. Es interessierten ihn zunehmend die archäologischen Zeugnisse der vergangenen Pharaonenreiche. Schweinfurth restaurierte in Gräbern gefundenen jahrhundertealten Pflanzenschmuck und sammelte bei Grabungen auch anderen Schmuck, Waffen, Gegenstände des alltäglichen Bedarfs und sonstige Artefakte.

Der deutsche Forscher konnte sich so eine der größten Privatsammlungen zum alten Ägypten anlegen. Die botanischen Sammlungen befinden sich heute im Botanischen Museum in Berlin, einige andere Gegenstände vermachte er der heutigen

---

7 Beispielsweise W. Krämer (Hrsg.), Die Entdeckung und Erforschung der Erde (Leipzig 1971) 378–379; H. Pleticha/S. Augustin (Hrsg.), Lexikon der Abenteuer- und Reiseliteratur von Afrika bis Winnetou (Stuttgart u. a. 1999) 181; F. Salentiny, DuMonts Enzyklopädie der Seefahrer und Entdecker. Von Amundsen bis Zeppelin (Köln 2002) 317.

8 E. Endesfelder, Georg Schweinfurth (1836–1925) – Forscher in Ägypten und Zentralafrika. In: C. Greifenow-Mewis (Hrsg.), Afrikanische Horizonte. Studien zu Sprachen, Kulturen und zur Geschichte (Wiesbaden 2007) 69–74.

9 M. Linke, Georg Schweinfurth und sein Wirken als Geograph. Petermanns Geogr. Mitt. 4, 1977, 247–251.

10 Ch. Marx, Der Afrikareisende Georg Schweinfurth und der Kannibalismus. Überlegungen zur Bewältigung der Begegnung mit fremden Kulturen. Wiener Ethn. Bl. 34, 1989, 69–97.

Humboldt-Universität zu Berlin. Ein Teil seiner umfangreichen Sammlung ist Kriegsverlust; ein anderer Teil wird noch in Polen vermutet.[11]

Ein großer Teil der Schweinfurthschen Sammlung, nämlich der der altägyptischen Pflanzen bzw. Pflanzenreste gelangte ins Berliner Ägyptische Museum. Außerdem schenkte der berühmte Afrikaforscher dem Museum neben Muscheln, Öllampen, Amuletten auch 450 Textilien aus spätantiker bis frühislamischer Zeit. Vornehmlich die Textilien, aber auch eine ganze Reihe anderer Gegenstände des alltäglichen Gebrauchs der alten Ägypter, ebenso geographische Karten, Publikationen, Tagebücher von Schweinfurth wurden 2010 in einer kleinen Ausstellung des Museums für Byzantinische Kunst auf der Berliner Museumsinsel gezeigt. Hierzu entstand ein kleiner aber feiner Katalog. Kurze Einleitungen der drei Herausgeber geben einen Überblick über Leben und Werk von Georg Schweinfurth, bevor die Exponate der Ausstellung in Wort und Bild vorgestellt werden. Eine nützliche und interessante Publikation liegt hiermit vor.

Ulrich van der Heyden
Humboldt-Universität zu Berlin, Seminar für Religions- und Missionswissenschaften,
Invalidenstraße 110, 10099 Berlin
h1107dpp@rz.hu-berlin.de

11 A. Nodzyńska, Georg Schweinfurth's Nachlass in the Jagiellonian University Library. Stud. Ancient Art and Civilization 10, 2007, 1–7.